

Gerald Messadié

# **Teufel, Satan, Luzifer**

Universalgeschichte  
des Bösen

Aus dem Französischen  
von Michaela Meßner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe  
September 1999  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 1993 Editions Robert Laffont, S. A., Paris  
Titel der Originalausgabe:  
Histoire generale du diable  
© für die deutschsprachige Ausgabe:  
1995 Vito von Eichborn GmbH & Co. Verlag KG,  
Frankfurt am Main  
ISBN 3-8218-1156-0  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes >Der Teufel  
hält dem hl. Augustinus das Buch der Laster vor< (1483)  
von Michael Pacher, © AKG, Berlin  
Satz: Fuldaer Verlagsanstalt GmbH, Fulda  
Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,  
Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany • ISBN 3-423-30730-7

# Inhalt

Vorwort .....	7
Die vieldeutigen Dämonen von Ozeanien .....	19
Indien - Vom Bösen errettet .....	52
China und Japan - Exorzismus durch Schrift.....	79
Zarathustra, die ersten Ajatollahs und die wahre Geburt des Teufels.....	101
Mesopotamien oder die Einführung der Schuld .....	126
Die Kelten oder 35 Jahrhunderte ohne Teufel.....	144
Griechenland oder Die Demokratie treibt den Teufel aus .....	165
Rom oder die Ächtung des Teufels .....	193
Ägypten oder die undenkbare Verdammnis .....	210
Afrika, die Wiege der religiösen Ökologie.....	228
Die Indianer Nordamerikas oder die Erde als Vaterland.....	250
Das Rätsel um Quetzalcoatl, die Gefiederte Schlange und den Gott-der-weint .....	268
Israel oder die Dämonen als himmlische Diener des modernen Teufels .....	291
Der Teufel im Urchristentum oder die Verwechslung von Ursache und Wirkung.....	319

Die Tiefe Nacht des Abendlandes: Vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution .....	341
Der Islam und der Teufel als Staatsbeamter .....	362
Statt eines Schlußworts.....	384
Anmerkungen .....	390

# Vorwort

## *Warum diese Geschichte geschrieben wurde*

Mitte der achtziger Jahre bot sich der Weltöffentlichkeit ein merkwürdiges und durchaus lehrreiches Beispiel, wie die Erdkunde sich ändert. Der damalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Ronald Reagan, der sich übrigens intensiv mit Astrologie beschäftigte, hatte die damalige UdSSR als das »Reich des Bösen« bezeichnet. Und das faktische Oberhaupt des Iran, der Ajatollah Chomeini, betitelte die Vereinigten Staaten als »Erzteufel«. Diese rhetorischen Ergüsse bewiesen, daß die Hölle, das Reich des Bösen, nicht für jedermann am selben Ort ist. Und sie zeigten, daß man den Teufel für politische Zwecke nutzen kann, denn bekanntlich ist die Politik das Reich der Lüge.

Erneut wurde dem Teufel im Jahre 1992 eine politische Rolle zugewiesen. Ali Benhadj, Führer der algerischen islamischen Heilsfront, erklärte: »Jede Partei, die sich von den Geboten Gottes, des Korans und der Sunna entfernt, vertritt die Partei des Teufels...«, und siedelte damit sämtliche politischen Parteien der Erde in der Hölle an. Derselbe Ideologe faßte die geheime Rolle des Teufels in folgende Worte: »Was die Demokratie betrifft, so bleibe ich dabei, daß in einer muslimischen Nation die oberste Macht einzig und allein in den Händen Gottes liegen kann. Wir glauben nicht an die Macht des Volkes über das Volk, sondern an die Macht Gottes über das Volk.«

Daraus müßte man eigentlich schließen, daß es den Teufel als Widersacher des Schöpfers in einer Demokratie nicht gibt, weil es Gott dort nicht gibt. Umgekehrt ist eine laizistische Gesellschaft natürlich eine Gesellschaft des Teufels.

Solche Aussagen laden ein zu Entrüstung und Ironie. Doch seit seiner Entstehung hat das Christentum sich der weltlichen Macht be-

dient und nach dem Grundsatz geherrscht, daß es den Teufel gibt und daß er überall am Werk ist, wo dem vereinten Willen von König und Papst zuwidergehandelt wird. Zigtausende wurden dieser theokratischen Staatsauffassung geopfert. Erst die Französische Revolution hat dem ein Ende gesetzt.

Gibt es den Teufel? Wenn man eine so ambitionierte Frage stellt, ist Bescheidenheit angebracht. Da ich katholisch aufgewachsen bin, unternahm Familie und Schule in meiner Kindheit zahlreiche Versuche, mich von des Teufels Existenz zu überzeugen. So drohte man mir an - ich weiß nicht mehr als Strafe für welchen Streich -, er werde in der Nacht kommen und mich an den Füßen packen. Das war ein schwerer pädagogischer Fehler, denn ich zog daraus den Schluß, daß eine theoretisch so bedeutsame Person kaum Respekt verdiente, wenn sie an einem Kind derart lächerliche und derbe Späße verübte. Schlimmer noch war der Ort, den die Erwachsenen dem Teufel zugeteilt hatten: er pflege sich auf den Toiletten herumzutreiben - das erstaunte mich sehr, aber vielleicht litt er ja unter Verdauungsstörungen, dachte ich. Oder es hieß, er spuke im Keller herum, was ihm auch nicht mehr Respekt einbrachte. Wenn man die Ehre hat, Gottes Gegenspieler zu sein, dann wohnt man woanders. Ich bleibe bis heute bei der Feststellung, daß man immer den kürzeren zieht, wenn man Kindern dummes Zeug erzählt. Denn gerade dieser höllische Unsinn legte in mir den Keim für den Zweifel an der Existenz des Teufels.

Aber sie ließen nicht locker. Er habe Jesus in der Wüste in Versuchung geführt. Das kam mir suspekt vor. Der Teufel mußte reichlich blöd sein, wenn er dem Sohn Gottes Reiche versprach, die diesem doch schon gehörten. Wie konnte man ihn da als »den Bösen« bezeichnen? Entweder war Jesus gar nicht der Sohn Gottes, oder aber der Teufel, der doch angeblich die geheimsten Gedanken lesen konnte, wußte es nicht. Jedenfalls begann das alles wenig verheißungsvoll.

Im Religionsunterricht der Jesuitenpatres hieß er Satan, was nichts weiter heißen will, denn das Wort ist abgeleitet von dem arabischen Wort *sheitan*, und das heißt wiederum ganz einfach Teufel. Nun gut,

man erklärte weiter, er sei Engel an der Seite Gottes gewesen und zwar bis zu dem Augenblick, als er der Versuchung des Hochmutes erlag, sich gegen seinen Herrn auflehnte und bei seinem Fall noch ein paar weitere böse Geister mit sich fortriß. Versuchung? Aber das heißt doch, daß es sie schon vor ihm gegeben hat, warf ich ein, und daß das Böse vor ihm existierte. Wie konnte das sein, wenn er doch angeblich der Erfinder des Bösen war? Diese Argumentation brachte Pater de Vrégille in Harnisch, und in meinem Zeugnis hieß es, ich habe schädliche Gedanken. Heute, ein halbes Jahrhundert später, ist die Frage noch immer ungeklärt, und keine theologische Abhandlung hat mir je Aufschluß über diesen Punkt geben können.

Außerdem hieß er auch Luzifer oder Beelzebub und hatte noch zwanzig weitere Namen. Ich fand ihn überall wieder. Es heißt, Luther habe ihn gesehen und ihm das Tintenfaß an den Kopf geworfen. Und dann gab es da noch die »nachgewiesenen« Fälle von Besessenheit. In einem Gespräch auf einer Terrasse am Nil erfuhr ich von Aldous Huxley, der damals gerade *Die Teufel von Loudun* geschrieben hatte, daß die beschriebenen Halluzinationen wahrscheinlich durch das Mutterkorn im Roggen ausgelöst worden waren. Tatsächlich verursacht dieser Parasit geistige Verwirrung und selbst Visionen. Wir werden nie erfahren, ob nicht auch Luther Brot aus verdorbenem Getreide gegessen hat.

Ich sollte noch oft Grund zum Staunen haben. Zum Beispiel die bildliche Darstellung des Teufels; aus welchem Grund war er im mittelalterlichen Abendland meistens eine karikierende Variante des antiken Gottes Pan, mit menschlichem Körper, aber mit Hörnern und Bocksfuß? Und warum wurde das Böse bei den Europäern so häufig reptilhaft dargestellt, während Ägypter und Azteken die Schlange vergöttlichten? Und vor allem, wie hatten es Griechen und Römer fertiggebracht, ohne Teufel auszukommen? In keinem ihrer Mythen findet sich eine Entsprechung.

Im Laufe der Jahre ließ man nichts unversucht, mich über die Teufelsfrage in die Theologie hineinzuziehen. Gott mußte zwangsläufig seine symmetrische Entsprechung haben, denn sonst wäre er selbst schuld am Unglück der Menschheit. Ein schönes Beispiel induktiver

Beweisführung. War Gott also auf Erden nicht allmächtig? Das schon, so hieß es, doch er schalte den Willen der Menschen davor; sie müßten sich selbst gegen die Versuchung wehren. Sehr schön, was war aber dann mit Kindern, die an einer Krankheit gestorben waren? Da sei der unergründliche Wille des Schöpfers am Werk. Wenn aber der Wille des Schöpfers unergründlich war und auch den Bereich des Bösen einschloß, vielleicht kam dann auch das übrige Unglück der Menschheit von ihm? Gotteslästerung! Die Priester wiesen mich zu recht. »Geben Sie sich den Mysterien des Glaubens hin!« Das hätte ich ja gerne getan, aber wieso hat mich der Schöpfer dann mit Vernunft begabt? Ist sie nicht dazu da, daß ich mich ihrer bediene? Papiñi brachte mich gänzlich in Verwirrung: Da Gott unendlich gut ist, wird er am Ende aller Zeiten wohl auch seinem alten Feind verzeihen. Diese zukünftige Großmut erschien mir einleuchtend. Aber ihre Konsequenzen waren pervers; es macht doch keinen Sinn, gegen einen Angeklagten vorzugehen, der am Ende freigesprochen werden sollte.

Sonderbar ist es schon, daß sich die säkulare Welt ein wesentlich prägnanteres Bild vom Teufel gemacht hat. Also kehrte ich der Theologie den Rücken; nun sah sich die moderne Welt einem paradoxen Konflikt ausgesetzt. Der Teufel wurde nicht mehr mit derselben Erbarmungslosigkeit bekämpft, keine Prozesse, Scheiterhaufen und ähnliche Mittel wie zu Zeiten der heiligen Inquisition. Dafür kam er jetzt überall hervor, wie man an Reagan und Chomeini sehen konnte. Und das mitten in der »Moderne«.

Die Illusion von der Moderne ist mächtig. Um so mehr, als »modern« ein sinnentleerter Ausdruck ist. Ich fürchte sehr, modern ist man wohl oder übel... Die Illusion der Moderne ist es, daß der alte Aberglaube über Bord gegangen wäre, schließlich veranstalten wir ja keine Hexenprozesse mehr. Was nicht ausschließt, daß immer noch an vielen Orten der Welt Menschen massakriert werden, die man beschuldigt hat, im Namen des Teufels Menschen zu verhexen.

Sobald man das Böse definiert und damit auch benennt, sobald es einen Stellvertreter hat, gibt man am Ende der Versuchung nach, es zu lokalisieren. Und wenn das getan ist, gibt es nur noch ein Ziel: sei-

ne Beseitigung. So rief Reagan zur Vernichtung des Iran und Chomeini zu Vernichtung der Vereinigten Staaten auf, auch wenn ihre Schlußworte hohl klangen, da der eine doch noch mit der UdSSR verhandelte, und der andere heimlich mit dem Erzteufel den Austausch von Waffen und Gefangenen besprach.

Es hätte durchaus auch passieren können, daß Reagan und Chomeini im Eifer des Gefechts ihrer besonderen Schwäche nachgegeben hätten; denn unsere Zeitgenossen sind zum größten Teil damit beschäftigt, die Werkzeuge des Bösen und deren Obermeister zu ermitteln, zu identifizieren, zu benennen, zu klassifizieren und zu lokalisieren. Kein Tag vergeht, ohne daß nicht irgend jemand proklamierte, wer oder was *böse* ist: Krethi und Plethi, außerdem noch das Auto, das Fernsehen, die Rockmusik, die Arbeitslosigkeit, AIDS, urbane Überlastung, Drogen, Umweltverschmutzung, die Sexualität, die Asylbewerber, die Araber, die Juden, der KGB, die CIA, Le Pen, Bush, Chirac, Pinochet, Margaret Thatcher, Giscard, Pol Pot, das birmanische Regime, der »Faschismus«, der Kapitalismus, der Lärm, die Zigaretten, der Krebs, die Atomkraftwerke - habe ich etwas ausgelassen? Jeder ist des anderen Teufel.

Wohl oder übel nehmen wir teil an einem unablässigen, verkappeten Krieg gegen das Böse, der einen grenzenlosen Fanatismus schürt. Schon allein die unablässige Gegenüberstellung von Gut und Böse versetzt das Bewußtsein in ständige Bereitschaft zu Feindseligkeit und Mißtrauen, zu Intoleranz und Mord. Das Fremde ist immer der Feind, und in dieser Haltung ist am Ende alles fremd. Wir sind also vom Bösen eingekreist, und wir blenden alle Zwischentöne aus. Im 14. Jahrhundert vertrieb das katholische Frankreich die Juden mit beispielloser Brutalität, weil man Werkzeuge Satans und damit Feinde in ihnen erblickte. Nicht zu vergessen, daß Jeanne d'Arc, die sonderbarerweise der nostalgischen katholischen Rechten als Idol dient, auf dem Scheiterhaufen endete, weil die Kirche sie der Hexerei beschuldigt hatte. Und als Frankreich im 16. Jahrhundert daran ging, die Protestanten niederzumetzeln, geschah es aus ähnlichen Gründen.

Das System des Teufels, Stifter eines logischen Deliriums, übt ei-

nen beachtlichen politischen Einfluß aus. Man könnte sogar sagen, die Existenz des Teufels ist im wesentlichen eine politische Angelegenheit.

Die erstaunlichste Wirkung dieses Systems liegt in der Denaturierung des moralischen und philosophischen Denkens, die in der Ideengeschichte eine totale Novität darstellt. Ich meine damit den Glauben an die »Banalisation des Bösen«. Diese Formulierung kam vor etwa dreißig Jahren in ganz und gar ehrenwerter Absicht in Gebrauch. Es war eine Frau, die damit ihre aufrichtige Trauer äußerte, Hannah Arendt. Es interessiert wenig, daß diese Philosophin mit Martin Heidegger, dem umstrittensten zeitgenössischen Denker, liiert war; nach ihrer Überzeugung hat uns das Beispiel des Bösen, das heißt des Nazismus, derart niedergeworfen, daß wir stumpf geworden sind und das Böse für uns etwas Normales geworden ist. Mit diesem Prädikat wurde die »Postmoderne« inauguriert, wie zahlreiche respektable Denker sie beschrieben haben, in deren Augen die Geschichte nach Auschwitz tot ist.

Dies ist ein beredtes Beispiel dafür, wie gefährlich es ist, an den Teufel zu glauben und obendrein noch daran, daß wir uns nicht mehr vor ihm fürchten. Nur eine Minderheit machte sich früher klar, daß Stalin und der sowjetische Kommunismus nicht wesentlich besser waren als der Nationalsozialismus und im selben Maße verdienten, verteufelt zu werden. Wenn man schon unbedingt derart beschämende Berechnungen anstellen will, dann waren die Gulags den KZ »ebenbürtig«. Aber niemand wollte an einen sowjetischen Antisemitismus glauben, aus Angst, sich dadurch dem Vorwurf des Antisowjetismus auszusetzen. Als Viktor Krawtschenko 1949 als erster öffentlich die Gulags anprangerte, gab es einen Skandal und großes Protestgeschrei. Man bezeichnete ihn als amerikanischen Agenten, als Verleumder; und Sartre bezichtigte Krawtschenko der willkürlichen Montage von Texten. »Der Teufel, das ist Hitler, das ist Nazideutschland, warum wollen Sie das leugnen? Ist es am Ende etwa Ihre Absicht, das schreckliche Martyrium Leningrads und die grausamen Naziverbrechen gegeneinander aufzuwiegen?« Davon konnte selbstverständlich keine Rede sein; der Kern der Sache ist, daß man

den Teufel lokalisiert und ihm ein festumrissenes Herrschaftsgebiet zugewiesen hatte. Er konnte sich also gar nicht anderswo aufhalten, und wenn Stalin gegen Hitler gekämpft hatte, bedeutete dies, daß er trotz seiner »menschlichen Unvollkommenheit« gut war.

So hat Europa - und zwar das bessere, das intellektuelle, das feinsinnige, das gebildete Europa - praktisch bis Gorbatschow an der Illusion festgehalten, die KPdSU sei der Hoffnungsstrahl der Linken. Picasso war ein großer Maler, weil er Kommunist war, und Franco ein Schurke, weil er die Republikaner vernichtet hatte. Malraux und Sartre nährten diese im Grunde radikal religiöse Illusion. Malraux war seiner intellektuellen Struktur nach durch und durch religiös. Er schrieb: »Das 21. Jahrhundert wird religiös sein oder gar nicht.« Gott bewahre uns davor! Wer nicht links war, der war rechts und damit ein Komplize der »Faschisten« (eine Sprachverwirrung, die einen eklatanten Mangel an politischer Bildung offenbarte und den Hang, alles in einen Topf zu werfen; denn Nationalsozialismus und Faschismus sind ihrem Wesen und ihrer Praxis nach verschiedene Systeme). Ich will hier nicht die Konsequenzen dieses außergewöhnlichen Irrtums aufzeigen. Mein Anliegen ist es vielmehr, die verhängnisvollen Folgen der Verteufelung der Welt und damit des Glaubens an den Teufel bloßzulegen.

Ein kleiner Blick in die Geschichte könnte uns aber in die Lage versetzen, diese im Grunde theologische Grundhaltung zu demontieren. So zeigt der Hitler-Stalin-Pakt, daß der Teufel Stalin mit dem Teufel Hitler handelseinig geworden war, und daß der sowjetische Teufel aufhörte, im strikt politischen Sinne ein Teufel zu sein.

Allerdings weiß ich nicht so recht, was *die* Geschichte eigentlich sein soll, und ich bezweifle, daß man es jemals erfährt. Seit dem 1. Jahrhundert schon hätten uns gute Gründe dazu bewegen können, geschichtliche Abhandlungen zu beargwöhnen. Denn Flavius Josephus, der gewissenhafte Geschichtsschreiber (der aber auch an den Teufel glaubte!), erwähnt in seinen beiden Werken *Der jüdische Krieg* und *Über das hohe Alter des jüdischen Volkes* so gut wie nie das entscheidende Ereignis, das die beiden nächsten Jahrtausende bestimmen sollte: die öffentliche Anklage Jesu und seine Verurteilung zum

Tode. Er war zweifellos gut darüber informiert, durch Herodes Agrippa II, doch wahrscheinlich hielt er diese Angelegenheit für bedeutungslos. Später erlebten wir jede Menge Denker, die uns versichern wollten, die Geschichte trage in sich einen Sinn, und zwar den des Sozialismus, doch die Ereignisse dieses Jahrzehnts scheinen diese Behauptung Lügen zu strafen. Man vergißt, daß gewisse Parteimitglieder aus dem sicheren Schutz ihrer Büros heraus Mao Tse-tung und später den Sturz von General Lon Nol in Kambodscha verteidigten, in dem Glauben, dem Sinn der Geschichte zu folgen. Gleich Leuten, die zwar gerne Schokolade essen, die Folgen aber nicht mögen, fühlten sie sich unwohl, als schließlich die Kulturrevolution kam und die Roten Khmer in Phnom Penh einmarschierten. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Geschichte sich wie ein verwurmter Hund in den Schwanz beißt. Jedenfalls glaube ich an den Sinn der Geschichte sowenig wie an den der »Postmoderne«, deren logische Folge angeblich die Banalisierung des Bösen ist.

Vom Eintreffen der Prophezeiungen über die »Moderne« bedrückt, habe ich mich angesichts dieser Spekulationen über eine Spekulation oft gefragt, was wohl ein Söldner aus dem Heer der Zehntausend des Xenophon gedacht haben mag, bei dem grausamen Leid, das ihm im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit widerfuhr; die *Anabasis* schildert, wie die Söldner bei ihrer Durchquerung Kurdistans und Armeniens in Richtung auf die Ufer des Pontus von Hunger, Durst, Kälte, brütender Hitze, Erschöpfung, Ruhr, Malaria, Furunkulose, von Vipern und Stechmücken gepeinigt wurden. Welche Bedeutung hatte ein Menschenleben? War ein Mensch Sklave des Stadtstaates? In wessen Namen? Waren diese Feldzüge verwegener Haudegen die Frucht der Lehren des Sokrates, denn Xenophon hatte den alten Schwadronneur gehört? Und wie dachten die Götter darüber? Hatten sie sich abgewandt von diesen Soldaten, existierten sie überhaupt? Sie hatten keinen Teufel, auf den sie sich intellektuell hätten berufen können. Nicht einmal den *daimon* des Sokrates. Denn vergessen wir nicht, die Griechen hatten gar keinen Teufel! Monster schon, die elende Gorgone zum Beispiel, aber Perseus schlug ihr den Kopf ab. Und Zerberus? Ein Wachhund. Und die stymphalischen

Vögel? Das Roß des Diomedes? Der erymanthische Eber? Herakles rechnete mit ihnen ab. Und die Kentaurer, und die Faune? Man konnte sie zu Freunden machen in Ermangelung eines Liebhabers. Nicht einen beständigen Gegengott, nicht einmal mehr die Titanen gab es, Vorfahren jener Engel vielleicht, die Gott vom Himmel heruntergeschleudert hatte. Denn auch sie wurden schnell zur Hölle geschickt und machten Zeus nicht länger die Macht streitig. Die Griechen, einschließlich meines Söldners des Xenophon, lebten also ihr Leben, sie erkannten echte Gefahren und echte Chancen; die hingen ab von den Beziehungen zwischen Göttern und von den Opfern, die man ihnen anbot.

Ach, Hellas, stets wird man zu dir zurückkehren! Du hast alles erlebt, du hast alles verstanden, du hast alles gesagt!

Unsere modernen Soldaten, Terroristen, Feiglinge also, rufen den Himmel für ihre Mordtaten an. Und wenn sie festgenommen werden und, was seltener geschieht, schnell zum Tode befördert, dann erklären sie sich selbst zu Märtyrern, denn schließlich haben sie ja im Namen des Allmächtigen gegen den Dämon gekämpft. Ich will damit nur sagen, daß es teuflisch ist, an den Teufel zu glauben, und nicht umgekehrt, wie die Jesuitenpatres mich lehren wollten, als sie mir versicherten, des Teufels größte List bestünde darin, uns glauben zu machen, daß es ihn gar nicht gäbe.

Woher kam er, dieser Unbekannte, der alles Unglück über die Welt brachte? Gottheiten - und um eine solche handelt es sich - werden immer an irgendeinem Ort, in einer bestimmten Epoche gezeugt. Wer waren seine Vorfahren, was ist seine Geschichte? War er zu allen Zeiten schon da? Diese Frage erregt meine Phantasie schon seit der Kindheit.

Meine Kindheit ist nun schon so fern, und ich habe nicht mehr die Absicht, hier den Glauben an den Teufel zu verteufeln. Jedes menschliche Wesen kennt das Angstgefühl, selbst Tiere haben es. Diese Angst braucht einen Exorzismus, und der erste Schritt dahin verlangt, den Feind zu benennen, dann ihn zu beschreiben und, wenn möglich, zu vernichten. Vom Riesen Goliath angefangen bis zum Ungeheuer von Gevaudan, vom sagenhaften Drachen von Arles bis

zum Doktor Mabuse - wie kann man dem Abscheu und dem Haß widerstehen, den das Objekt der Angst einflößt? Wie kann man der Versuchung widerstehen, darin, wenn schon nicht den Grund für alles Schlechte, so doch zumindest eine Lokalisierung des Bösen zu sehen? Denn entgegen der landläufigen Meinung ist der Mensch kein rationales Wesen; er rationalisiert, und das ist ein großer Unterschied. Ich wünsche mir, daß wir künftig vermeiden, das Objekt unserer Angst nachträglich zu rechtfertigen und es auf ewig in Kategorien festzulegen, oder anders gesagt, aus dem Teufel ein mentales Objekt zu machen, dem wir unsere Wahnvorstellungen aufpfropfen können.

Angesichts der Fülle des Stoffs ist es selbstverständlich, daß ich mich auch auf die Arbeit anderer Autoren gestützt habe. Davon zeugen die Bibliographie und die Anmerkungen. Und wie sollte es auch anders sein, da doch der Teufel nur im Diskurs in Erscheinung tritt? Da ich ihm nie begegnet bin, hätte ich auch kein Zeugnis aus erster Hand ablegen können. So möchte ich hier also den Historikern und Ethnologen meinen Dank sagen, die sich die Mühe gemacht haben, die Berichte derer zusammenzutragen, die vom Teufel erzählt haben. Dank auch den anonymen Kopisten, die die antiken Texte übertragen haben. Meine dankbare Anerkennung aussprechen möchte ich auch Annie Latour, einer ebenso herausragenden Dokumentaristin wie Historikerin, deren erstaunliche Intuition wertvoll für mich gewesen ist, weil sie oft etwas fand, von dem ich gar nicht wußte, daß ich es suchte.

Meine Arbeit wird hier in der Abfolge veröffentlicht, wie ich sie niedergeschrieben habe; meine Schlußfolgerung aus allen Kapiteln enthält das Nachwort.

Mit Herzlichkeit - wie ich zu sagen wage - will ich hier der Ethnologen gedenken, die zweifellos die schwierigste Arbeit von allen zu leisten hatten, da sie in der Feldforschung unter oft sehr strapaziösen klimatischen Bedingungen und großer Mühsal nicht nur ihren Kopf, sondern auch ihre Gefühle und ihren Körper einer schweren Prüfung ausgesetzt haben und dabei am Ende oftmals der Verzweiflung und Entmutigung erlegen sind, wie Malinowski, der eine heftige Abnei-

gung gegen die Trobriander faßte, und wie Leiris, der in seinem Tagebuch bekennt, daß er weder an Afrika noch an seine Bewohner länger glauben könne. Weder Malinowski noch Leiris nehme ich ihren Widerwillen ab, ich glaube vielmehr, daß ihre Entmutigung von der immensen Aufgabe herrührt, von einer Kultur in eine andere überzuwechseln.

Oft habe ich - nicht als Ethnologe, sondern als unermüdlich Reisender - das Ausmaß ihrer Schwierigkeiten ermessen können, zum Beispiel, als ich mich in Port Moresby auf der Flucht vor aufgebracht Meutern in meinem Zimmer verbarrikadierte, oder in Palaenque, wo ich eine Nacht lang im Morast herumwatete und mich zum Essen mit einer lauwarmen Cola und zwei halbverfaulten Bananen zufriedengeben mußte, die mir der Indio an der Ecke für viel Geld verkauft hatte.

Selbst wenn man vorhat, sorgfältig recherchierte, gut aufgebaute und mit Anmerkungen versehene Bücher zu veröffentlichen, ist man ständig von dieser Entmutigung bedroht. Es gibt so viele Erkenntnisse! So viele Ängste! Und auch so viel Dummheit! Und trotzdem, die Menschen, um die es hier geht, sind es wert, daß man sie ins Herz schließt oder sich über sie ärgert, nur begreifen können wir sie heute nicht mehr. Kann es angehen, aus so großer zeitlicher Distanz über sie zu reden und gar zu urteilen? Es muß wohl sein, auch mit dem Risiko der Unwahrheit. Denn es gibt weder kaltes Denken noch kaltes Wissen. Aus jeder Zeile wird der Leser meine Zuneigung oder Ablehnung herauslesen können.

Kein Geschichtswerk ohne reale historische Ereignisse, doch ich sehe keine, an denen der Teufel direkt beteiligt gewesen wäre. In den entscheidenden historischen Augenblicken der letzten Jahrhunderte war er sogar auf skandalöse Weise abwesend. Niemand hat während der Französischen Revolution und auch nicht zur Oktoberrevolution des Teufels Schwanz oder seine Hörner gesehen. Er wurde weder in Hiroshima gesichtet noch auf dem Mond, weder in Einsteins Labor noch in Hitlers Bunker. Man hätte ihn wohl in Kambodscha erwartet, als Pol Pot dort wütete, in Sarajewo, als Frauen und Kinder von Mitbürgern niedergeschossen wurden. Aus Begeisterung für die Frei-

heit, die Würde des Menschen, für die Aufklärung? So jedenfalls lauteten die Rechtfertigungen.

Wie also ein Buch schreiben über etwas, das es gar nicht gibt? Ich gebe zu, daß es nur eine phänomenologische Geschichte im hegelischen Sinne geworden ist. Meine Arbeit bestand darin, Zeugenaussagen zu dechiffrieren, von den frühesten Zeiten, als Gott zuweilen eine Frau war, bis in unsere Jahrhunderte hinein, in denen man die Verbrechen der Menschheit durch dunkle Mächte erklären wollte. Diese Mächte nun sind nirgendwo anders als in den Spuren, welche die Gesellschaft und ihre Moral in die Köpfe der Menschen eingraviert hat. Drinnen hat man zu suchen, nicht draußen. Seit Jahren reden die Leitartikler von der »Wiederkehr des Teufels!«, ohne sich die Frage zu stellen, ob dieser Teufel nicht vielleicht eine kollektive Wahnvorstellung ist. Ich lege hier also die Entschlüsselung der Geheimskizzen vor, nach denen der Mensch sich den Teufel geschaffen hat und fortfährt, den Golem zu modellieren, ganz nach dem Muster unserer »Außerirdischen« im Horrorfilm.

Denn der Mensch liebt die Angst.

Ich wünsche mir, der Leser möge von Griechenland lernen, erst zu untersuchen, bevor man etwas benennt, erst zu verstehen, bevor man urteilt, und dann die Angst zu meistern. Und ich wünsche mir, er möge keine Angst haben vor denen, die wir Götter oder Dämonen nennen. Denn wie Homer sagt, selbst Odysseus trieb mit den Göttern seine List.

## Die vieldeutigen Dämonen von Ozeanien

Über Ozeanien, wie es noch vor kurzem war - Es ist lange her, daß etwas passierte - Über die Schwierigkeit, etwas über die ersten Religionen der Menschheit herauszufinden - Grundgedanken der Anthropologie und Ethnologie - Die Osterinsel und warum der Teufel nie dort angelegt hat - Über Malinowskis Trobriander - Australien und die Gefahr, etwas zu suchen, was man finden will - Über die Sexualität: Nichts Böses in Ozeanien - Die Yami aus Irala und warum sie die Dämonen für Götter halten - Über die Naga in Assam und ihre unmoralischen Götter - Kein Fürst des Bösen, Ozeanien ohne Teufel

Zuerst etwas über mich. Niemand sucht grundlos irgendwo nach dem Teufel. Daß man ihm hier oder da *nicht* begegnet ist, bleibt kaum im Gedächtnis haften; man erinnert sich ja auch nicht ständig, daß man einmal vergeblich bei Leuten geschellt hat, die nicht zu Hause waren. Ich habe den Teufel weder im Pazifik noch in Afrika gefunden. Dennoch beginne ich den Bericht über meine Nachforschungen mit dem Pazifik, denn hier war meine Verwunderung am größten.

Für einen Europäer ist der Pazifik eine überwältigende, ja geradezu bestürzende Erfahrung. Als ich in den sechziger Jahren in Los Angeles aufbrach, um gemächlich diesen Teil der Erde zu durchqueren, der zu fünfundneunzig Prozent aus Wasser und verblässenden Mythen besteht, hatte ich als einzige Wegzehrung Margaret Meads *Kindheit und Jugend in Samoa* bei mir, dazu die Studien von Malinowski über das Trobriandarchipel. Die Zwischenstation in Hawaii war unergiebig, wenn auch reizvoll. Honolulu kam mir wie eine Zweigniederlassung von Miami vor; die Tauben ließen sich vom Plastikrasen des Royal Hawaiian Hotel in Waikiki Beach täuschen und pickten daran herum. Die Maui und Oahu hatten sich auf den ver-

kommensten Tourismus eingelassen. Das war noch nicht der Pazifik. Einige Tage später landete ich abends in Pago-Pago, der Hauptstadt von Amerikanisch-Samoa, dem alten »Archipel der Seefahrer« von Louis Antoine de Bougainville. Das einzig annehmbare Hotel war der *Rainmaker*, mehr oder weniger eine Scheune aus Holz, umgeben von wurmstichigen Pavillons. Hier soll Somerset Maugham *Rains* geschrieben haben. Man wurde ausschließlich von Frauen bedient - baudelaire'sche Riesinnen mit unvergleichlichem Lächeln.

Nachdem ich mich einquartiert hatte, blieb mir bis zum Abendessen noch über eine Stunde Zeit. Ich entschloß mich zu einer Rundfahrt mit dem Taxi. Es war ein klappriges Gefährt, dessen Stoßdämpfer eher noch schlechter waren als die ihrer berühmten Artgenossen in Havanna: sie hielten den Wagen beständig in der Neige — zum Abgrund hin. Wir fuhren Schrittempo. Dann erreichten wir ein Dorf, wo eine Menschenmenge die ganze Straße einnahm. In ihrer Mitte thronte feierlich das Dorfoberhaupt, ein gut gebauter Mann von etwa fünfzig Jahren mit nacktem Oberkörper. Man bot ihm geflochtene Matten an, die er mit seinem fleischigen, empfindsamen Daumen und großen Mandelaugen sorgfältig prüfte. Die besten waren jene, deren Geflecht am dichtesten war, die berühmten *fine mats* aus den Berichten der Anthropologen. Es handelte sich um wertvolle Geschenke, denen auch symbolische Bedeutung zukam, denn die Dauer ihrer Herstellung war der Gradmesser für die Achtung, die man dem Oberhaupt entgegenbrachte.

Kaum zehn Flugstunden von Los Angeles entfernt, von Hollywood mit seinen Lügen aus Zelluloid und seinem Nachleben, verlief das Leben hier, als wäre die Zeit stehengeblieben.

Über solche Momente denkt man aber erst später nach. Ich glaube, daß mich in diesem Augenblick der Pazifik gefangennahm. Mir kamen all die Mythologien in den Sinn mit ihren »guten Wilden«. Sie waren weder gut noch wild, sondern einfach Männer und Frauen, die ein bißchen geringer mit technokratischer Arroganz und kaufmännischem Know-how belastet waren als wir. Der einzige Fernsehapparat im Hotel hatte eine so miserable Bildqualität, daß ich es bald aufgab, hier den Widerschein der Welt zu suchen. Was den Pazifik

zusätzlich so reizvoll macht, ist die Tatsache, daß man vom plötzlichen Ende der Welt erst am nächsten Tag erfahren würde.

Mehr noch als manche Gebiete in Afrika haben viele Inseln des pazifischen Ozeans auf bewundernswerte Weise der westlichen Zivilisation widerstanden. Jedenfalls war es damals so, und das ist noch nicht so lange her. Die Teflonpfannen des einzigen Drogisten von Appia in Westsamoa oder die geflochtenen Plastikkörbe, welche die Hausfrauen von Nandi auf den Fidschiinseln trugen, hatten daran nichts geändert, ebensowenig die ersten Transistorradios der reichen Söhnchen auf Tonga oder die paar Oldtimer von Port Moresby oder die Büstenhalter der Marquesasinsulanerinnen, die der einheimische Bischof verordnet hatte. In Papua-Neuguinea jemandem eine Zigarette zu verweigern, ist ein legales Motiv für Totschlag wegen Mangel an Freigiebigkeit. Und auf den Fidschiinseln ein sexuelles Anerbieten auszuschlagen ist eine Beleidigung, die einzig und allein durch den Umstand entschuldigt werden kann, daß man ein Fremder ist, das heißt ein Ignorant. In Port Moresby hatte ich immer zwei Päckchen Zigaretten in der Tasche. Und auf den Fidschiinseln...

Hier muß ich gestehen, daß ich parteiisch bin, zumindest in diesem Kapitel, und daß ich den Pazifik geliebt habe. Man schreibt nichts ohne Liebe oder Haß, und ich habe den Pazifik geliebt, weil ich dort in mir den Menschen entdeckt habe, der ich früher einmal hätte sein können. Ich liebte alles bunt durcheinander; die majestätische Würde der Matrone, der Amme des letzten Königs, die in Appia im *Tusitala* den Speisesaal mit Feldherrenblick überwachte; ich liebte die Kellnerinnen meines Hotels, die eines Abends, während draußen der Taifun tobte, die Farandole tanzten und mir dabei meine gewohnte Languste servierten. Ich liebte auch den gerissenen Händler mit Papuakunst bei Port Moresby; und die feierliche Anmut des kleinen Jungen auf Tonga, der mich am Strand schulmeisternd aufklärte, daß die »Religion« es verbiete, am Sonntag zu baden und mir zur Entschädigung eine Frangipaniblüte schenkte. Ich mochte auch das fratsenhafte Lächeln des halbnackten, federgeschmückten Papua, der mir meinen Fotoapparat aus der Hand riß, um mich darauf hinzuweisen, daß man für eine Landschaftsaufnahme besser das Zoom-

objektiv nähme; ferner liebte ich den Käfig mit den fruchtefressenden Fledermäusen im Tusitala, goldfarbenen Plüschbärchen, die kopfüber in ihren schwarzen Kautschukregenschirmen schliefen und selbst in dieser Haltung meine Bananen aßen; das melancholische Lächeln des Taxifahrers von Auckland in Neuseeland, der, nach dem Grund seiner Traurigkeit befragt, antwortete, er sei Maori, als wäre das schon Erklärung genug. Ich liebte die Häuser der Samoaner, deren Wände aus Bastmatten tagsüber hochgeschlagen werden, weil ehrliche Leute nichts zu verbergen haben, zumal sie sich ganz ungeziert ausziehen; liebte die Fürsorge des papuanischen Zimmermädchens, das mir Blumen auf mein Zimmer brachte, weil unter meinen Fenstern geschossen wurde; sie glaubte, ich könnte mich ängstigen, und das zu recht...

Lauter Verhaltensweisen, die von archaischem Feingefühl zeugen, da ein Fremder stets mit offenen Augen aufgenommen wird und Fehlverhalten nur dann als Manko angesehen wird, wenn eine Absicht dahintersteht. Dabei will ich keine Heiligen aus ihnen machen!

Man lebt sehr zurückgezogen im Pazifik. Ein guter Ort, um nach den Ursprüngen des Bösen, nach dem Teufel, zu suchen.

Eine abstrakte Vorstellung vom Bösen wird es schon immer gegeben haben. Die Neigung, alle Mißgeschicke, Unglücksfälle, Schmerzen, alles Elend, den Tod Inbegriffen, unter einem einzigen Sinnbild zusammenzufassen, ist unwiderstehlich. Dieses Bild stand zwangsläufig für ein geistiges Wesen, wenn nicht sogar für einen Gott, gegen den die Menschen machtlos waren. Es ist denkbar, daß sich der Nachfahre Kains in seiner Ahnungslosigkeit einen Großen Geist des Bösen ausgedacht haben könnte, einen Vorläufer des Teufels, der verantwortlich für sein Leiden war. Begreiflich, daß die Menschen vor Jahrtausenden in ihrer Angst vor Gewittern, Lawinen, Erdbeben, vor wilden Tieren und Bränden an die Existenz eines unheilbringenden Geistes glaubten, dem man alles Unglück zuschrieb.

Doch diese Hypothese ist keineswegs gesichert. Über die Glaubensvorstellungen der frühzeitlichen Menschheit wissen wir so gut wie gar nichts. Die ausgedehnten Bestattungsriten scheinen jedoch auf ein irgendwie geartetes religiöses Empfinden hinzudeuten. Auch

der Reichtum an graphischen Symbolen, Darstellungen der Sonne, weiblicher und männlicher Genitalien, eines Gottes der Stärke und einer Fruchtbarkeitsgöttin, weisen auf eine Sakralisierung der Lebenskräfte hin. Aber weiter kann man bei dieser Rekonstruktion kaum gehen. Da wir nicht auf schriftliche Überlieferungen zurückgreifen können, wissen wir nicht, wie die Stammesoberhäupter mit diesen Göttern umgingen. Die Zauberer, Schamanen, Medizinmänner erzählten ihre Geschichten bei den Versammlungen des Clans, bei Festen und Feiern, und diese Geschichten flossen in die Mythen ein.

Die Frühzeit ist stark mystifiziert worden. Und hinsichtlich der religiösen Anschauungen herrscht »dichter Nebel«. »Knochenkult« und »Bärenkult« basieren auf vorschnellen Schlüssen. An den »Bärenkult« knüpfen sich gewagte Konstruktionen, in denen sich Wahres und Falsches mit solcher Leichtigkeit mischen, daß die Diskussion selbst nach einem Dreiviertel Jahrhundert Arbeit und Dutzenden von Funden immer noch offen ist.<sup>1</sup> Und es ist nutzlos, im Tierreich nach einem Sinnbild des Bösen zu suchen: bei der Wahl zwischen Pferd, Bison, Steinbock, Auerochse, Rentier, Mammut, Schlange, Fisch und den verschiedenen Katzenarten sind die Forschungsergebnisse vom puren Zufall abhängig. Mit Sicherheit läßt sich nur so viel sagen: Der »prähistorische Mensch« - ein in ethnischer, geographischer und chronologischer Hinsicht ungenauer Begriff - muß dennoch religiöses Empfinden besessen haben.

Trotz der bizarren Theorien über die Megalithen, Menhire und Dolmen aus der Jungsteinzeit, die den christlichen Priestern einst als Teufelswerk galten, fehlen uns doch genauere Kenntnisse über Kulte und Mythen. Nur Position und Ausrichtung dieser Steine legen den Schluß nahe, daß sie etwas mit der Sonnenwende und der Tagundnachtgleiche zu tun hatten und daß dort auch der sichtbare Lauf der Sonne gefeiert worden ist. Doch ein gewissenhafter Historiker wird sich hüten, voreilige Schlußfolgerungen zu ziehen.<sup>2</sup>

Auf der Suche nach einer Genealogie des Teufels liefern einige Funde aus dem Mittelpaläolithikum und dem Neolithikum (also zwischen 60.000 und 8000 v.Chr.) und aus der Bronzezeit interessante

Hinweise. Sie verdienen unsere Beachtung, denn sämtliche Funde von Kultsymbolen fallen unter die Kategorie der oben genannten Lebenssymbole. Offenbar war religiöses Empfinden ganz auf die Lobpreisung des Lebens gerichtet, vor allem auf die Anbetung der Sonne, die an zahlreichen Stätten mit dem Großen Jäger gleichgesetzt wird, der zu Pferde über den Himmel jagt. »In einem großen Teil Mittel-, Ost- und Nordeuropas [...] scheint die Anbetung der Sonne als göttliches Phänomen die Haltung des Menschen zum Übernatürlichen bestimmt zu haben«, schreibt Miranda Green.<sup>3</sup> Den Teufel, dieses Hohlbild einer Gottheit, scheint es hier nicht gegeben zu haben. Mit anderen Worten: entgegen der geschilderten Hypothese verlieh man offenbar der Furcht vor dem Bösen oder dem Haß auf das Böse wesentlich seltener Gestalt als der Anbetung des Lebens.

Bei »modernistischen« oder europäischen Interpretationen ist ebenfalls Vorsicht geboten; in seiner hervorragenden *Geschichte der religiösen Ideen* schreibt Mircea Eliade: »Andere, in Palästina gefundene und etwa um das Jahr 4500 datierte weibliche Statuetten stellen die Muttergöttin in einer erschreckenden, dämonischen Weise dar.«<sup>4</sup> Es ist ganz unbestritten, daß diesen in Munhata aufgefundenen Figurinen aus unserer Sicht in der Tat etwas Beunruhigendes anhaftet. Aber war das auch so für die Menschen, die sie geschaffen oder damals betrachtet haben? Wie wurde dieses für uns einfach nur fettwanstige Monstrum mit seinen Wülsten und Speckfalten, die Venus von Lespugue, wohl von den Menschen der altsteinzeitlichen Kulturstufe des Magdalenien empfunden? Als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit oder der Schönheit? Was hieß damals Schönheit? Sicher nicht dasselbe wie heute. Alles ist eine Frage der Gewöhnung, und schließlich gibt es auch Leute, die Picassos Bilder schön finden.

Auch andere Funde, wie Kultfiguren oder Darstellungen von Stieren, Frauen usw., die acht- oder zehntausend Jahre alt sind, etwa aus den anatolischen Kulturen von Hacclar, Catal Hüyük oder vom syrischen Ruinenhügel Tell Halaf, lassen keine Rückschlüsse auf religiöse Anschauungen zu.

Die Methode der »ethnographischen Parallelen«, die Eliade angewendet hat, um die frühen Glaubensvorstellungen und ihr Fortbeste-

hen in den »primitiven« Religionen der Gegenwart zu rekonstruieren, ist fragwürdig, denn nichts beweist, daß diese Religionen sich nicht weiterentwickelt haben. In den letzten zwei Jahrtausenden hat sich selbst das Christentum mehrfach gehäutet. Man kann sich keinen größeren Unterschied vorstellen als zwischen einem Katholiken der Jahrhundertwende und einem Christen aus der Zeit des Konzils von Nizäa.

Auch scheint mir in diesem ersten Kapitel der Hinweis auf die Exzesse unseres Eurozentrismus angebracht, der davon ausging (und dies noch immer tut), daß man zum Verständnis der vergangenen und gegenwärtigen Welt lediglich die Schemata einer einzigen Kultur anzulegen braucht - der eigenen nämlich, die sich lange Zeit (fälschlich) als hellenisch ausgab, dann christlich und am Ende szientistisch-positivistisch wurde. Durch die großen Erfindungen (eigentlich waren es nur »Wiedererfindungen« wie beim Schießpulver oder bei der Dampfmaschine) erlangte das Abendland eine Überlegenheit, die es dem Rest der vergangenen und gegenwärtigen Welt faktisch aufzwang. Und so haben wir offenbar den Fortschritt der Technologie mit dem der Philosophie verwechselt, die sich ihrem Wesen nach gar nicht fortentwickelt.

In diesem Buch werde ich in großem Maße auf die Arbeiten der Anthropologie und der Ethnologie der letzten Jahrzehnte zurückgreifen, beides Disziplinen, die unser Blickfeld sehr erweitert und damit auch unseren Hang etwas gedämpft haben, uns Europäer für den Angelpunkt der Welt und der Geschichte zu halten. Beide Disziplinen bergen die Gefahr des Hochmuts in sich. Im Gründungswerk der Anthropologie, *Die geistige Welt der Primitiven*, schrieb Lucien Levy-Bruhl<sup>5</sup> Sätze, denen wir fünfundsiebzig Jahre später ziemlich ratlos gegenüberstehen. In einer Abhandlung über die Bedeutung der Träume in den primitiven Kulturen, welche in der Folge die Interpretationen dieser Kulturen zutiefst beeinflussen sollte, weist er darauf hin, daß Träume für die Maori von Neuseeland, die Indianer Nordamerikas, die Ureinwohner Australiens, die Batak von Sumatra und noch anderer Völker große Bedeutung haben und Realitätsanspruch besitzen. Er verweist auf Berichte von Missionaren, wonach diese »Primi-

tiven« sich häufig zum christlichen Glauben bekehrten, nachdem sie einen Traum gehabt hatten. »Wenn alle Bemühungen eines Missionars, einen Eingeborenen zur Bekehrung zu veranlassen, gescheitert sind, genügt oftmals ein plötzlicher Traum, um ihn umzustimmen, vor allem, wenn dieser Traum mehrmals wiederkehrt«, schreibt Levy-Bruhl, als ob es sich dabei um eine Besonderheit handelte, die nur den »Primitiven« vorbehalten wäre. Dann fährt er fort: »Das ist einer der Gründe, warum wir diese Mentalität als >vorlogisch< ansehen«, und ruft damit einen Schlüsselbegriff der Anthropologie ins Leben, den Levy-Strauss später in seinem Buch *Das wilde Denken* wieder aufgreifen wird.

Da würde man jetzt doch gerne wissen, welche Schlußfolgerungen ein »primitiver« Anthropologe zöge, wenn er entdeckte, daß einige unserer Präsidenten und Minister keine wichtigen Entscheidungen fällen, bevor sie nicht ihre zuständigen Hellseher oder Astrologen konsultiert haben, und wenn er eine Bestandsaufnahme der Horoskope machte, die Abermillionen täglich von den Medien erwarten. »Wassermänner sollten sich heute besonders in acht nehmen.« Auf welcher Seite wäre dann wohl die »vorlogische« Mentalität zu suchen?

Diese »vorlogische« Mentalität wird später im Werk von Levy-Bruhl und schließlich in der modernen Anthropologie überhaupt als spezifisches Merkmal »primitiven« Denkens angesehen und ausdrücklich vom logischen Denken unterschieden, das allein den technologischen Zivilisationen vorbehalten sein soll. Man kann sich nun die Frage stellen, was man von einer Wissenschaft zu halten hat, bei der die Traumdeutung im Vordergrund steht - ich spreche von der Psychoanalyse, die sich ja unwiderruflich in unserem kulturellen Alltag festgesetzt hat. Ist es bei uns etwa nicht schon soweit gekommen, daß manche Personalabteilung bei Eignungstests auf die Dienste von Psychoanalytikern zurückgreift? Sollte man daraus schließen, daß die technologischen Zivilisationen sich zum »vorlogischen« Denken zurückentwickelt hätten? Sollten etwa die Träume der Patienten auf den schwarzen Sofas anderen Gehalt und einen anderen Wert haben als die von Stellenbewerbern?<sup>6</sup> Doch Lévy-Bruhl merkt auch an, daß

die »Primitiven« sich nicht von allen Träumen täuschen lassen und »die Kaffern, wie alle Völker, die ihre Handlungen nach ihren Träumen ausrichten, am Ende zwischen guten und bösen Träumen unterscheiden konnten, also zwischen denen, die der Wahrheit entsprechen und denen, die lügen«.

Anscheinend hatten es sich die Politiker zu Lévy-Bruhls Zeiten noch nicht zur Gewohnheit gemacht, insgeheim Wahrsager zu konsultieren, um darüber Aufschluß zu erhalten, ob der Zeitpunkt für bestimmte politische Entscheidungen günstig wäre. Lévy-Bruhl ist auch der erste, der den Glauben der Lenguaindianer im Gran Chaco an die Allgegenwart von Personen als typische Manifestation des »vorlogischen« Denkens bezeichnet (der Anthropologe verwendet hierzu die köstliche Umschreibung: »die mentalen Operationen des Indianers«), wobei »Allgegenwart« bedeutet, daß ein und dieselbe Person sich gleichzeitig an zwei verschiedenen, auch weit voneinander entfernten Orten aufhalten kann. Fragt sich, ob Lévy-Bruhl die Heiligenlegenden gelesen hat, die in den christlichen Gemeinden verbreitet werden, wie die Geschichte der heiligen Brigitte von Schweden oder der heiligen Theresa von Avila, die ziemlich weit vom Boden abhoben, oder die des unglücklichen heiligen Georg, der einen Drachen tötete und aufgrund dieser ziemlich unwahrscheinlichen Tat aus dem Heiligenkalender entfernt wurde. Da Lévy-Bruhl im Jahre 1939 starb, konnte er nicht voraussehen, daß der selige Padre Pio, gestorben 1968 und beinahe sein Zeitgenosse, von Papst Paul VI. um ein Haar zum Volksheiligen ernannt, eben jenes Volk ausgerechnet durch Augenzeugenberichte über seine Fähigkeit zur Allgegenwart auf sich aufmerksam gemacht hatte.<sup>7</sup>

Wir stehen also den Interpretationen Lévy-Bruhls ratlos gegenüber, weil sie uns zu der Frage führen, aus welchem Grund das »vorlogische« Denken kennzeichnend für die »Primitiven« sein soll und warum der Glaube an die Allgegenwart bei den Indianern im Gran Chaco ein anderer sein soll als bei unseren zeitgenössischen Italienern. Außerdem dürfte das Kapitel dieses Buches über die afrikanischen Religionen dazu beitragen, endgültig mit einem immer wieder auftauchenden Mißverständnis über die scheinbar »vorlogische« Na-

tur des primitiven Denkens aufzuräumen. Denn dieses Denken ist von Natur aus und in seinem eigentlichen Wesen religiöser Art, was nicht logischerweise bedeutet, daß der Maori oder der Indio aus dem Gran Chaco unfähig wäre, zwischen einem Tier, von dem er geträumt hat, und einem Tier, das er im Wachzustand erblickt, zu unterscheiden.

In dieser Hinsicht müßten noch einige andere Ansichten der Anthropologie in Frage gestellt werden. So behauptet Lévi-Strauss, der Monotheismus hätte die Entwicklung des logischen Denkens und der Technik begünstigt.<sup>8</sup> Wenn man die Geschichte des Abendlandes flüchtig betrachtet, wird man auf den ersten Blick zu einer solchen Annahme verleitet. Auf den zweiten Blick wird man jedoch bemerken, daß es den polytheistischen Griechen gewiß nicht an logischem Denken mangelte, wie Wissenschaft und Technik zeigen: Eratosthenes konnte im 3. Jahrhundert vor unserer Zeit auf 1000 Kilometer genau den Erdumfang errechnen, und Heron von Alexandrien erfand im 1. Jahrhundert die Dampfmaschine. China tat sich auch ohne die Hilfe des Monotheismus mit logischem Denken, Wissenschaft und Technik hervor; dort wurde im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit Erdgas zur Beleuchtung verwendet. Das polytheistische Japan bot dem monotheistischen Abendland Paroli und tut es immer noch. Man muß sich also fragen, ob derartige Prädikate nicht von der herablassenden Haltung des Abendlandes gegenüber den »Wilden« herrühren, mögen es nun Griechen oder Mandarine sein.

Angesichts dieser Kritik darf der Leser sich nicht wundern, wenn ich bestimmte Fakten, die der modernen Anthropologie teuer sind, unbeachtet lasse. Jede Religion, gleich ob es sich um eine Offenbarungsreligion oder eine traditionelle Religion handelt, ist im engeren Sinne »vorlogisch«.<sup>9</sup> Der einzige Schluß, den man vernünftigerweise aus den Einzelheiten ziehen kann, die uns über die vorschriftlichen Kulturen bekannt sind, ist der, daß die Religion hier eine soziale Funktion hatte. Emile Durkheim hat mit seinen Arbeiten und insbesondere mit seinem Hauptwerk *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* hinreichend belegt, daß die Religion der Grundpfeiler der Kultur ist. Dieser Gedanke pflanzt sich stetig fort und bringt einen

schönen Zweig nach dem anderen hervor. Für den Umgang mit bedrohlichen, unbekanntem, also übernatürlichen Mächten wie Blitz, Wasser, Wind, Tieren (oder etwas abstrakter: Fruchtbarkeit, Krankheit, Siegen) mußten bestimmte Vorgehensweisen vereinbart, bestimmte Riten eingeführt werden, die zwangsläufig zu einer Rollenverteilung führten, denn man konnte das Individuum (ein noch schwach entwickelter Begriff), das im Namen des Clans oder des Stammes Fürbitte tat, nicht allein vorgehen lassen. Die Fürsprache wurde wahrscheinlich durch Opferhandlungen bekräftigt und mußte zu einem bestimmten Zeitpunkt vollzogen werden, sei es in regelmäßigen Abständen oder zu einmaligen Anlässen.<sup>10</sup>

Vor allem mußte die Fürsprache durch eine autorisierte Person erfolgen, entweder durch den Machthaber, das gewählte Oberhaupt des Clans oder Stammes, oder durch eine mit magischen Kräften ausgestattete Person, den »Medizinmann«, der sich mit Kräutern, geheimnisvollen Substanzen und ihren Wirkungen auskannte. Im ersten Fall hätten wir es mit einem Priesterkönig zu tun; im zweiten Fall wären die beiden von Dumézil aufgezeigten Funktionen getrennt. (Eine Trennung der Funktionen des Königs und des Kriegers wäre dagegen für diese frühe Zeit unwahrscheinlich.)

In jedem Fall war die Religion schon damals, was sie auch heute noch ist: das Abbild kollektiver Glaubensvorstellungen, festgehaltener Erfahrung und einer Politik gegenüber der Realität. Ohne Zweifel hat sich diese Politik im Laufe der Jahrtausende unter dem Einfluß des Bevölkerungswachstums und der Umweltbedingungen verändert. Religionen verschwanden für immer, zusammen mit den Völkern, die sie getragen hatten. Andere wiederum entstanden neu, wie der *Cargokult* in Ozeanien.

Aus diesem Grunde können die alten Religionen, die den drei großen monotheismen um etliche Zehntausend oder auch nur um ein paar tausend Jahre vorangingen, nicht auf der Grundlage ihrer heutigen Formen analysiert werden. Selbst wenn man gelten ließe, daß die sogenannten primitiven Gesellschaften aufgrund ihrer Isolierung und ihrer sehr schwach entwickelten Technologie von der geschichtlichen Entwicklung ausgeschlossen waren, konnten sie sich dennoch

weiterentwickeln im Zuge von Völkerwanderungen, Kriegen, Epidemien und Naturkatastrophen. Natürlich lassen sich die Papuas von Neuguinea nicht in denselben geschichtlichen Rahmen stellen wie die weitaus wendigeren Kontinentalvölker, die sich durch Handel, Invasionen und Eroberungen bereichern konnten. Ebenso wenig haltbar ist die Feststellung, sie hätten sich seit der Steinzeit nicht mehr verändert.<sup>11</sup> Vermutlich war das Tempo der Veränderungen innerhalb dieser Gesellschaften und ihrer Religionen wesentlich langsamer als auf den Kontinenten. Daher bestehen gute Chancen, bei ihnen auf mehr oder weniger signifikante Spuren ihres ursprünglichen Zustands zu stoßen. Ihre Erforschung ist also gleichzusetzen mit dem Versuch, unsere ferne Vergangenheit zu entschlüsseln.

Das gilt beispielsweise für die Kulturen des Pazifik, denn das heutige Papua-Neuguinea in Ozeanien wurde vor annähernd 40.000 Jahren besiedelt; es gilt auch für die afrikanischen Religionen, denn die Erkenntnisse der Paläoanthropologie bestätigen von Jahr zu Jahr erneut, daß der schwarze Kontinent den ersten Stammvater unseres wahren Vorfahren, des *homo sapiens sapiens*, hervorbrachte. Tatsächlich gibt es keinerlei Gewähr dafür, daß sich diese, vielleicht schon in der Prähistorie entstandenen Religionen bis heute unverändert erhalten haben. Zum einen, weil Religionen lebendig sind, und zum anderen, weil wir, wie gesagt, über die frühgeschichtlichen Religionen nur wenig wissen.

Nehmen wir als Beispiel die Osterinsel. Die Insel entstand vor etlichen Zehntausenden von Jahren als Folgeprodukt von Vulkanausbrüchen. Sie wurde im Jahre 1687 durch den Freibeuter Edward Davis zufällig entdeckt und erhielt daraufhin den Namen »Davis-Land«. Immer wieder entzog sie sich den Blicken der Seefahrer, wurde im Jahre 1722 erneut entdeckt von dem holländischen Seefahrer Roggeveen, ging wieder verloren und wurde wiederentdeckt im Jahre 1770 bei einer Expedition, die der Vizekönig von Peru befahl. Man nimmt an, daß die Insel spätestens im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung besiedelt wurde. Heute heißt sie Rapanui.

Die Osterinsel ist ein gutes Beispiel für die Gefahren voreiliger Schlußfolgerungen bei der Rekonstruktion des Ursprungs der My-

then. Die Anthropologen<sup>12</sup> gingen lange Zeit davon aus, daß die Besiedlung aus zwei entgegengesetzten Richtungen erfolgte. Zum einen mit Sicherheit aus Polynesianen, dafür gibt es linguistische Beweise in der Sprache der Osterinsulaner. Eine zweite Gruppe kam vermutlich von der Westküste Südamerikas oder aus Peru. Bestimmte anthropologische Merkmale, nichtpolynesische Begriffe und die berühmten Steinbilder scheinen das zu bezeugen. Bei den Statuen fällt tatsächlich eine formale Übereinstimmung mit Monumenten auf, die eine Vorbevölkerung Perus (Tiahuanaco-Kultur) errichtet hat.

Thor Heyerdahl hat die Auffassung vertreten, die Völker der Osterinsel stammten aus der Periode der Tiahuanaco-Kultur. Im Jahre 1992 wurde diese Auffassung jedoch von den Anthropologen Bahn und Flenley widerlegt. Erstens ist der größte Teil der Inselflora aus Südostasien über Polynesianen auf die Insel gelangt. Man nahm an, daß wenigstens eine Schilfrohrart, das *titora*, ursprünglich aus Südamerika stammt; aber die Untersuchung der alten Pollen deutet darauf hin, daß dieses Schilfrohr schon vor 30.000 Jahren auf der Insel heimisch war, also lange bevor die Andenkulturen entstanden.

Zweitens ergaben anthropologische Körpermessungen, daß die Schädeltypen und Gebisse der Osterinsulaner typisch polynesisch und nicht mit denen der Andenvölker verwandt sind. Linguistisch weist die Sprache der Osterinsulaner Ähnlichkeiten mit eindeutig polynesischen Sprachgruppen auf. Die mysteriösen *rongo-rongo*-Inschriften scheinen ebenfalls polynesisch zu sein, sowohl vom Begrifflichen her als auch von der Ausführung.

Die berühmten Kolossalfiguren, in denen Heyerdahl den Einfluß der Megalithkultur von Tiahuanaco oder einer Megalithkultur aus der Vor-Inkazeit zu erkennen glaubte, lassen sich am Ende sehr gut mit der Tradition der Statuen und Monumentalbauwerke auf den Marquesasinseln, auf Tahiti und auf Tonga in Zusammenhang bringen.<sup>13</sup> Man hätte besser daran getan, sich der Meinung von Kapitän Cook anzuschließen, der im Jahre 1774 die tahitische Sprache auf der Stelle wiedererkannte, als die ersten Osterinsulaner, die ihm begegneten, den Mund aufmachten.

Die Osterinsel war also vor Tausenden von Jahren hauptsächlich,

wenn nicht gar ausschließlich, von Polynesiern besiedelt. Dann kolonisierten polynesische Seefahrer den größten Teil der pazifischen Inseln, die zusammen etwa dreißigtausend Quadratkilometer umfassen. In der Geschichte der Seefahrt eine der glanzvollsten Taten aller Zeiten. Uns im Westen, die wir so stolz sind auf die Abenteuerfahrten des Kolumbus, stünde es gut an, mit unserer Selbstzufriedenheit etwas zurückhaltender zu sein. Zu Hunderten stachen sie auf leichten Barken in See, um unbekannte Gegenden zu erschließen. Nach den ersten Ansiedlungen blieb die Osterinsel abgeschieden im Pazifik; sie stellt daher ein ideales Forschungslabor dar für die mögliche Entstehung eines Bildes vom Teufel.

Und hier wollen wir unsere Reise durch die Welt und die Zeit beginnen, um die Genealogie des Teufels zu rekonstruieren. Vielleicht finden wir in Forschungsbeiträgen aus Ost oder West Spuren jener Vorstellungen, die man vom Bösen hatte. Alfred Metraux, der sich 1934 auf die Insel begab, lange bevor sie zum obligatorischen Zwischenhafen für Liebhaber der Exotik wurde, schreibt, daß es in der Religion der Osterinsulaner einen großen Gott gebe, den Makemake: »Er war der *atua* in Idealgestalt und galt als Schöpfer des Weltalls.« Die ersten christlichen Missionare kannten zwar den Namen dieses Gottes, aber der Kult des Makemake ist seit dem Massaker an der Priesterschaft der Osterinsel im Jahre 1862 in Vergessenheit geraten.

Ganz gewiß war Makemake nicht der Eine Gott, denn zum Pantheon der Osterinsel zählten auch Rongo, Ruanuku, Atua-metua (oder Großvater) und viele andere. Zwischen diesen Göttern kam es zu zahllosen und ungeplanten Begattungen. So zeugte der »Gott-mit-dem-schrecklichen-Antlitz«, zusammen mit dem Gott »Rundung«, die kleinen, *poroporo* genannten Buchten, und »Hain«, der sich mit »Stamm« vereinigte, zeugte den Baum *marinkuru*. Die Tatsache, daß es einen höchsten *atua* Makemake gab, legte den Schluß nahe, er müsse auch einen Feind als symmetrische Entsprechung gehabt haben.

Das war jedoch nicht der Fall, denn Metraux berichtet weiter, daß »alle übernatürlichen Wesen unterschiedslos *akuaku* oder *tatane* genannt werden, wobei die zweite Bezeichnung von dem Wort >Satan<

abgeleitet ist [ein linguistischer, vielleicht aber auch begrifflicher Beweis für die Einflußnahme der Europäer, der uns veranlassen sollte, die von europäischen Anthropologen erhobenen Daten mit Vorsicht zu genießen]. Trotzdem darf man die fleischlosen Gespenster und die wohlwollenden Geister, die sich dem Menschen hilfreich zeigen, nicht zur selben Kategorie rechnen«. Es gab nicht den Einen *tatane*: In dem Verzeichnis, das Metraux damals anlegte, sind mindestens hundert Namen aufgezählt, und damit war die Liste noch nicht vollständig. Es gab nicht nur einen und dabei durch und durch boshafte *tatane*, denn die *tatane* erscheinen in vielerlei Gestalten: als hübsche junge Mädchen oder beherzte junge Männer, die ein höchst normales Leben führen, oder auch als ausgezehrite, halbverfaulte Körper mit herausstehenden Wirbelknochen und fleischlosen Rippen; dann sind es die Geister von Toten; böswillig und listenreich schleichen sie sich nachts in die Häuser, um die Bewohner zu plagen. Diese kleinen Gottheiten mochten zwar boshaft sein und repräsentierten dennoch nicht das Böse. Sie mochten der Unterwelt entstiegen sein, waren deswegen aber noch längst keine Abgesandten unserer Hölle.

Hier, wo es von Tabus nur so wimmelte, deren Beachtung die Magier und Hexenmeister überwachten, bestand im Reich des Übernatürlichen ein großes Angebot an günstigen oder unheilswangeren Deutungen. Doch wird man vergeblich nach einer zentralen Repräsentationsfigur des Bösen suchen, die auch nur im entferntesten unserem Teufel ähnelte.

Die maßgeblichen Kräfte stehen in Konflikt miteinander; wenn ein Zauberer jemanden verhexen will, kann seine Zauberkraft durch die eines noch mächtigeren Zauberers aufgehoben werden. Will man einen Menschen durch Zauberei umbringen, nimmt man einen Hahn und vergräbt ihn, mit dem Kopf nach unten, trampelt dann die Erde fest, unter der das Tier den Erstickungstod stirbt, und spricht dabei in einer Zauberformel den Namen des Menschen aus, den man töten will. Diese Person findet mit Sicherheit den Tod, es sei denn, ein anderer Zauberer kann den Zauber aufheben. Das heißt, in der Religion der Osterinsel gibt es keine eindeutigen Vertreter des Guten und

des Bösen, da beides nur Emanationen gegenläufiger individueller oder kollektiver Kräfte sind.

Also kein Teufel auf den Osterinseln. Sehen wir uns weiter um.

Der berühmte Anthropologe Bronislaw Malinowski hat die Völker Ozeaniens, darunter auch die Ureinwohner der Trobriandinseln, siebzehn Jahre lang erforscht. Die Jahre 1914 bis 1922 widmete er der Erforschung von etwa 30 Inseln, die im Norden Neuguineas über eine Meeresfläche von ungefähr hundertfünfzigtausend Quadratkilometern verteilt liegen. Die Ergebnisse seiner Feldforschung erschienen unter dem Titel *Argonauten des westlichen Pazifik*; dieses Buch gehört zu den drei oder vier berühmtesten Werken der Anthropologie.<sup>14</sup> Damals machten die Ureinwohner eine klare Unterscheidung zwischen der Realität und der Welt des Mythos oder dem *lili'u*, dem Altüberlieferten.<sup>15</sup> So werden in ihren Mythen häufig fliegende Boote erwähnt, Menschen, die aus der Erde entstehen (wie in der griechischen Mythologie die Männer noch vor der Erschaffung der ersten Frau, Pandora), Menschen, die sich nach Belieben verjüngen, sich in Tiere oder von Tieren wieder in Menschen verwandeln können, aber sie wissen sehr wohl, daß dies nicht wirklich geschieht oder genauer, jetzt nicht mehr geschieht, weil ein Boot jetzt nicht mehr fliegen kann. Als ein Missionar ihnen erzählt, der weiße Mann besitze Maschinen, die fliegen können, fragen sie Malinowski danach; der zeigte ihnen Fotos von Flugzeugen. Daraufhin fragen sie ihn, ob es wahr sei oder nicht doch ein *lili'u*. Daher ist auch die Biblische Geschichte, welche die Missionare ihnen erzählen, für sie ein *lili'u*, und sie zweifeln sie an. Die Wunder der Vergangenheit waren nur dank der Magie möglich, einer Fähigkeit, die ihnen entweder abhanden gekommen ist oder so nachgelassen hat, daß sie heute keine Wunder mehr vollbringen kann. Doch es gibt noch Zauberer, die zwischen der realen Welt und der Welt der Mythen vermitteln sollen. Und in dieser Mythenwelt halten sich die Geister des Bösen auf.

Das Böse, in der Hauptsache die Krankheit, kommt vor allem durch den Eingriff eines Zauberers oder *bwaga'u* über die Menschen. Auch durch die fliegenden Hexen, von denen die *mulukwausi* die meistgefürchteten sind, unsichtbare Hexen, die über den Baumkro-

nen und den Dächern der Häuser kreisen und dem Menschen die »Innereien« herausreißen, die Lungen, das Herz, die Gedärme, das Hirn und die Zunge. Dann gibt es noch die *tauva'u*, die Epidemien über die Menschen bringen. Sie sind zu erkennen an einem grellbunten Fleck auf der Haut. Sie besitzen die Fähigkeit, sich in Tiere zu verwandeln - in diesem Fall fliehen sie nicht die Gegenwart der Menschen; mit einem Stock oder einer Keule schlagen sie ihre Opfer nieder. Man kann aber auch ihre Gunst gewinnen, indem man ihnen kostbare Gegenstände zum Geschenk macht. Die dritte Gruppe der bösen Geister, die *tokway*, sind eine Art Kobolde, die aber nur harmlose Wehwehchen provozieren.

Wie in den drei monotheistischen Religionen wird den bösen Geistern ein fester Ort zugeschrieben: während die Totengeister sich schleunigst auf den Weg zur Insel Tuma im Nordosten von Boyowa machen, kommen die *mulukwausi* aus der südlichen oder westlichen Hälfte von Boyowa sowie von den Inseln Kitawa, Iwa, Gava und Murua, und die *tauva'u* kommen von der Nordküste der Insel Normanby, aus dem Gebiet Du'a'u und, laut Malinowski, »insbesondere aus einem Ort namens Sewatupu«.

Bei rechtzeitigem Eingreifen können die Zauberer also den Mächten des Bösen Einhalt gebieten. Malinowski berichtet in diesem Zusammenhang eine recht interessante Anekdote, die ihm die Tochter eines griechischen Händlers und eine kiriwinischen Frau aus Oburaku erzählt hatte. Als diese ein kleines Mädchen war, kam eine Zauberin zum Haus ihrer Eltern und wollte eine Matte verkaufen. Die Eltern wollten die Matte nicht, boten der Zauberin aber eine Speise an. Doch da sie eine berühmte Zauberin oder *yoyova* war und eine respektvolle Behandlung erwartete, geriet sie darüber in Zorn. Am nächsten Tag wurde das Mädchen so krank, daß man sie bereits für tot hielt. Der Großvater mütterlicherseits bat eine andere *yoyova* um Hilfe, die sich in Gestalt einer *mulukwausi* auf die Suche nach den herausgerissenen Eingeweiden machte. Sie fand sie, führte die notwendigen magischen Gegenriten durch, und die Organe kehrten wieder an ihren Ort zurück. Malinowski bemerkt hierzu, daß ihm die Geschichte ohne die geringste Skepsis und mit großer Überzeugung erzählt wurde.

Ich bezweifle keineswegs, daß einer *yoyova* ein solcher Akt gelingt. Da für magische Riten zweifellos unbekannte Pflanzen und Substanzen verwendet werden, ist es sehr gut möglich, daß die verärgerte *yoyova* sich ähnlicher Giftstoffe bedient hat, wie die Hexen in Haiti sie verwenden, um eine gesunde Person in einen Zombie zu verwandeln, und daß die zu Hilfe *eilende yoyova* ein Gegengift eingesetzt hat.

Was die magischen Riten zum Schutz gegen die bösen Geister anlangt, so gibt es auf den Trobriandinseln eine ganze Strategie, die bezeugt, wie schöpferisch die Vorstellungskraft der Trobriander ist. So kann die *kayga'u-Magie* eine Art von Nebel erzeugen, damit die *mulukwausi* sich unterwegs verirren.

Die Struktur der trobriandischen Glaubensvorstellungen über das Böse hat auf den ersten Blick starke Ähnlichkeit mit der unseren: Das Böse wird hervorgerufen von unsichtbaren und wahrhaft böswilligen Kreaturen, aber auch von Menschen, die mit ihnen in Verbindung stehen, die den bösen Zauber jedoch durch magische, dem christlichen Exorzismus vergleichbare Akte wieder aufheben können. Darüber hinaus sind diese Kreaturen geographisch lokalisiert. Während unser Teufel unter der Erde haust, wohnen diese Wesen auf fernen Inseln, in dem besonderen Fall der *mulukwausi* in der entgegengesetzten Richtung des Ortes, an dem die Totengeister wohnen. Aber weiter kann man den Vergleich zwischen den beiden Strukturen nicht treiben, denn im ozeanischen Animismus leben die bösen mit den guten Geistern auf eine Art zusammen, die man als »demokratisch« bezeichnen könnte, und es ist keine so ausgeprägte Strukturierung erkennbar wie bei den indoarischen Schöpfungsmythen, die von der Herkunft des Teufels handeln.

Die Strukturen kommen den Mythologien Neuguineas sehr nah.<sup>16</sup> Wie bei den Mythen der Trobriander fehlt eine vergleichbare Kosmogonie, wie sie bei manchen afrikanischen Stämmen, bei den Dogon vor allem, vorkommt. Und wie in den Mythen der Trobriander heißt es bei ihnen, es habe in einer sehr fernen Vergangenheit eine »Traumzeit« gegeben, in der die Mythen wahr gewesen seien, jetzt aber könne es keine neuen geben, da die Zeit der Mythen abgelaufen sei. Das bedeutet keinesfalls, daß diese Mythen verschwunden wären, denn

bis vor kurzem gehörten sie zum Alltagsleben der Papuas, sie wurden sogar mit großem Eifer zelebriert. Daher gibt es auch noch viele Melanesier, die davon überzeugt sind, daß es keine Ernten und Tiere und auch keine Lebensfreude mehr geben würde, sollte das Yamswurzelfest oder das Schweinefest nicht mehr gefeiert werden. Die Landflucht hat jedoch in Papua-Neuguinea entschieden dazu beigetragen, daß die magischen Akte verflachten. Funde von Kultobjekten in den Sepik- und Mapriktälern Neuguineas, in den siebziger und achtziger Jahren noch möglich, sind mehr als selten geworden. Ähnlich war es auf den Salomon- und Fidschiinseln. Das Fernsehen, der allmähliche Wandel der Eßgewohnheiten sowie das konstante Eindringen der Industrie in alle Lebensbereiche werden die Religionen Ozeaniens in zwei oder drei Jahrzehnten mit Sicherheit zum Verstummen gebracht haben.

Aus den siebziger Jahren ist jedoch genügend geblieben, um die religiösen Glaubensvorstellungen, die überdauert haben, zu rekonstruieren. In einem Kern, den man als Keimzelle der Kosmogonie beschreiben kann, und »in einem großen Teil von Neuguinea und Nord- und Zentralmelanesien« ist, wie Maconi schreibt, »die Ursprungsmythologie um die Figuren eines Ursprungspaares von Kulturheroen zentriert, die häufig männlich und weiblich und gelegentlich antagonistisch sind«. <sup>17</sup> Die Namen dieser großen Geister variieren je nach den Stämmen; bei den großen Mejbrat aus dem Irian <sup>18</sup> heißen sie zum Beispiel Siwa und Mafit; Boli und Geru bei den Kuma; Kilibob und Manup bei anderen Stämmen Neuguineas. Die zwei großen Geister gelten als die Urheber all dessen, was es auf der Erde gibt. Die Mythen, die sich auf das Werk der Gestaltung der Welt beziehen, werden als Ursprungs- oder Schöpfungsmythen bezeichnet.

Malinowski hat dargelegt, daß diese Mythologie relativ ungenau ist. Im Südirian - wie auch Maconi hervorhebt - tritt eine ganze Legion übernatürlicher Wesen, die *dema*, als Schöpfer der Welt auf. Aber so wie auch die zwei großen Schöpfungsgeister, sind die *dema*, auch die *vui* auf den Banksinseln, die *wuu* auf den Neuen Hebriden, die *kibe* bei den Kuma von Neuguinea und die *banara* auf den Choiseul- und den Salomoninseln antagonistische Geister. Auf jeden

Fall geschieht nichts ohne den Willen einer der zwei großen Götter oder ohne den Willen der Geister der beiden antagonistischen Gruppen. Erdbeben oder Krankheit, Geburt oder Regen, alles ist das Werk der Schöpfungsgeister, die entweder direkt oder über einen Zauberer tätig werden. Daher kommt es auch, daß die Magie bei den Einheimischen so schlecht angesehen ist, denn sie argwöhnen immer, daß sie in böswilliger Absicht gegen sie angewendet werden könnte.

Die Melanesier behaupten also die Existenz zweier antagonistischer Schöpfungsprinzipien, ohne das eine als gut und das andere als böse zu betrachten. Die Boshaftigkeit der Schöpfungsgeister ist nicht unbedingt typisch, und ebensowenig sind ausschließlich sie am Werk. Denn die Ahnengeister, die wiederum zu einer anderen Gruppe gehören, gelten bei einigen Stämmen als feindselig oder zumindest als launisch, sofern es sich um Geister von jüngst Verstorbenen handelt, die jedoch allmählich milder und schließlich friedlich werden.

Auch bei den australischen Aborigines trifft man auf diese Doppeldeutigkeit, besser, auf das Fehlen einer definitiven Rollenverteilung zwischen den himmlischen oder übersinnlichen Wesen, wie sie bei uns zwischen dem Teufel und dem Lieben Gott besteht. Seit Beginn dieses Jahrhunderts sind ihre Mythologien gründlich erforscht<sup>19</sup>; sie sind ebenso vielschichtig wie ihre Kosmogonien, wobei sie einen gemeinsamen Bezugspunkt haben, nämlich die Entstehung der Welt aus der Milchstraße als Folge diverser Konflikte und Begattungen.

Der Anthropologe Andrew Lang irritierte im Jahre 1887 die Fachwelt durch die fragwürdige Behauptung, er könne den quasi monotheistischen Charakter der australischen Religionen beweisen. Schon bald war klar, daß eine solche Einverleibung einer fremden Religion auf eine vorschnelle eurozentristische Fehlinterpretation zurückzuführen ist.

Dieser Irrtum, durch den man den Australiern (wie auch anderen »Primitiven«) ein monotheistisches Weltbild unterschob, war zählbig. Wie Roheim anmerkt, schrieb der englische Anthropologe Herbert Basedow noch im Jahre 1925: »Das Höchste Wesen trägt bei den

Arrundta den Namen Altjerra. Altjerra, der Gütige, läuft unablässig im Himmel umher und beobachtet wachsamem Auges das Tun und Treiben der Stämme, die unter ihm herumlaufen. Die Eingeborenen sind so fest von seiner Allgegenwärtigkeit überzeugt, daß die Arrundta, wenn sie zum Beispiel ihr Ehrenwort geben wollen, mit Vorliebe den Ausspruch *Altjerrim arrum* verwenden, der in etwa bedeutet: »Möge Gott mich hören«, ein Satz, mit dem sie Altjerra zum Zeugen nehmen für alles, was gesagt wurde...« Nun ist aber der Altjerra der Arrundta niemand anders als der Altjira der anderen Stämme, der in keiner Weise dieser ausgesprochen monotheistischen, ja geradezu auf den christlichen Gott zugeschnittenen Beschreibung entspricht. Wie Roheim hervorhebt, wird »dieser von Basedow zitierte Ausdruck ausschließlich von den Eingeborenen der Missionsstationen verwendet und ist eine direkte Folge der Bibelschule, die dort von den Missionaren abgehalten wurde«. Also das Aus für den alten australischen Monotheismus.

Trotzdem hat sich die orthodoxe Anthropologie seit Anfang dieses Jahrhunderts weiterbewegt. Sie erbrachte den Nachweis, daß die australischen Stämme Religionen praktizieren, die dem Monotheismus und dem, was man dessen moralischen Zentralismus nennen könnte, völlig widersprechen. So ist bei den Mara der Himmel zwar der Wohnort der Geister, zwei an der Zahl, die Minungara genannt werden, aber diese sind gut und böse zugleich. Böse deshalb, weil sie, sobald ein Mensch krank wird, nur noch daran denken, auf die Erde hinabzusteigen und ihm den Rest zu geben. Sie werden indes von einem Gegengeist in Schach gehalten, Mumpani, der in den Wäldern haust. Dennoch sind sie zugleich auch gut, denn sie unterrichten die Ärzte, die die Menschen heilen. Eine paradoxe Vorstellung, auf die man in abgewandelter Form auch bei anderen Stämmen stößt, bei den Bimbinga und den Anula zum Beispiel.

Darin liegt schon ein erstaunlicher Widerspruch; er ist zurückzuführen auf ein System zur Deutung der Welt, das auf der dialektischen Komplexität der Rollen basiert: nichts ist »gut« oder »böse« an sich, alles kann von einem Augenblick zum ändern wechseln. Daher sind laut Roheim »der Dämon und der Heiler beide aus demsel-

ben Stoff gemacht«. Ein und derselbe Geist aus einer Stammesreligion kann im einen Fall als gut, im anderen als böse definiert werden. Bei den Aranda der *iliinka*-Gruppe ist der Große Geist Altjira gut oder auch *mara*, während er bei den Mitgliedern der *tjoritja*-Gruppe »böse« ist. »Mara« bedeutet nicht »gut« im christlichen Sinn. Das Wort ist nicht metaphysisch belastet, es kann auf einen Dämon ebenso wie auf jedes andere Ding angewandt werden, und es bezeichnet einfach etwas oder jemanden, für das oder den es keine Ursprungslegende gibt.

Wenn man die Religionen des Pazifik begreifen will, darf man hier nicht stehenbleiben, so notwendig eine semantische »Überprüfung« auch sein mag. Man darf selbst den Begriff »Dämon« nicht im europäischen Sinne verstehen, denn wir begreifen den Dämon ausschließlich als Diener des Teufels, der sich gegenüber seinen Amtskollegen zwangsläufig solidarisch verhält. Wenn auch die Mehrzahl der Dämonen in den australischen Religionen tatsächlich böse ist und Menschen verschlingt, gibt es doch bei den Pindupi einen Dämon, *mangukurata*, der sich von Dämonen ernährt. »Er ist lang und dürr wie eine Bohnenstange und hat keinen Anus.« (Roheim) Nicht nur, daß es in monotheistischen Religionen etwas so Sonderbares nicht gibt, vielmehr ist ein dämonenfressender Dämon als Bundesgenosse Gottes unvorstellbar. Der australische *mangukurata* bleibt jedoch auch dann ein Übeltäter, wenn er mit dentalen Mitteln auf seine Kollegen Jagd macht.

Ein übersinnlicher Geist, der im Himmel wohnt - das fordert unweigerlich zum Vergleich mit Göttern heraus, die uns vertrauter sind, zum Vergleich mit Gott selbst, und zu dem Gedanken, daß man diesen Geist doch verehren müsse. Nicht so bei den Australiern. Zum Beispiel Altjira, der »die gute Gottheit der Aranda ist [...]. Er hat die Menschheit nicht erschaffen, und ihr Wohlergehen ist ihm gleichgültig [...]. Er wird von den Eingeborenen weder gefürchtet noch geliebt. Ihre einzige Angst besteht darin, der Himmel könne ihnen auf den Kopf fallen und sie alle töten.«<sup>20</sup>

Bemerkenswert ist vielleicht noch, daß die Australier die Gottheiten günstig beurteilten, viele von ihnen die Dämonen jedoch für dumme Geister hielten, die leicht zu überlisten sind. Die Dayak vom

Ketungan-Fluß in Borneo stellten bei Epidemien hölzerne Figuren vor ihre Türen, damit die Dämonen sie anstelle der Lebenden mitnahmen. Die Dieri in Zentral-Australien schickten Medizinmänner aus, die mit dem ausgestopften Schwanz eines Känguruhs auf den Boden klopften, um den Verursacher der Epidemie, den Cootchie oder Teufel, aufzuscheuchen und zu vertreiben.<sup>21</sup> All diese Praktiken lassen darauf schließen, daß man dort kaum hohe Achtung vor der Intelligenz, dem Mut oder der Kraft eines Dämons hatte.

Selbst wenn man Ozeanien von einem Ende zum anderen durchstreifte, fände man keine Spur von unserem großen und einzigartigen Geist des Bösen, von Satan, Beelzebub, dem Teufel. Aus eigenem Entschluß zum Bösen geworden, wie die Konzile in Trient und im Lateran bestätigten, verführt er die Menschen zur Sünde. Eigentlich müßte ein derart allgegenwärtiger und unvergänglicher Geist jedermann bekannt sein. Im Pazifik kennt ihn niemand.

Das Böse, diese verheerende Kraft, die Krankheit, Tod und Naturkatastrophen über die Menschen bringt, gilt in den ozeanischen, polynesischen und melanesischen Religionen aber nur als Folge punktueller Ursachen, nicht als Emanation einer Zentralmacht, die dem einzigen Gott entgegenwirkt. Dennoch ist ihre Deutung des Bösen keineswegs reduktionistisch. Wie sich die Christen in Zeiten der Heimsuchung an ihre jeweils zuständigen Heiligen wenden, treten auch die sogenannten »primitiven« Gläubigen in Unterhandlung mit ihren Fürsprechern, mit Wesen aus dem ganzen Spektrum animistischer Vorstellungen, die den Auftrag erhalten, bei höheren Instanzen Fürsprache einzulegen und sie zu bewegen, die Macht des Verursachers von Heimsuchungen zu brechen, entweder des Teufels oder der Dämonen. Die Christen flehen zur heiligen Lucia bei Augenleiden, zum heiligen Hubertus als Schutzpatron der Jagd, zum heiligen Antonius von Padua bei verlorengegangenen Gegenständen. Der Ozeanier beauftragt einen Zauberer oder Medizinmann. Obwohl Vergleiche gefährlich sind, kann man sagen, daß der Monotheist, der von der Dualität der Welt überzeugt ist, den Himmel als zentralisierte Verwaltungsinstanz ansieht, während der Himmel für den ozeanischen Animisten dezentral strukturiert ist.

Man könnte nun meinen, daß dieser dezentrale Charakter, dem die Tatsache entspricht, daß jede Insel ihre eigene Mythologie hat, eine Form von Provinzialismus sei. Das ist keineswegs so, denn die Mythen, aus denen sich eine Mythologie zusammensetzt, sind Gründungsmythen der Gemeinschaft selbst. Völlig anders die drei monotheistischen Religionen mit ihrer Immanenz, die sich als universell verstehen. In Ozeanien haben Mythen den gleichen Stellenwert und spielen die gleiche Rolle wie die Verfassung in einer demokratischen Gesellschaft, das heißt, sie bestimmen deren ganze Lebensweise. So ist es völlig normal, daß jede Insel ihre eigenen Mythen hat, und ebenso selbstverständlich ist der Gedanke, das man das Böse durch ein rituelles Gespräch mit jenen Geistern abwenden kann, die zum Bösen fähig sind. Das Böse ist nicht immanent und gilt keineswegs als Gegensatz des Guten, sondern als Ferment der sozialen Harmonie und des Lebens selbst.

Um diesen Unterschied zu verstehen, braucht man nur das moderne Christentum mit den von Malinowski beschriebenen Mythen zu vergleichen. Christentum und Judentum haben gemeinsam eine Kosmogonie; sie wird in der Genesis dargestellt. Es gibt einen Gott, Er erschuf die Welt, und Er ist das Gute. Vor Urzeiten wandte er sich an die Menschen, um ihr soziales Verhalten und damit ihr Zusammenleben zu verbessern. Sein letzter Eingriff bestand darin, seinen Sohn Jesus zur Erde zu schicken.

Auf der Gegenseite steht das Böse, das vom Teufel regiert wird. Das Gute und das Böse sind immanent, sie haben überdauert und werden auch weiterhin alles überdauern. Das ist der Grund für die Trennung von Kirche und Staat, denn die Schöpfungsmythen des Christentums finden keine Aufnahme mehr bei der Gesellschaft. Der Graben wird immer tiefer zwischen dem, was die Bürger der zeitgenössischen weltlichen Gesellschaften für das soziale Gute erachten, und den Mythen der Amtskirchen, die zu Dogmen erstarrt sind. Am deutlichsten wird das Zerwürfnis im Bereich der Sexualität.

In den Populationen der Trobriandinseln oder Australiens, wie sie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts bestanden, kam das »sexuelle Böse« überhaupt nicht vor, abgesehen vom Inzesttabu. Der Inzest muß

hier weitgehend verstanden werden als eine Beziehung, die gegen die Verwandtschafts- und Stammesstrukturen verstößt.

Offensichtlich gab es auch keinen unzüchtigen Teufel. Diese Vorstellung vom Bösen, die in den monotheistischen Religionen so sehr im Vordergrund steht, wäre auf den Trobriand-Inseln ebenso absurd und unverständlich wie in Papua-Neuguinea. Onanie, weibliche oder männliche Homosexualität, Ehebruch oder Empfängnisverhütung haben dort ausschließlich soziale Bedeutung. In Papua Neuguinea etwa ist die Homosexualität nach genauen Prinzipien geregelt, sie ist für junge Männer ab einem bestimmten Zeitpunkt der Pubertät sogar obligatorisch<sup>22</sup> - eine Variante altgriechischer Auffassungen (die wesentlich weniger liberal waren als vorgegeben, denn die Regeln wurden unabhängig von den Wünschen der jeweiligen Partner aufgestellt, und so war beispielsweise nur der Geschlechtsverkehr mit Jünglingen tolerierbar). So glauben denn auch die Papuas, daß durch den - streng geregelten - täglichen Verkehr mit reifen Männern die Kräfte der erfahrenen großen Krieger auf die jungen Männer übertragen würden. Auch der Ehebruch ist kein Delikt bei diesen Stämmen. Noch vor nicht allzulanger Zeit konnte der Besucher einen unverhofften Gunstbeweis bekommen: das Angebot einer Frau, egal, ob sie verheiratet war, oder ob er als Bewerber auftrat oder nicht. Auch Onanie ist kein Vergehen; es gibt nicht einmal eine Bezeichnung dafür.

Es ist überflüssig zu sagen, daß solche Praktiken keine Entsprechung bei den Monotheismen haben. Dennoch wäre es falsch, sich die Ozeanier als hemmungslose Orgiasten vorzustellen. Während der Zeit der magischen Zeremonien zum Wachstum der Gräser lebt der Häuptling vom Stamm der australischen Kaitish mit seiner Frau in strikter Enthaltbarkeit.<sup>23</sup> Ziel dieser Enthaltbarkeit ist es, seine Energie ganz in das Wachstum des Weidelandes einfließen zu lassen. Voreingenommenheit gegenüber der weiblichen Menstruation verbietet den Frauen der Dieri und anderer Stämme in Zentralaustralien, während dieser Zeit in den Wasserläufen zu baden, da es die Fische töten würde. Anders auf den Leti-, den Sarmata- und anderen Inseln, die zwischen Papua-Neuguinea und Nordaustralien liegen,

werden beim Fest der Sonne, des männlichen Hauptgottes Upu-lera, der die Erde fruchtbar macht, die Teilnehmer lebhaft zur Kopulation ermuntert, zum Lobpreis der Fruchtbarkeit.<sup>24</sup> Vielleicht ist es interessant, gewissermaßen auf der Zwischenstation unserer Weltreise, die Vorstellung vom Bösen zu schildern, die sich zwei wenig bekannte Kulturen machen. Es sind die Yami auf der Insel Irala im Südosten von Taiwan, die auch Yu Tao oder die Orchideeninsel genannt wird, und die Naga, ein Volksstamm aus Südostasien, der in einem seit 1961 Nagaland genannten Gebiet lebt, im indischen Staat Assam an der birmanischen Grenze.

Die Yami gehören zu den Völkern, die ein Verbindungsglied zwischen Asien und Polynesien darstellen, da sie Malaiso-Polynesier sind. Aus zwei Gründen sind sie für diese Untersuchung interessant. Erstens geben sie uns Auskunft über den Übergang von den asiatischen Mythologien zu denen des Pazifik, genauer gesagt über das Austronesische, denn ihr Dialekt, das Bashiic, gehört zur großen Familie der austronesischen Sprachen. Hier können wir also überprüfen, ob ihre Glaubensvorstellungen, die sehr früh von asiatischen Einflüssen isoliert wurden, sich in Richtung auf einen spezifischen Teufelsmythos entwickelt haben, oder, im Gegenteil, abgeschwächt wurden. Der zweite Grund ist, daß die Yami während der Quing-Dynastie, das heißt von 1644 bis 1912, kaum Kontakt zu Taiwan hatten und ihn auch später nur sehr sporadisch wieder angeknüpft haben. Irala ist wirtschaftlich gesehen nicht von Interesse, und der strategische Nutzen der Insel ist zweitrangig. Die Japaner, welche sie von 1895 bis 1945 besetzt hielten, erklärten Irala zum »ethnologischen Museum« und verboten der Öffentlichkeit den Zutritt.

Irala ist eine ganz und gar bergige Insel, die aus einer kreisförmigen Kette von Bergkegeln besteht, darunter zwei erloschene Vulkane. Auf der Insel wohnen höchstens 3000 Menschen in fünf oder sechs Dörfern. Sie leben vom Fischfang - Schwalbenfisch, Thunfisch, Tintenfisch - und von Landwirtschaft (Taroknolle, Hirse und Yams-Wurzel). Irala ist wahrhaftig kein touristischer Ort; es gibt dort kein Hotel, und da häufig Taifune über die Insel hinwegfegen, sind die Häuser in den Boden eingelassen, nur die Dächer lugen hervor. Höchstwahr-

scheinlich wird am Ende dieses Jahrhunderts von der Yamikultur nicht mehr viel übriggeblieben sein, denn die ökonomische Rückständigkeit verleitet die Jugend dazu, nach Taiwan auszuwandern.

Wäre die Insel von allen fremden Kultureinflüssen unberührt geblieben, so wäre Irala für den Ethnologen ein ideales Forschungsfeld. Das ist aber nicht der Fall, denn nach 1945 wurde dort das Christentum eingeführt mit seinen in Asien am häufigsten vorkommenden Formen, der katholischen und der presbyterianischen. Doch es wurde von der lokalen Kultur absorbiert und konnte die traditionelle Religion nicht verdrängen. Außerdem ist es nicht möglich, nach frühen, religiösen Anschauungen der Yami zu forschen, da sie noch immer schriftlos sind und ihre Traditionen samt und sonders mündlich überliefert werden.

Das ethische System der Yami, im wesentlichen religiöser Art, zeigt sich in Umrissen schon an den Regeln für den Verzehr von Fisch: manche der 450 Fischarten, die sie unterscheiden, dürfen von beiden Geschlechtern jeden Alters gegessen werden, manche nur von den Männern, einigen davon nur von alten Männern und wieder andere nur von den alten Männern und Frauen. Manche Arten dürfen nur von schwangeren Frauen gegessen werden, andere nur von Frauen, die gerade ein Kind zur Welt gebracht haben, während sie für die Bewohner mancher Dörfer generell verboten sind. Die Liste der Genehmigungen und Verbote ist ziemlich komplex: 88 Arten sind allen verboten, davon 60 unter gewissen Bedingungen den Männern und einige nur Ehemännern, deren Frauen schwanger sind; 60 weitere sind den Frauen verboten, und nur vier Arten sind schwangeren Frauen erlaubt...

Hier hat man es mit einem besonders gut »lesbaren« Modell jener Tabusysteme zu tun, die man fast in ganz Ozeanien antrifft. Das System stützt sich nicht auf eine Ethik, sondern auf ein klassisches System zur Erhaltung der Welt: durch die Einhaltung der Tabus wird die kosmische Ordnung aufrechterhalten. Stirbt ein christlicher Yami, während er mit einem Tabu belegt ist, kann ihm sogar ein christliches Begräbnis verweigert werden. Aber das Tabusystem der Yami ist von den Gottheiten unabhängig.

Trotz der begrenzten Ausmaße ihrer Insel haben die Yami eine vielschichtige Kosmologie, die Schöpfungsmythen und ein hierarchisch geordnetes Pantheon enthält. Verblüffend daran ist, daß man hier die orientalische Version des Mythos von der Sintflut wiederfindet, die von einer schwangeren Frau verursacht worden sein soll. Auf dem Gipfel des Pantheon herrscht Simo-Rapao, der das erste Menschenpaar erschuf und wie der Gott der jüdischen Genesis von einem Götterrat umgeben ist. Die Basis dieses Pantheon bilden die bösen Götter, deren Gefräßigkeit dazu führen kann, daß sie den Yami die Tarknollen und den Yams rauben; ihre Launenhaftigkeit kann plötzlich zu schrecklichen Heuschrecken- und Raupeneinfällen führen. Die Kosmologie der Yami wird noch durch eine verwickelte Genealogie vervollständigt, die mit dem ersten menschlichen Wesen, das auf der Insel erschien, ihren Anfang nimmt.

Zwischen Gipfel und Basis des Pantheon befinden sich die kleineren Gottheiten und übersinnliche, aber nichtgöttliche Wesen, darunter zwei weibliche, die *Pina Langalangao*, welche über Geburt und Leben gebieten. Der »Gottesbegriff« scheint nicht derselbe zu sein wie in anderen Kulturen, denn die Götter werden »himmlische Ahnen« genannt, *akey do to*, oder auch »die Wesen aus der Höhe«, *ta-wo do to*.

Im System der Yami gibt es also ein Pantheon, das ein Pandämonium enthält. Beweis dafür ist, daß die Yami in jedem Dezember allen Göttern Opfergaben darbringen. Eine Besonderheit ihres Glaubens liegt darin, daß im Bereich des Übernatürlichen die Götter an zweiter Stelle hinter den Geistern rangieren. Den Yami zufolge besitzt jeder Mensch einen »Hauptgeist« und ein paar Nebengeister, die in den Organen, den Gelenken usw. sitzen. Der Tod befreit die Geister, ein Zauberer kann sie aber durch Magie und ein Sühneopfer zurückholen.

Bei natürlicher Todesursache wie Altersschwäche, nicht aber nach Unfällen oder schwerer Krankheit, macht sich der Hauptgeist, der *anito*, auf den Weg zu einer mythischen Insel, der Weißen Insel. Ist er aber mißgestimmt, können er oder die anderen Geister zurückkommen und die Lebenden, Tiere wie Menschen, heimsuchen und sie bö-

se oder krank machen. Die Yami leben daher in ständiger »unkontrollierbarer« Angst vor den Geistern, den *anito*, die notwendigerweise Totengeister sind. Daher sind Bestattungen bei den Yami mit den stärksten Tabus belegt. Während der Totenwache wird keiner aus dem Verwandten- oder Freundeskreis des Verstorbenen auch nur ein Auge zutun, aus Furcht, von dem *anito* des Toten angegriffen zu werden. In der schwarzen Magie wird es als die schrecklichste Tat angesehen, einen Menschen mit dem Sand eines Grabes in Berührung zu bringen, weil darin ein *anito* stecken könnte.

Zwei Merkmale ihres Glaubens sind außerdem sehr interessant. Zum einen die klare Unterscheidung zwischen Geistern und Dämonen auf der unteren Ebene des Yami-Pantheon; dann die Ambivalenz der Geister: sie sind nicht von Grund auf böse, aber sie könnten es werden. Das schlimmste Unglück kommt nicht von den Gottheiten, sondern von den Emanationen der Menschen, ihren *anito*. Die Philosophie dieser Mythologie gleicht der Furcht vor den Toten in den primitiven asiatischen Religionen wie auch den Auffassungen der Ozeanien. Es gibt bei den Yami ganz offensichtlich keinen Teufel.<sup>25</sup>

In der Tat lautet die grundlegende Philosophie ihres Glaubens, daß der Ursprung des Bösen nicht so sehr im Übernatürlichen, als vielmehr im menschlichen Bereich zu suchen ist, und das Böse bedeutet nichts anderes als das Überdauern menschlicher Bosheit. Man könnte zusammenfassend formulieren: »Die bösen Gedanken überleben uns.«

Die Naga aus Assam, insgesamt eine halbe Million Menschen, setzen sich aus etwa fünfzehn Hauptstämmen unterschiedlicher Kultur zusammen. Man weiß nicht sehr viel über ihre Herkunft, außer daß der mongolide Typus dominiert, mit glatten schwarzen Haaren und schwarzen Schlitzaugen. Möglicherweise haben sie während der großen Völkerwanderungen der Mongolen, die vor fünfunddreißigtausend Jahren einsetzten und die Völker bis nach Südamerika führten, die Ureinwohner verdrängt. Vielleicht waren es ursprünglich australoide oder negride Völker, wobei für letztere gelocktes oder krauses Haar typisch ist. Diese Annahme wird nahegelegt durch eine Reihe nichtmongolider Züge bei einigen Naga. Die Naga sprechen etwa

dreißig tonale Sprachen, die zur großen Familie der sinotibetischen Sprachen zählen; vermutlich sind sie aus Südchina gekommen.<sup>26</sup> Eine weitere Gemeinsamkeit ist, daß sie noch im letzten Jahrhundert allesamt Kopffäger waren. In ihrer Religion, die möglicherweise Elemente der alten Religionen Südostasiens enthält, zeichnen sich alte Muster einer Weltbetrachtung ab, die sehr aufschlußreich sind. Dies umso mehr, als die Religion der Naga offenbar nicht unter dem Einfluß politischer Regime steht. Bei manchen Stämmen, wie den Ao, regieren die Ältesten; die Konyak sind Teil eines autokratischen Regimes; die Angami praktizieren laut *Encyclopaedia Britannica* »die reinste Demokratie«. Jedenfalls dürfte es sich um mehr oder weniger verwandte Stämme handeln, die sich vor langer Zeit zusammengeschlossen und eine breitgefächerte Kultur begründet haben, in manchen Fällen auf der Basis von Traditionen, in anderen sozusagen aus dem Stand.

Für die Naga, die seit 1890 zunehmend christianisiert worden sind, sich aber die Erinnerung an ihre ursprüngliche Religion bewahrt haben, hat die Menschheit einen übernatürlichen Ursprung; für den einen kann es von einem Stein ausgegangen sein, für den anderen von einem Kürbis oder Riesenvogel. Die Naga haben weder eine einheitliche Mythologie noch eine einheitliche Religion, auch wenn es von Stamm zu Stamm übergreifende religiöse Gemeinsamkeiten gibt. Sie glauben an einen Schöpfergott, aber bei manchen ist es eine Göttin, wie Kepenopfu, die weit entfernt lebt und kaum in das Leben der Menschen eingreift. Bei den Konyak ist es ein männlicher Gott, Gawang, der sich auffällig in die irdischen Aktivitäten einmischt. Aber alle gehen davon aus, daß es zwei Arten von Geistern gibt, die Erdgeister der unteren Ebene und die Himmelsgeister. Unter den Erdgeistern gibt es böse, die Jagdgeister, die Fruchtbarkeitsgeister usw. Die Himmelsgeister, die *potso* der Lhota, sind nicht in einem ethischen Sinne »besser«, da sie auch die Überbringer schlechter Nachrichten sind. Auf jeden Fall sind den Naga die niederen Geister von großer Wichtigkeit, die Geister des Bösen eingeschlossen, denen sie Opfergaben darbringen.

Für die Naga gibt es keine universelle Ursache des Bösen, und sie

haben keine einheitliche Vorstellung vom Bösen. Es gibt viele Spielarten davon, und jeder Schaden hat eine Ursache, der man entgegenwirken kann.

Man kann mit den Mächten des Bösen verhandeln. Das Ziel »primitiver« Religionen liegt darin, zwischen den übernatürlichen Mächten, die den Menschen umgeben, ein Gleichgewicht herzustellen, zum Beispiel mit Hilfe der Rituale. Es gibt hier weder eine unumstößliche Spaltung der Welt noch eine Erbsünde. Der Mensch ist den übernatürlichen Kräften nicht hilflos ausgeliefert. Die Religionen sollen verhindern, daß das Treiben der Götter und Dämonen die Menschen allzu sehr bei ihren Verrichtungen stört. Vor allem aber sind Götter und Dämonen ethisch neutral. Es sind zwiespältige Fremde, sozusagen unerfreuliche Gestalten, die es zu respektieren gilt, die aber niemals fähig wären, dem Menschen ein theologisches Lehrgebäude aufzuzwingen. Das heißt, ihre Religionen sind im wesentlichen Exorzismen, mit denen man sich die Unwägbarkeiten des Übernatürlichen vom Leibe hält.

Bei den Naga als einer der wenigen ethnischen Gruppen, die noch teilweise ihre traditionellen Lebensformen beibehalten haben, gibt es - bei fehlender zentraler Regierung - auch keine Zentralisierung des Bösen in Gestalt des einen und einzigen Teufels. Warum haben die sogenannten »primitiven« Gesellschaften in Ozeanien oder die Yami und Naga weder eine Vorstellung vom absoluten Guten noch vom absoluten Bösen? Diese Frage drängt sich förmlich auf. Es ist auch eine der ganz großen Fragen der Religionsanthropologie, und das Thema ist viel zu weitläufig für unseren Rahmen. Man müßte nicht nur die Thesen Lévy-Bruhls über die »niederen Gesellschaften« wieder aufgreifen, sondern auch die Thesen von Marcel Mauss und Emile Durkheim über die Interdependenzen zwischen dem Sozialen und dem Religiösen und vor allem die von Lévi-Strauss über die Entstehung des Religiösen und dessen Beziehung zur technischen, wirtschaftlichen und sozialen Realität.

Ein schwacher Erklärungsversuch ist dennoch möglich. Gesellschaften, die sowohl zahlenmäßig beschränkt als auch geographisch eingegrenzt sind wie die Gesellschaften Ozeaniens konnten nur eine

schwache Vorstellung vom Bösen entwickeln, da Unfälle, Krankheit, Hunger und Tod immer nur eine kleine Zahl von Menschen gleichzeitig treffen. Der numerische Index des Unglücks ist gering. Die Verwüstungen der großen Epidemien, bei denen sich die Leichen zu Bergen türmen, sind dort nicht vorstellbar. Auch ist ihre kulturelle Variationsbreite schwach entwickelt. Es fehlen größere Formen literarischer oder theatralischer Art.

Der Begriff des Bösen nimmt sich in Ozeanien eher lächerlich aus angesichts der Kräfte des Lebens: Sonne, Meer, Vegetation, die Fruchtbarkeit der Frauen, der Tiere und der Erde. Die Mythen Ozeaniens sind in dieser Hinsicht mit denen Griechenlands vergleichbar, vielleicht sogar mit denen aller Archipele überhaupt. Es sind Lebensmythen, in die sich die Kategorien der Ethik nur allmählich einschleichen.

Da es ökonomisch schwache Gebiete sind, ist Macht dort begrenzt; es gab dort keine Tyrannen, die sich des Machtmisbrauchs schuldig gemacht hätten, wie es die Völker des Orients gewohnt waren. Auch ließen die sozialen Strukturen große politische Systeme nicht zu. Da große politische Systeme und große religiöse Systeme untrennbar sind, kannte Ozeanien zu keiner Zeit eine zentralisierte Religion, in der die strengen sozialen Verbote mit dem Geist des Bösen gleichgesetzt werden.

Der Teufel, der in den monotheistischen Religionen Zielscheibe heftigster Verwünschungen ist, fand dort keinen Platz. Die Lebenden wurden gelegentlich von Wesen verfolgt, die frei waren von jeder ethischen Bedeutung. Vielleicht spürten das die ersten westlichen Seefahrer, von Cook bis Bougainville, wenn sie an Land gingen. Vielleicht begann auch da der Mythos vom »guten Wilden«. Sie waren erwiesenermaßen nicht wild und weder gut noch böse, wenn auch viele von ihnen bis in die jüngere Vergangenheit Kannibalen waren. Doch die europäischen Eroberer spürten, daß sie das Böse nicht hatten, nicht das unsere, das abgrundtiefe, finstere, schmutzige, dumme und niederträchtige Böse.

Wir haben sie idealisiert und anschließend entidealisiert. Und dann haben wir sie verdorben, indem wir ihre Anatomie entstellt ha-

ben durch Textilien, die ihr Geschlecht und vor allem ihre körperliche Anmut verdecken sollten. Schließlich lehrten wir sie, daß es einen Teufel gibt und bewiesen ihnen zuletzt auch noch seine Existenz durch unsere Fernsehproduktionen.

## Indien - vom Bösen errettet

Über Asien, das kein einheitliches Ganzes ist - Über die Jakuten, wie sie sich das Christentum angeeignet und den Teufel einverleibt haben - Über den Vedismus, Mutterreligion von vielen anderen - Über Buddha und seinen Zweikampf mit Mára - Vom Dasein der Dämonen und vom Fehlen eines Teufels in der buddhistischen Kosmologie - Das Unmögliche: den Hinduismus klar zu definieren - Über die guten Werke des bösen Gottes Shiva - Das Einswerden mit der Gottheit, die einzige Forderung im Hinduismus.

Auf der Suche nach dem Teufel betritt der abendländische Geist in Asien bald unwegsames Gebiet, denn er ist an der Logik geschult und vom Satz des ausgeschlossenen Dritten überzeugt, wonach nicht zugleich sein und nicht sein kann. Betrachtet er in Ceylon in einem Tempel die Fresken mit ihren buckligen Teufelchen genauer, könnte er leicht zu dem Schluß kommen, die Buddhisten hätten Bekanntschaft mit dem Teufel gehabt, und wenn schon nicht mit *dem* Teufel, dann mit anderen, mit mehreren, mit Kindern, Neffen oder sonstigen Verwandten des Teufels, denn unser Asienreisender denkt, der Böse sei universell.

Es kann abenteuerlich werden, wenn man über Asien reden will. Allein schon deshalb, weil jeder sein eigenes Asien im Kopf hat. Um auch nur eines seiner Länder, Tibet oder Sibirien, Indonesien oder Borneo, Malaysia oder die Philippinen, Indien oder Pakistan, China oder Japan begreifen zu können, brauchte man ein ganzes Menschenleben und länger. Jedes Land ist einzigartig, und im Vergleich dazu nimmt sich Europa wie eine Ansammlung von Fürstentümern aus, die sich kaum stärker voneinander unterscheiden als die Bretagne von Savoyen, Asturien von Andalusien oder Mecklenburg von Bayern. Vom malaysischen Dschungel, wo das Leben so intensiv ist,

daß die Tropenleuchte höchstens eine Stunde lang blüht, um als einzige Spur einen Streifen rosigen Goldes auf der Erde zu hinterlassen - bis hin zur Wüste Gobi, wo man vor hundert Jahren im Sand erstickte Leichname fand, die gleichsam von innen her begraben worden waren. Wie könnte man da erwarten, daß sie eine gemeinsame Religion besäßen oder gar an ein und denselben Teufel glaubten.

Dazu kommt, daß Asien ein bedeutend höheres Alter hat als unsere europäische Welt. Beim Klang des Wortes »Asien« denken wir noch heute an die Landkarte aus dem Erdkundeunterricht, obwohl die Ethnologie unsere Schulweisheiten inzwischen korrigiert hat. Europa lag unfehlbar immer in der Mitte, ein rosa Erdteil, Asien gelb, Afrika meistens braun, eine verhaltene Andeutung auf schwarze Haut. Nur, unser »Europa«, mit dem Namen einer entführten Jungfrau, lag sozusagen noch in der Wiege, als die Asiaten gen Nordosten aufbrachen, trockenen Fußes, aber verfroren die von Eisschollen verkeilte Beringstraße überquerten und die amerikanischen Kontinente bis hinunter nach Feuerland besiedelten. Das geschah vor 35.000 Jahren, und wir hatten unterdessen zwischen Madrid und Moskau nicht einmal das Neolithikum hinter uns gebracht.

Wie kann man annehmen, daß diese Menschen mit ihrer uralten Tradition einen neuen Glauben wie den unseren praktizieren möchten? Einen Glauben, der erstarrt ist in den Kategorien jenes logischen Denkens, mit dem der hellenisierende Saulus bis nach Rom hausieren ging, um seine Kirche zu gründen. Ob ich auf dem Markt im alten Hongkong einen Jüngling anschaute, dessen Gesicht wie aus Elfenbein geschnitzt schien, oder zehn Jahre später einen Greis im Süden Javas, stets begegnete ich demselben, jahrtausendealten Blick. Einem Blick, den mir der halbbekleidete Hindupriester, der mir seine 82 Jahre gestand, nicht schenken konnte. Er führte mich in Ceylon auf einen schroffen Felsen, kaum breiter als ein Bistrotisch, aber 300 Meter über dem Meeresspiegel, um mir zu erzählen, Prinz Rama sei an dieser Stelle abgestürzt, bevor die geflügelten Genien ihn errettet hätten: der Priester war blind. Asien ist alterslos, seine Geschichte ist dreimal so alt wie unsere, und die Kinder ähneln dort alle dem jungen Dalai-Lama, so ernst ist ihr Blick.

Weder Fernsehen noch kabellose Telephone haben daran irgend etwas ändern können. Asien widersteht allem über Zeit und Raum hinweg. Die Jakuten Sibiriens am Rande des Polarmeeres geben uns ein gutes Beispiel. Eine sowjetische Expedition starb im Jahre 1926 an Hunger in einem Land, in dem das Pfund Salz zu vier Gramm Gold und das Pfund Fleisch zu zwanzig Gramm Gold gehandelt wurde! Ende des 18. Jahrhunderts machten sich ein paar zähe Missionare auf den Weg, um die Jakuten zu christianisieren. Einige Jahrzehnte später erzählten die Jakuten dann folgendes:

*Satan war Christi älterer Bruder, aber wie dieser gut, so war er böse. Als Gott die Erde erschaffen wollte, sprach zu Satan: »Du rühmst dich, alles zu können, und sagst, du wärest mächtiger als ich. Gut, dann hole mir etwas Sand vom Grund des Meeres herauf.« Satan tauchte auf den Grund, aber als er wieder an die Oberfläche kam, sah er, daß das Wasser ihm den Sand aus den Händen gespült hatte. Er tauchte noch zwei weitere Male, ohne Erfolg, beim vierten Mal jedoch verwandelte er sich in eine Schwalbe und schaffte es so, ein Erdklümpchen in seinem Schnabel heraufzubringen. Christus segnete das Bröcklein, das daraufhin zur Erde wurde. Und die Erde war wunderbar eben und glatt wie ein Teller. Aber in der Absicht, seine eigene Welt zu erschaffen, hatte Satan hinterlistig ein Stückchen des Erdklumpens im Hals behalten. Christus durchschaute die Ränke und schlug ihm ins Genick. Daraufhin flog ihm das Stück Erde aus dem Mund und bildete auf der ursprünglich doch so glatten Erdoberfläche die Berge.<sup>1</sup>*

Diese Geschichte ist bezeichnend, denn man kann daran sehen, wie sich die einstigen Mythologien Satan einverleibt haben. Trotz seiner Bosheit, die hier als List daherkommt, und trotz seiner sprichwörtlichen Intelligenz, wird er von Jesus bloßgestellt wie ein Betrüger, den man auf frischer Tat ertappt. Dabei verliert er seine ganze überwältigende Macht und ist nur noch ein Schwindler, ein *trickster*, eine ebenso universelle Gestalt, aber sicher keine satanische. Denn von der Arktis bis zum Indischen Ozean haben sich Asiaten niemals vorstellen können, daß es oben einen Gott und unten einen Teufel gäbe.

In Wirklichkeit sind Gott und Teufel gleichermaßen kulturelle Schöpfungen, und wenn Asiaten auch von Natur aus dazu neigen, an die Existenz eines Gottes zu glauben, vermögen sie sich doch kaum vorzustellen, Gott und Teufel könnten sich zerstritten haben. Doch der Gedanke hat gar nichts Ungeheuerliches, denn ein moderner christlicher Philosoph, Giovanni Papini, hat sie auch ohne die Hilfe der Jakuten ausgesprochen.

Für Asien - und das gilt auch für Afrika, Ozeanien und wahrscheinlich auch für die altamerikanischen Kulturen — war religiöses Empfinden so wichtig wie das Atmen. Das Abendland sah Asien beherrscht von Dämonen und Wundern, sah es heidnisch. Wenn diesen riesigen Kontinent heute auch nur noch drei Religionen einen - es sind Buddhismus, Hinduismus und Islam -, ihre Einführung und ihre wechselseitige Beeinflussung waren wesentlich komplexer.

Alles begann in Indien, denn Indien war das Griechenland Asiens. Und wenn man sich getraut, über Asien zu reden, so muß man mit Indien den Anfang machen, da es in geistiger Hinsicht dessen Mutter ist.

In der Tat gehen diese großen autochthonen Religionen, Hinduismus, Buddhismus, Jainismus, Taoismus, Shintoismus, im wesentlichen auf den Vedismus zurück, der um das Jahr 1500 vor unserer Zeit durch die arischen Invasionen der aus dem Iran stammenden Völker auf dem indischen Subkontinent eingeführt wurden. Der Vedismus, so benannt nach den Veden, den heiligen Büchern, verdrängte eine oder sogar mehrere ältere Religionen. Da es in einer Untersuchung wie dieser nützlich ist, zu wissen, woher die ersten Götter und damit auch die ersten Dämonen gekommen waren, muß man sich fragen, welche Religionen dem Vedismus vorangegangen sind und ob man an den Teufel glaubte. Darüber wissen wir jedoch nur wenig.

Man weiß mit Sicherheit, daß es vor der arischen Invasion die sogenannte Harappa- oder Induskultur gab, deren Namen sich ableitet von dem Namen des Flusses, an dessen Ufern sie sich entwickelt hatte. Aber wir wissen kaum etwas über diese Zivilisation, außer daß sie keine Schrift besaß, daß sie sich, abgesehen vom Tauschhandel mit Vieh, nur wenig für die Außenwelt interessierte und keine Verbin-

zung zum Meer hatte. Sie hatte Festungsanlagen, kannte aber offensichtlich weder Pferd noch Wagen und besaß praktisch keine politische Struktur: es handelte sich um ein elementares Königtum, dessen Oberhaupt zugleich oberster Feldherr und Hoherpriester war. Und wir wissen, daß die Dravidier, um die handelte es sich, eine viel dunklere Hautfarbe als die Arier hatten und plattnasig waren.<sup>2</sup> So lauteten die gelegentlichen Beschreibungen der Arier, die sie zu verachten und zu verabscheuen schienen.

Möglicherweise gab es dort die vorarische Kultur schon seit dem 5. Jahrtausend vor unserer Zeit, und die Tatsache, daß das Rad unbekannt war, legt nahe, daß sie zu der Zeit, als die Arier sich in Indien niederließen, noch extrem primitive Züge trug. Wenn man sich von den Modellen anderer sehr alter Kulturen leiten läßt, kann man bestenfalls zu der Auffassung kommen, daß auch ihre Religion primitiv war und auf elementaren Kulten wie dem Sonnen- und dem Fruchtbarkeitskult gründeten. Es gibt Grund zu der Annahme, daß der Kult der Großen Göttin praktiziert wurde, aber da endet auch schon das Feld der Archäologie, und danach beginnt die Spekulation.

Der Vedismus der Arier, der sich in Indien etablierte, hielt sich ein Jahrtausend. Über diese zehn Jahrhunderte ist fast nichts überliefert: die Arier haben uns keine Steinbauten und keine Schriftstücke hinterlassen. Ihre heiligen Bücher, die Veden, wurden erst um das 3. Jahrhundert vor unserer Zeit niedergeschrieben; bis dahin wurden die Veden mündlich weitergegeben, und es läßt sich nicht beurteilen, wie zuverlässig die etliche Jahrhunderte später verfaßte Transkription ist. Über die ursprüngliche arische Religion gibt es daher kein gesichertes Wissen; man kennt sie nur aus den später entstandenen schriftlichen Fassungen. Man nimmt jedoch an, daß die Arier, eroberrungssüchtige Adelsgruppen, die die Bruderschaft unter Männern kultivierten, Indien einen männlichen Pantheon aufzwangen, der die Große Göttin<sup>3</sup> entthronte oder ihr jedenfalls die Vorrangstellung streitig machte.

Wie alle Religionen postulierte auch die altvedische Religion in ihrer Version der Genesis, dem Násadásiya-Hymnus oder dem Schöpfungshymnus des Rigveda: im Anfang war das Nichts: »Nicht war

Sein, nicht Nichtsein damals. Nicht war der Luftraum, nicht der Himmel, der darüber ist. [...] Nicht gab es damals Tod, nicht Unsterblichkeit; keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht. Es atmete, windlos, von selbst, nur das Das (*tád ekam*); es gab nichts als dies.«<sup>4</sup> Danach brachte ein inneres Bedürfnis des Urwesens die erste Antithese zwischen Sein und Nichtsein und schließlich auch zwischen der aktiven Energie und der passiven Materie hervor. Die Purusha-Súkta oder der Hymnus des Menschen stellt eine etwas andere Version dar: die Götter haben die Welt durch die Opferung des Urmenschen, *Urpurusha*, erschaffen, der alles ist, was war und was sein wird.<sup>5</sup>

Der indische Vedismus zeichnet sich, wie der altiranische, durch ein dualistisches Schema aus: die Macht der Götter oder der *Devas*, Varuna, Mitra, Indra und der Zwillingsgötter Masatya wird dort durch die Macht der Gegengötter oder Asuras ausgeglichen. Die Gegengötter, wie z.B. der Gott Virtra, gegen den Varuna später eine siegreiche Schlacht führen wird, waren ebenso vielgestaltig wie die Götter selbst; sie stellten eine mythologisierte Form der Feinde der Arier dar, wahrscheinlich die Pani, Dasa und andere Vertreter der Harappavölker der Induskultur. In der Tat trägt Indra den Beinamen *purandara*, was soviel bedeutet wie »Zerstörer der Festungen«, bei welchen es sich ganz offensichtlich um die Festungen der Harappavölker handelt.<sup>6</sup> Es ist eine altbekannte Geschichte: der Gegner wird dämonisiert und tiefschwarz dargestellt, denn die Dravidier waren von dunkler Hautfarbe.

Aber durch seinen Symbolismus ist dieser Dualismus auch einer zwischen dem Sein und dem Nichtsein, zwischen der Schöpfung und dem Chaos. Es handelt sich dabei um eine Interpretation der Welt, die auf unerläßlichen Gegensatzpaaren beruht. Der Kosmos verhält sich dem Menschen gegenüber im wesentlichen wohlwollend. Das bedeutet jedoch nicht, daß es das Böse nicht gäbe, nur ist es etwas ganz Normales, es ist die Auswirkung des kosmischen Chaos, denn zwischen den widerstreitenden Mächten des Himmels kann niemals Friede einkehren, und daß dieses Chaos auch den Menschen betrifft, liegt daran, daß der menschliche Mikrokosmos Teil des Makrokos-

mos ist. Daher wird auch der exakten Befolgung der Rituale, dem zu Hause zelebrierten *grhya* und dem gemeinschaftlich zelebrierten *srauta*, eine so große Bedeutung beigemessen: durch das Ritual werden die himmlischen Gesetze zugleich eingehalten und gefeiert, und ein schlecht ausgeführtes Ritual kann wiederum selbst zu einer Quelle der Unordnung werden. Diese Bedeutsamkeit des Rituals spiegelt auch recht gut die Strukturen des arischen Indien wider: die Gesellschaft ist dort bereits hierarchisiert und kodifiziert, die Religion ist das Zentrum der Gesellschaft sowie das politische Instrument ihres Zusammenhalts. In demselben Maße, wie das Ritual die Macht der Priester vermehrt, stärkt es die Gesellschaft, deren Wächter die Priester sind. Der Kreis ist geschlossen.

Tatsächlich wird das Gleichgewicht der Welt, das zwischen den Devas und Asuras besteht, durch Sühneopfer sowie durch die ebenfalls rituelle Darreichung eines Opfertranks aufrechterhalten, des *soma*, eines halluzinogenen Pflanzensaftes, der vom Fliegenpilz (*Amanita phalloides*) stammen könnte.<sup>7</sup> Übrigens verdient die Bedeutung des soeben geschilderten Ritus besondere Aufmerksamkeit: die Welt existiert nur unter dem Vorbehalt, daß sich der Mensch zu festgelegten Zeiten rituell dem Rausch hingibt, der ihn an der Natur der Götter teilhaben läßt. Das ist das Schöpfungsprinzip der griechischen Mysterien. Es wird aber auch die Reaktion des Judentums herausfordern, dem die Trunkenheit verhaßt war, wie unter anderem die mythische Geschichte des Noah zeigt. Den Ariern war das Trinken jedenfalls nicht unangenehm, denn außer dem Soma tranken sie auch das *sura*, das keine religiöse Bedeutung hatte.

Ungefähr im 5. Jahrhundert vor unserer Zeit begann in Indien wie im Iran der Niedergang des Vedismus. Er schien tatsächlich etwas in Unordnung geraten zu sein. Es gab niemanden mehr, der noch gewußt hätte, wie die Götter hießen, wer sie waren und welche Funktionen sie hatten. War Prajápati der höchste Gott? Aber weshalb nannte man ihn dann auch Hiranyagarbha und manchmal noch Brihaspati? Und war er wirklich der Schöpfer aller Dinge und aller Erscheinungen oder nur der Herr der Geschöpfe? War er Súrya, dem Sonnengott, und Agni, dem Feuergott, gleichgestellt oder war er ih-

nen überlegen? Waren die Götter voneinander abgegrenzte Wesenheiten oder aber Manifestationen einer einzigen Wirklichkeit? Der letzten Deutung dürfte man wohl noch am ehesten Glauben schenken können, wenn man den Veden folgt. Dort heißt es: »Das Wahre ist eins, doch der Eingeweihte ruft es mit verschiedenen Namen an.« Und weiter: »Die Priester und die Dichter vermehren durch die Worte die verborgene Wirklichkeit, die einzig ist.«<sup>8</sup>

Ganz offensichtlich gab es ebensowenig den einzigen Gott wie den einzigen Teufel. Denn dann müßten die Gegengötter des Vedismus folgerichtig Dämonen sein, in der Bedeutung, die dieses Wort im modernen Abendland hat. Noch weniger waren sie Teufel; es waren »lediglich« Gegenmächte. Dumézil geht noch einen Schritt weiter, indem er sie in »Erzdämonen« und Erzengel unterteilt.<sup>9</sup> Das ist eine ganz wesentliche Einlassung, von der man in den drei monotheistischen Religionen und dort vor allem im jüdischen Monotheismus, Spuren finden wird. Luzifer, dies der alte Name des Planeten Venus, der bei Sonnenuntergang zu sehen ist, *war* nicht nur ein Erzengel, er ist es auch geblieben. In der Tat hat das Judentum einen guten Teil seiner Theologie, durch die Vermittlung des Iran, dem Vedismus entliehen.

Die Veden sind nicht datiert, aber man nimmt an, daß zumindest einer der Verse einen historischen Moment widerspiegelt: die Gläubigen brachten zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte Indiens ihre Unzufriedenheit mit dem verschwommenen und vieldeutigen Charakter der Gottheiten zum Ausdruck: »Wer ist Indra? Wer hat ihn je gesehen? Wer ist der Gott, daß wir ihm opfernd dienen?«<sup>10</sup>

Der jüdische Vedismus hat nicht aufgehört, dem tiefsitzenden Zweifel der Kreatur an der Welt Ausdruck zu geben. Das Ende der vedischen Epoche bietet den ersten bekannten Ansatz eines ausgeprägten Agnostizismus; nach dem jüngsten Teil der Veden, den Upanischaden, die auch Vedānta genannt werden, ist die Wahrheit unergründlich, und Ziel der Religion ist es, dem menschlichen Geist Frieden zu bringen. Manche behaupten, dieser Agnostizismus sei ein anderer, als er ansonsten in den Veden zum Ausdruck komme, aber

eigentlich ist er deren Schlußfolgerung. Der universelle Zweifel ist bereits zu Beginn des Násadásiya gegenwärtig:

*Wer weiß es, wer wird es hier verkünden, woher entstanden, woher diese Schöpfung. Die Götter sind diesseits durch seine Schöpfung. Aber wer weiß, woher er entstand. (X; 129,6.)*

Die gesamte vedische Lehre ist von diesem »Wer weiß?« geprägt. *Ko veda?* In den Upanischaden ist dieser Zweifel nur noch deutlicher. Das vedische Pantheon büßt hier etwas von seiner Herrlichkeit ein: für nichts auf dieser Erde gibt es wirklich eine Erklärung. Die Materie, die der Grundstoff ist, erklärt nicht die Lebensphänomene. Die Wesenheiten sind nicht definierbar. Der Geist kann nur die logischen Phänomene erklären, und die Logik schließlich ist unfähig, die höheren Aspekte des Seins zu erklären. Das Sein kann nicht auf die Summe seiner Zustände reduziert werden, oder das Sein ist nicht das Dasein, wie Heidegger (der sich im übrigen für den Vedismus interessierte) sehr viel später sagen wird. Das Sein ist eine unveränderbare und ewige Ganzheit, das Atman, das mit dem Wesen des Universums, dem Brahman, identifiziert wird, das heißt mit der höchsten Glückseligkeit und der einzigen, absoluten und letzten Erklärung des Universums. *Tat tvam Asi:* »Das ist du.« Da das Wesen des Universums definitionsgemäß unergründbar ist, ist das Sein es ebenfalls. Die Endlosschleife ist geschlossen. Wir werden nie etwas wissen können.

Aber hier, und das ist das dominierende Element der Upanischaden, wird der Dualismus aufgegeben, da das Brahman die einzige und totale Wirklichkeit ist. Die Seligkeit, *Ánanda*, kann nicht das Böse in sich tragen. Folglich gibt es kein Böses, und es kann darin auch kein Böses geben, um so weniger irgendwelche Dämonen oder einen Teufel; das sind nur Illusionen. Dieses Element wird alle Religionen bestimmen, die sich in der Folge vom Vedismus ableiten; und da die Kultur Indiens in ganz Asien Verbreitung gefunden hat, läßt sich jetzt schon sagen, daß der Teufel in Asien unbekannt ist, er ist nur eine vom menschlichen Geist eingeflüsterte Fiktion.

Mit den Upanischaden und deren Zurückweisung des Dualismus

warf der Urvedismus seine Maske ab, indem er den Göttern die ihren vom Gesicht riß: darunter gab es nur künstliche Gesichter, von Menschen ausgedacht und dem Unergründlichen aufgesetzt.

Die »Verschwommenheit« des vedischen Pantheons, die den Verfall des Vedismus herbeigeführt haben soll, ist unbestreitbar. Ebenso unbestritten ist die Kompliziertheit der indischen Religionsphilosophie. Offensichtlich handelt es sich um eine Philosophie, die den gebildeten und meditativen, mit den Spitzfindigkeiten der Metaphysik vertrauten Köpfen vorbehalten ist. Die arischen Eroberer hatten in der Tat im Laufe der Jahrhunderte eine intellektuelle Elite gebildet, eine Hautevolee. Sie war es so sehr, daß die westliche Philosophie 30 Jahrhunderte nach dem Niedergang des Vedismus die Frage nach dem Sein<sup>11</sup>, die schon vom Vedismus gestellt worden war, kaum weiter vorangetrieben hat. Es fällt nicht schwer, sich vorzustellen, daß die Priester, die Brahmanen, eine hohe aristokratische Kaste bildeten. Entsprechend plausibel ist, daß das Volk in der Regel eingängige Glaubensvorstellungen hatte. Aber es stellt sich die Frage, wie es dazu kommen konnte, daß diese Gläubigen sich etwa 15 Jahrhunderte lang nach diesen Vorstellungen richteten und dann urplötzlich davon abließen. Anderthalb Jahrtausende sind schließlich Zeit genug, um herauszufinden, ob dieses Pantheon nun »vertrauenswürdig« ist oder nicht, zumal das Volk diese Götterwelt selbst hervorgebracht hatte.

Die Antwort ist zunächst in der Alterung der Rituale zu suchen. Das vedische Pantheon ist nicht wirklich verschwunden, und die Götter von einst werden auch weiterhin verehrt, aber die Kulte waren allmählich verknöchert. Dann folgt die Weiterentwicklung der aus dem Vedismus hervorgegangenen Gesellschaften von der vedischen Periode Indiens bis zu ihrer epischen. Und diese Entwicklung müssen wir etwas eingehender betrachten.

Als die Arier im Norden Indiens einfielen, waren sie kriegerische Horden oder Stämme, angeführt von einer Aristokratie, an deren Spitze die Prinzen standen, die *rāja*, deren Macht von den Stammesräten, den *sabha* und den *samiti*, eingeschränkt wurde. Der berühmteste dieser Stämme ist der Bhārata. Die Veden liefern uns von den

Ariern ein knappes, aber sehr bildhaftes Porträt: es sind lustige Gesellen<sup>12</sup>, nämlich erfahrene Krieger, Bauern und Viehzüchter, die Musik und Tanz lieben (»sie spielen Flöte, Laute und Harfe«<sup>13</sup>), die den Alkohol zu würdigen wissen und höchst wahrscheinlich auch die weibliche Schönheit. Sie leben ausschließlich in kleinen Ortschaften, mitten zwischen ihren Feldern und Stallungen, ziehen von Scharmützel zu Scharmützel und veranstalten gelegentlich Festmahle, die reichlich begossen werden. Diese Skizze trifft übrigens auch auf andere Indogermanen, die Kelten, zu.

Die Arier lassen sich zunächst im Punjab nieder, »dem Fünfstromland«, das sich heute beiderseits der indisch-pakistanischen Grenze erstreckt. Einige von ihnen wagen sich in den Osten vor, bis in die legendäre Region der Sarasvati, der späteren Flußgöttin und Schutzpatronin der Rede, Gelehrsamkeit und Weisheit. Die Region selbst wird später zur heiligsten des Buddhismus<sup>14</sup>. Dort leben sie in einem Stammesgefüge und verbringen ihre Zeit mit Ackerbau, Viehzucht und Kriegshandwerk.

Aber mit der Zeit bilden sich Imperien heraus. Die Arier wandern in den Süden hinunter, in das Land der Kauravas, im heutigen Rajasthan, und gründen in der Nähe von Delhi ihre erste, bekanntgewordene Hauptstadt. Damit bildet sich eine echte politische, dynastische Macht heraus, und da es keine Politik ohne Religion gibt, muß der inzwischen schwammige Vedismus wahrscheinlich eine erste Welle von Reformen über sich ergehen lassen. Schließlich fällt das Reich der Kauravas zusammen, ein Teil der Arier zieht gen Osten das Ganges tal hinab und gründet auf dem Wege dahin eine Folge weiterer Imperien, deren Zentren Kosala, Videha und Kasi sind, während ein anderer Teil, der in Richtung Südküste zieht, nach Udschain gelangt und seine Macht auf die Handelshäfen ausdehnt.

Mit anderen Worten: der größte Teil Indiens, der arisch ist, wurde politisiert. Eine in ihren Umrisen nicht mehr erkennbare Religion ist unbrauchbar. Die Reform findet erstaunlicherweise gleichzeitig auch im Iran statt; sie wird dort etwa ab 600 vor unserer Zeit von Zarathustra durchgeführt, in Indien etwa ab 570 von Cardhamána und ab 560 von Buddha. Die Begleitumstände sind hier wie dort die glei-

chen: die Herausbildung einer politischen Zentralmacht. Aber in Indien sollte der Vedismus andere Wege gehen als im Iran.

Man könnte sich vorstellen, dieser Wechsel habe sich im Sinne einer »Wiedergeburt« der Götter vollzogen, doch weit gefehlt. Mit einem gewaltigen Ruck entledigt sich der Vedismus der letzten Überreste des Theismus und betont seinen Intellektualismus. In der epischen Epoche, die auf die vedische folgt, keimen drei Gedankensysteme, die kaum sonderlich religiös sind. Das erste ist der Materialismus oder *Lokáyata*. Die Wahrnehmung ist einzige Quelle des Wissens, und alles, was sie über die realen Dinge erfahren kann, ist materieller Art. Die Kraft des Verstandes ist unzulänglich, und die universellen Analogien und Relationen, die er zu erkennen glaubt, sind zufällig. Das Bewußtsein ist eine Funktion der Materie, es gibt kein Leben nach dem Tod, und die Seele stirbt zusammen mit dem Körper. Die Welt hat sich selbst erschaffen, und der Gottesgedanke ist ein Mythos, dem wir nur aus Unwissenheit und Unfähigkeit anhängen. Es gibt keine Ethik und erst recht keine immanente, da Laster wie Tugend Konventionen sind. Hier glaubt man fast schon die Stimmen der griechischen Kyniker zu hören.

Das zweite Gedankensystem ist das Werk eines Zeitgenossen Buddhas, der im Abendland erstaunlicherweise verkannt wird, des bereits genannten Vardhamána; es handelt sich um den Jainismus, den Urgrund des philosophischen Relativismus. Er läßt sich durch die Lehrfabel von den sechs blinden Männern zusammenfassen: Jeder von ihnen legte seine Hand auf einen anderen Körperteil eines Elefanten und versuchte, das Tier zu beschreiben. Derjenige, der das Ohr erwischt hatte, meinte, es sei ein weicher Fächer, derjenige, der den Fuß gepackt hatte, es sei ein Pfeiler, usw.

Die jainistische Doktrin der Bedingtheit der Standpunkte oder *nayas* lehrt, daß alle Erkenntnis relativ ist und wir folglich aufgrund der Komplexität der Dinge alles Beliebige für richtig erklären oder negieren können. Die Kategorien, nach denen der Jainismus die Welt einteilt, sind grundsätzlicher Art: die belebten und die unbelebten Objekte, die grobe und die feinstoffliche Materie, die beweglichen und die unbeweglichen Objekte... Die feinstoffliche Materie oder

das *Karma* erfüllt das Universum, und die Seele wird durch den Umgang mit dem Karma von ihm durchdrungen. Das Wesen des Karma ist dergestalt, daß jede Veränderung auf Dauer in ihr festgehalten wird und in Rückwirkung auf das Individuum das Schicksal des einzelnen vorherbestimmt. Das ist ein Gedanke, der sich direkt vom späten Vedismus der Upanischaden ableitet und seit Beginn des 20. Jahrhunderts im Abendland vereinzelt auf Widerhall gestoßen ist.

Hervorgehoben werden sollte, daß es im Jainismus zu einer Eingebung kam, die um so außergewöhnlicher ist, als sie unserer Zeit um fünf Jahrhunderte vorausgeht. Es ist die Behauptung, daß die Welt in zweierlei Gestalt existiert, in Gestalt von Atomen und von Atomaggregaten, also in Gestalt dessen, was wir Moleküle nennen, und daß die »homogenen Atome je nach ihrer Kombination verschiedene Elemente erzeugen«<sup>15</sup>, eine Eingebung, deren Wahrheitsgehalt von der westlichen Physik erst ab dem 18. Jahrhundert bestätigt worden ist.

Im Jainismus gibt es keinen Gott, wenngleich die Seelen, dank einer strengen Lebensführung, einen »göttlichen Status«<sup>16</sup> erreichen können. In diesem Fall hat man die Zerstörung des Karma erreicht und die Wiedergeburt und damit weitere schmerzvolle Seelenwanderungen verhindert. Daher gibt es im Jainismus auch keinen Teufel, und dennoch hat die Ethik im religiösen Brauchtum der Jainas einen hohen Stellenwert. Tatsächlich gibt es diese religiöse Bewegung noch immer, und da sie nicht dogmatisch ist, setzt sie sich aus fünf erheblich voneinander abweichenden Sekten zusammen.<sup>17</sup>

Das dritte Gedankensystem, das in der epischen Periode auftaucht, ist der Buddhismus. Er geht auf die Lehre eines großen Reformators (also auf den Vedismus) zurück, dessen Einfluß dem des Zarathustra vergleichbar ist, wenn er diesen nicht sogar übertrifft. Er ist vielleicht die bedeutendste religiöse Persönlichkeit der Menschheitsgeschichte, und Schopenhauer hat über ihn gesagt, er sei einer der drei großen Philosophen der Menschheit: gemeint ist Buddha.<sup>18</sup> Sein Lächeln hat die Geschichte der Religionen ebenso beherrscht wie das Lächeln der Kurosstatuen die griechische Kunst oder das der Mona Lisa die unbeschreibliche Geschichte des abendländischen Glücks.

In dem zwangsläufig beschränkten Rahmen dieses Buches über die Herkunft des Teufels, scheinen die Abenteuer des Buddha (Sohn eines Prinzen, geboren um 563 vor unserer Zeit im Königreich der Sakyas, dem Grenzgebiet von Indien und Nepal) dem vor allem im Lokyata-Materialismus und generell auch im Jainismus vorhandenen Loslösungsgedanken zu widersprechen. Denn man könnte meinen, hier auf den deutlichsten Vorläufer unseres Teufels gestoßen zu sein, den es nach dem ägyptischen Gott Seth je gegeben hat. Gautama<sup>19</sup>, der noch Novize war, d.h. ein »kommender Buddha« oder *Bodhisattva*, setzte sich nach vierwöchigem Fasten, das ihn bis aufs Skelett abmagern ließ und ihn an die Pforten des Todes führte, unter einen Feigenbaum und wartete auf die Erleuchtung: Mára, der Zerstörer, auch Papimant, der Böse, genannt und die Verkörperung des Todes, trat an der Spitze seiner Horde böser Geister auf ihn zu. Seine Ansprache war eher verführerisch als böse. Da der Gautama sehr bleich war, machte Mára ihn auf seinen abgezehrten Zustand aufmerksam und sagte zu ihm: »Du bist durch irdische und himmlische Bande gefesselt, du bist durch Bande aller Art gefesselt. O Asket, du wirst dich nicht befreien können.«<sup>20</sup> Darin könnte man eine Vorwegnahme der Rede sehen, die Satan später Jesus in der Wüste halten wird. Doch um diese Rede verstehen zu können, muß man sie wieder in ihren Kontext stellen, der keineswegs christlich ist. In der Tat steht sie ganz im Widerspruch zu der Suche nach einem höheren Seelenzustand, in dem man keine Wahrnehmungen, aber auch keine Nicht-Wahrnehmungen mehr hat, einer Suche nach der Sphäre des Nichts oder dem *Akincañayatana*, kurz, nach der absoluten Wahrheit oder dem *Nirvāna*, jenem Zustand, in dem das Sein von der Notwendigkeit erlöst ist, wiedergeboren zu werden und zu leiden. Nun ist dieser Zustand aber seinem Wesen nach das genaue Gegenteil der irdischen Existenz, zu der Mára den Bodhisattwa zurückzuführen versucht, indem er ihm vor Augen führt, daß eine Loslösung von der Welt gar nicht möglich ist.

Hier taucht offenbar der vom Vedismus der Upanischaden verworfene Dualismus wieder auf: Das Böse ist wirklich und keine Projektion des menschlichen Geistes. Dieser Dualismus kommt der Vorstel-

lung der Gnostiker nahe, die alles Irdische für böse halten (eigentlich ist er deren Ursprung). Denn Mára will Buddha nicht zum Verbrechen, zur Unzucht oder zum Diebstahl verleiten; er will ihn nur zum Leben verführen, und in diesem Sinne ist er »böse«. Mára ist kein Teufel, und schon gar nicht unser Teufel, wenn man die Möglichkeiten des Vergleichs mit unseren christlichen Begriffen nicht zu weit treiben will. Mára ist der Gott des Todes, denn alles, was lebt, ist zum Sterben verdammt, und alles Leben trägt seit Anbeginn den Keim des Todes in sich. Leben bedeutet also, sich auf das Sterben vorzubereiten. Buddha daran zu gemahnen, daß er sich von seinen Banden nicht befreien kann, bedeutet, ihn zur Aufgabe zu bewegen, um das Elend der Menschen ohne Licht über sich ergehen zu lassen, ohne Hoffnung, das heißt, sich mit dem Tod abzufinden.

Aber Gautama, der dank der zehn großen Tugenden oder *Paramitas* standhaft bleibt, erwidert Mára: »Die Fleischeslust ist deine erste Armee, die zweite ist der Abscheu vor einem höheren Leben, die dritte ist der Durst und der Hunger, und die vierte ist die Begierde, die fünfte ist die Schläffheit und die Faulheit, die sechste ist die Feigheit, die siebte ist der Zweifel, die achte ist Heuchelei und Starrsinn, die neunte wird gebildet aus Gewinnsucht, Lobreden, Ehre und falschem Ruhm, und die zehnte ist Selbstverherrlichung und Verachtung der anderen. Das sind deine Armeen, Mára. Kein schwacher Mann kann sie besiegen. Und nur, indem man sie vernichtet, gelangt man zur Seligkeit.« Es geschah also in einer Vollmondnacht des Mai 528 vor unserer Zeit, daß Mára seine größte Niederlage erlebte. Während der vierten durchwachten Nacht, zwischen zwei und sechs Uhr, gelangte Gautama zu den Vier Edlen Wahrheiten; er war für die Versuchungen dieser Welt unempfindlich geworden. Mára unternahm aber noch einige Versuche, Buddha scheitern zu lassen, und beim letzten gelang es ihm, denn am Ende starb Buddha.

Die genauen Daten und die historische Wahrheit Buddhas sind nicht sonderlich wichtig. Seit Lamotte<sup>21</sup> seine klassische Studie schrieb über die vergeblichen Anstrengungen, den Lebensweg der historischen Person zu rekonstruieren, scheint man sich kaum weiter darin versucht zu haben. Wozu auch? Schließlich behauptet der

»weitgefaßte« Buddhismus der Mahayana-Lehre, die ab dem 4. Jahrhundert China und Korea erreichte, dann Japan, Sumatra und schließlich Ceylon, Buddha habe viele Gestalten. Nach Meinung der einen hat Buddha fünf Erscheinungsformen (Vairochana, Akshobhya, Ratnasambhava, Amitábha und Amoghasiddhi), andere glauben, er habe vierundzwanzig Identitäten angenommen. Tatsächlich gibt es unglaublich viele Formen des Buddhismus, die sich nie gegenseitig bekämpft haben, und man kann getrost behaupten, daß es für jeden einen Buddhismus gibt. Die Lehre aber bleibt sich gleich: der Welt muß man mit Mitleid und Distanz begegnen.

Die blindwütige Nága von Uruvilva, der Buddha nach seiner ersten Auseinandersetzung mit Mára die Stirn bietet, ist ebensowenig der Teufel. Sie ist eine sagemumwobene Kobra, zweiten Grades verwandt mit dem Drachen, lebt in einem Haus in Uruvilva und wird von Buddha dort herausgefordert. Buddha läßt sich bei ihr nieder, den Oberkörper hoch aufgerichtet, die Beine gekreuzt. Sobald Nága ihn erblickt, speit sie Rauch, ebenso Buddha. Dann speit Nága Feuer, und auch Buddha speit Feuer. Beobachter sehen von fern, wie Feuer und Rauch aus dem Haus aufsteigen, und geraten in Angst. Aber als sie den Ausgang des Zweikampfs erfahren, hat Buddha dank seiner übernatürlichen Kraft das Scheusal überwältigt und in ein Gefäß gezwängt. Dies ist eine friedfertige Vorform der Legende vom heiligen Georg und aller Sagen, in denen Fabelmonster von Helden unschädlich gemacht werden, angefangen bei Perseus, der das Ungeheuer tötet, dem Andromeda geopfert werden soll, bis hin zu Odysseus, der den Kyklopen blendet. Es ist ein Symbol für den Sieg des Geistes über die Materie.

In der Kosmologie der Theraváda-Lehre, einer Schule, welche die Lehren des ursprünglichen Buddhismus verbreitet, gibt es auch keinen »Meister-Teufel« mehr. Die niedere Sphäre der drei Universen, die Sphäre des Begehrens, wird von fünf oder sechs verschiedenen Arten von Kreaturen bevölkert, darunter Halbgötter, Menschen, Dämonen und eine Vielzahl abgezehrter, gefräßiger Gespenster, die ein wenig an die Geister der Osterinsel erinnern. Diese Kreaturen entstammen verschiedenen Schulen: Sarvástiváda, Sautrántika, Mahís-

hásaka, Dharmaguptaka, Shamatha, Vinaya, Mahásáñghika, Lokotaraváda und Satyasiddhi. Es gibt dort auch keinen Herrscher über die Dämonen, wie unser Teufel es ist. Trotz der Bedeutung, die dem Sieg Buddhas über Mára in den buddhistischen Traditionen Asiens, in Indien, Ceylon, China und Japan beigemessen wird, hält man diese Dämonen ebenso wie die Götter nur so lange für existent, wie man sich in der niederen Sphäre - des Begehrens - aufhält. Überdies nehmen sich die großen kontemplativen Gemeinschaften die Freiheit heraus, den Glauben an Götter und Dämonen ohne weiteres zu verwerfen. Nach der Lehre des Buddhismus kann nur der ins Nirvána eingehen, der den Kreislauf der Reinigungen durchlaufen hat; deshalb kommt man gar nicht auf den Gedanken, Teufeln und Göttern jene transzendente, metaphysische Natur zuzusprechen, wie sie ihnen in den monotheistischen Religionen zuerkannt wird: es sind wirkliche, aber zufällige Wesen. Selbst der dem Hinduismus entlehene, unserem Schöpfergott vergleichbare Brahma, ist nicht ewig; er ist der erste und der letzte Gott, der am Anfang und am Ende eines jeden Kreislaufs erscheint. Die Gottheit, sei sie nun teuflisch oder himmlisch, ist also selbst vergänglich.

Die Gegnerschaft zwischen Gott und Teufel gibt es also verständlicherweise im Buddhismus nicht. Hier das Lehrbeispiel einer theologischen Wandlung: In Tibet glaubt man, daß die alten Götter, die der Buddhismus im 8. Jahrhundert entthronte, sich in Unfrieden stiftende Dämonen verwandelt haben, die nur von den alten Zauberern oder den *Bönpos* in Schach gehalten werden können. Das ist eine Variante jener Umorganisation des Pantheons, die bei der zoroastrischen Reform des Vedismus stattgefunden hat. In diesem Fall jedoch vollzieht sie sich im Sinne einer Integration und nicht im Sinne eines Ausschlusses. Die tibetischen Buddhisten errichten - ebenso wie die Buddhisten Chinas - kleine Tempel neben denen anderer Regionen, um den Zorn der fremden Götter zu besänftigen. Asien zeigt sich hier bereits als Erdteil religiöser Toleranz. Als Buddhismus und Shintoismus im 8. Jahrhundert in Japan rivalisierten, fragten sich die Priester, welches denn nun die »richtige« Religion sei. Da erschien dem Kaiser Shomu die Göttin Amaterasu im Traum, die Sonnengöttin und Gründerin der

kaiserlichen Familie. Sie sagte ihm, daß in Japan als dem Land der Götter alle Götter verehrt werden müßten, zumal der Buddha Vairochana, der erste der »Fünfergruppe« transzendenter Buddhas, von derselben Wesensart sei wie die Götter des Shintoismus.<sup>22</sup>

Und was geschieht mit den verbrecherischen Seelen? Zwar gibt es Höllen als Endstation mancher unvollendeter Lebenskreisläufe, doch sie dauern nicht ewig. Denn der Kreislauf der Wiedergeburt sorgt dafür, daß man wieder entlassen wird. Nicht ein einziges Verbrechen, auch nicht das verdammungswürdigste, der Vatermord, rechtfertigt die ewige »Verdammnis« (selbst der Begriff ist im Buddhismus unvorstellbar). Ausführliche Beschreibungen der schrecklichen Orte, wohin alle jene gelangen, die ein Verbrechen begangen haben, findet man in der »Geschichte der Geister«, dem *Petavatthu*, einem der drei großen »Körbe«, welche die 32 Texte des Pali-Kanons, die Sutra-Pitaka oder den »Korb der Lehrreden« enthalten.<sup>23</sup> Die Höllen, eher Purgatorien nach unseren Vorstellungen, können logischerweise gar nicht ewig sein, weil auch das Böse nicht ewig ist. Da es die Todsünde nicht gibt, ist der Mensch nicht verantwortlich für das Böse, dieses Produkt höherer Launen. In einem derartigen System kann sich der Teufel ganz offensichtlich nirgendwo einnisten, da das Böse keinen metaphysischen Halt hat, den Göttern nicht bekannt ist und sich nur in ihren Beziehungen zur Menschheit manifestiert.

Es wäre falsch, wollte man hieraus schließen, daß Buddhisten Agnostiker wären in der Bedeutung, die wir diesem Wort in Europa geben. Da das Universum nicht erschaffen ist und nach den fünf Lehrsätzen der Nyáya-Schule<sup>24</sup> eine Kette von Ursachen darstellt, die selbst wiederum nur Wirkungen anderer Ursachen waren, ist das Absolute unergründbar, denn es gibt kein Bewußtsein. Es gibt keine buddhistische Metaphysik, und die Metaphysik ist auch niemals das Ziel: der Buddhismus ist eine Ethik, und diese Ethik gründet nicht auf Dogmen. Dogmen sind mit der buddhistischen Lehre unvereinbar; sie gründet vielmehr auf dem Mitleid. Die von Buddha aufgezeigten Tugenden und Laster beziehen sich alle auf die Mittel, durch die man in seiner Beziehung zu den Mitmenschen die größtmögliche Harmonie erzielen kann.

So ist die erste der Tugendvollkommenheiten oder der »göttlichen Verweilungszustände« das Mitleid, im Sanskrit *Maitrī* und im Pali *Mettā* genannt, das den Buddhisten daran hindert, irgendeinem Wesen, darunter auch sich selbst, Leid zuzufügen. Die anderen lügenden sind die Liebe, das Leiden am Leid der anderen, die Freude über die Freude des anderen und der Gleichmut gegenüber dem eigenen Leid und der eigenen Freude. Die Laster oder die »Bindungen« (an die Welt) sind zehn an der Zahl, es sind: die Illusion, daß das Ich existiert, der Zweifel, die völlige Unterwerfung unter die Askese, die Sinnlichkeit, die Böswilligkeit, der Wunsch, auf die Erde wiedergeboren zu werden, der Wunsch, in den Himmel zu kommen, der Stolz, der Puritanismus und die Arroganz. Die maßlose Askese, die Zuflucht all jener, die auf der Suche nach dem Absoluten sind und es gar nicht erwarten können, ihr irdisches Leben endlich zu überwinden, ist ein ebenso falscher Weg wie die Unkenntnis der Gebote Buddhas: dies ist der Mittlere Pfad, den der Gautama selbst gepredigt hat. Ein Mensch, der voller *Maitrī* ist, wird sich mitfühlend verhalten, ohne zu hoffen oder darauf zu spekulieren, auf der Erde oder andernorts dafür belohnt zu werden. Wenn man diese Weltsicht unbedingt verwestlichen wollte, könnte man sagen, daß der Buddhist sich auf das Heideggersche *Dasein* beschränkt. Aber vielleicht ist dieser Vergleich unangebracht. Man kann die Taten des Buddha nur verstehen, wenn man zugleich auch die Bedingungen betrachtet, unter denen er seine Lehre verbreitete. Sie richtete sich an Menschen, die die Wahrheit suchten und die beiden Extreme der damaligen Religionen verworfen hatten: den Brahmanismus, der die Übersteigerung der Sinne predigte, und die extrem asketische Lebensweise der Jainas, die alle Lebens- und Denkprozesse unterbinden wollten.

Hier müssen wir einen Augenblick bei dem Menschen Buddha verweilen, so sagemwoben seine Gestalt auch sein mag. Es gelang ihm, über die Glaubensvorstellungen seiner Zeit hinauszugehen, die das Weiterleben der Seele, wenn nicht sogar deren Unsterblichkeit behaupteten, und die Bauern in ihren Hütten zitterten vor Angst, es könnte die Seele eines wütenden Ahnen kommen und ihnen ihre Schweine oder Hühner töten. Buddha setzte dieser Vorstellung ein

Ende. Im Buddhismus gibt es keine Seele im westlichen Sinn. Alles, was beginnt, endet, und da die Seele mit dem Leben beginnt, endet sie mit dem Tod. Diese Medizin war ganz gewiß bitter, und Buddhas Schüler versuchten sie durch den Gedanken der Seelenwanderung zu versüßen. Die Seele ist trotzdem unsterblich, behaupteten sie einschränkend, aber nur vorübergehend; sie wird solange wiedergeboren, bis sie den Zustand der Vollkommenheit erreicht hat, und danach geht sie in das große Ganze ein. Aber man konnte Buddha weder Zynismus noch Materialismus vorwerfen: auch die Materie war vergänglich, und er behandelte sie entsprechend. Man hoffte auf eine Kodifizierung von Gut und Böse - Buddha erklärte, sie seien nichts weiter als irdische Illusionen. Bei dieser drastischen ethischen Aufräumarbeit wurde ganz offenbar jede Form von Teufel abgelegt - wie bei uns ein Karnevalskostüm. Man erwartete eine Rechtfertigung des wohlverdienten Vergnügens; das wäre jedoch einer Rechtfertigung der Begierde gleichgekommen, die das Wasser kräuselt, in dem sich der Eine spiegeln möchte. Er erklärte sie für unerwünscht. Eine erhabene Seele könne gar nicht begehren. Er stellte sich allen religiösen Bestrebungen seiner Zeit in den Weg, und - dieses Lob müssen wir Indien zollen - er setzte seine Weltanschauung durch, so schwierig und so streng sie auch sein mochte.

Parallel zum Buddhismus und seinen drei großen Systemen lebte auch der alte Vedismus weiter in einem breitgefächerten Korpus von Glaubensformen, zusammengefaßt unter dem Namen Hinduismus und hervorgegangen aus einer Verschmelzung des Vedismus der Upanischaden mit kleinen, meist tribalen Traditionen der Harappakultur, die geächtet, aber nicht zerstört waren.<sup>25</sup> Einig ist man sich darüber, daß der Begriff »Hinduismus« eher eine sprachliche Bequemlichkeit ist als eine prägnante Beschreibung.<sup>26</sup> Selbst wenn man aus den hinduistischen Glaubenssätzen tatsächlich einen gemeinsamen Korpus herauschälen könnte, gibt es doch zahlreiche tiefgreifende Unterschiede zwischen den verschiedenen Strömungen wie Brahmanismus, Vishnuismus, Shivaismus, Tantrismus oder Shaktismus, dem Vulgärhinduismus und den diversen Formen der hinduistischen Mystik. Darüber hinaus haben die hinduistischen Glaubensvorstel-

lungen im Laufe der Zeit eine Wandlung und Erneuerung erfahren, wobei sie zahlreiche fremde Einflüsse absorbiert, unaufhörlich neue Richtungen ausgebildet und sich bis in unsere Epoche hinein stets in vielerlei Richtungen verändert haben. So ist beispielsweise bekannt, welchen Einfluß die »Bergpredigt« auf Mahatma Gandhi hatte. Es ist jedoch weniger bekannt, daß die Hindus das Christentum und die Bekehrung zum Christentum sehr wohl tolerieren, die christliche Theologie und ihre Dogmen aber wegen ihrer Starrheit meist ablehnen. Unbestritten ist auch, daß der Hinduismus durch die Lehre der drei großen Meister Shankara, Rámánuja und Radhva geprägt worden ist.

Im Brahmanismus, jener Form des Hinduismus, die dem ursprünglichen Vedismus am nächsten kommt, postulierte die Theologie zunächst einen einzigen Gott, Purusha, der Gott und Materie zugleich war — unser Monotheismus im Rohzustand. Aus Purusha ging die Göttin Viráj hervor, die Purusha ein zweites Mal gebar. Purusha hatte keine Feinde. Der Kosmos wußte nichts mehr von den Gefahren, die ihn noch im Vedismus bedroht hatten. Aber der Brahmanismus entwickelte sich weiter, und in einer frappierenden Vorwegnahme christlicher Theologie wurde Purusha eins mit Náráyana, dem Menschensohn, und mit Prajápati, dem Herrn der Geschöpfe, der gleichzeitig auch der Herr aller anderer Götter war. So war er zugleich Gott und dessen Mensch gewordener Sohn. Indem er durch seine Wandlungen alle Lebensformen geschaffen hatte, zerfiel er wieder, gliederte sich wieder ein und ging im Ritual auf. Das heißt, das Ritual selbst ist das Göttliche, und seine Ausführung sicherte dessen Fortbestand.

Das Böse als Wille, die Ordnung der Welt durch Arglist in Unordnung zu bringen, wie es die monotheistischen Religionen formulieren, gibt es auch im Brahmanismus nicht. Das absolut Böse ist ebenso wie das absolut Gute den Sterblichen nicht zugänglich; die gute oder schlechte Ausführung der Riten wird entweder gebilligt oder geahndet, daher rührt der in dieser Hinsicht sehr starke Formalismus des Hinduismus. Krankheit oder plötzlicher Tod gelten zum Beispiel als Folgen eines rituellen Verstoßes, wie der Berührung mit einem

Leichnam oder der unkorrekten Ausführung einer Opferhandlung oder eines Gebetes. All die wohlgesonnenen Götter, wie Agni, der alles Übel verschlingende Feuergott, oder Varuna, der Gott des Gleichgewichts, würden sich in diesem Fall in Rachegötter verwandeln, sofern ihnen nicht zur Sühne ein neues Opfer dargebracht würde.

Das ist wichtig, denn wie schon im Vedismus kann das schlimmste Übel, das im Verlust der religiösen Verdienste für die folgenden Wiedergeburten besteht, nur durch die gewissenhafte Einhaltung der Riten abgewendet werden. Die Novität des Brahmanismus und anderer hinduistischer Glaubensformen liegt darin, daß sich der Glaube an die Wiedergeburt weiterentwickelt und vielfältige Formen angenommen hat. Je nach Verdiensten oder Versäumnissen kann jeder als Ratte, als Kuh oder als ein anderer Mensch wiedergeboren werden. Das Wesentliche daran ist, daß man die im Laufe eines Menschenlebens angehäuften Verdienste nicht wieder verliert. Das vermeidet man durch Kenntnis des kosmischen Zusammenhangs, den das Ritual bildet. So wird es in den Upanischaden oder dem Brihadáranayaka genannten heiligen Buch bezeugt. Die darin aufgeführten Gebote sind rituelle Reinheit, Vermeidung fragwürdiger Kontingenzen und Respekt vor dem religiösen Gesetz, dem *dharmá*, das dem Gläubigen die Gewähr bietet, in eine »sichere« Welt oder *loka* zu gelangen und bei seinen Wiedergeburten möglichst wenig Mißgeschick zu erleiden.

Der Vishnuismus führt den Wißbegierigen auf direktere Weise in die Vielschichtigkeit der hinduistischen Glaubensrichtungen ein. Der Kult des Gottes Vishnu und seiner zehn Inkarnationen ist für den westlichen Menschen nur dann zu verstehen, wenn er weiß, daß der Schöpfergott des Universums, 'Ishá oder Brahman, sich in eine Trinität oder Trimurti aufgespalten hat, die aus den Göttern Brahma, Vishnu und Shiva besteht. Aber an diesem Punkt angekommen, kann den Abendländer wieder eine gewisse Ratlosigkeit befallen. In einigen seiner Variationen nämlich postuliert der Vishnuismus die göttliche Einmaligkeit Vishnus und führt im 12. Jahrhundert zu einer der erstaunlichsten Formen des Monotheismus, die den drei großen monotheistischen Religionen — insbesondere dem Christentum - sehr nahe steht. Es ist Rámánuja, der Hindu-Philosoph und Hin-

duist, der erstmals die hinduistische Besessenheit von der Wiedergeburt transzendiert und behauptet, daß Gott, im gegebenen Fall also Vishnu Vithoba, die unverrückbare Ursache aller Dinge und des Universums und die einzige Pforte zum Heil ist. Aus diesem Grunde verwirft er die nichtpersonale Theologie des monistischen Theologen Sankara, setzt in seinem Kloster die eigene Lehre durch und führt in drei großen Kommentarwerken die erste nichtchristliche Vorstellung eines personalen Gottes ein. Außerdem lehrt er seine Schüler, daß die Schöpfung nicht auf absolute Weise entstanden ist, daß sich folglich der Gott Vishnu nicht materialisiert hat, daß dieser grundlegend verschieden ist von aller Materie und in seiner Vollendung die Gesamtheit aller Seelen und aller Lebewesen, ihres Bewußtseins und sogar ihrer »göttlichen« Verweilungszustände darstellte. (Eine weitere frappierende Vorwegnahme, diesmal der psychoanalytischen Theorien.)

Dieser Dualismus von Gott und Materie ist nicht mit dem vergleichbar, der im Christentum latent vorhanden ist, da er die Unstofflichkeit und die Nichtfleischwerdung Gottes postuliert. Er ähnelt eher der jüdischen und christlichen Gnosis; er impliziert nämlich, daß alles, was stofflich ist, nicht göttlich und somit böse ist. Aber es fehlt der Hinweis auf einen Feind Gottes, einen gefallenen Engel oder gefallenen Gott. Aus Treue zum Vedismus versteht er unter Gott nicht den »eifersüchtigen Gott« aus dem Deuteronomium, sondern einen gütigen Gott, mit dessen Hilfe jeder einzelne sich vervollkommen und alles Abwegige von sich weisen kann. Mit anderen Worten, das Individuum wird durch die Erkenntnis vergöttlicht (die ihm, außer durch die Askese, nur durch Gnade zuteil werden kann, deren Definition erstaunliche Ähnlichkeiten mit der jansenistischen Gnade aufweist), oder aber es existiert gar nicht. Vereinfacht könnte man sagen: Entweder Gott existiert oder es existiert nichts. Damit sind wir jedoch weit entfernt von unserem Bösen, das allgegenwärtig aus der Hölle regiert.

Der Einfluß des Ramanuja auf den Vishnuismus war beachtlich. Es gelang ihm jedoch nicht, seine gnostische Weltsicht der gesamten Strömung aufzuzwingen. Die Tradition griff auf die traditionelle Idee eines Gottes zurück, der gleichzeitig die psychische und die phy-

sische Natur aller Kreaturen geschaffen hat. Die Tradition nahm auch die Erkenntnis wieder auf, daß Fehler und Nachlässigkeiten bei den Zeremonien unzulässig seien. Sie führte als Neuerung, neben der Tendenz zu einer stark erotisch gefärbten Mystik, den Begriff der Sünde wieder ein, die eine Teilnahme am Wesen des Gottes Vishnu verhindert. Es waren die Sünden der Mißgunst, Heuchelei, Verstellung, Beleidigung und des Stolzes.

Der Shivaismus oder die kultische Verehrung der Gottheit Shiva, des Gottes der Zerstörung, der in den Veden Rudra heißt und auch unter den Namen Parvati, Prithivi, Uma, Ambika, Kali und Durga bekannt ist, dürfte für uns im Westen noch am schwersten zu verstehen sein. Er verdeutlicht die extreme Vielgestaltigkeit des hinduistischen Göttersystems. Sind die Verwandlungen Vishnus, der sich bei Begegnungen mit Sterblichen sogar als Frau verkleidet, schon verwirrend, so kann die grundlegende Ambivalenz Shivas höchste Verwirrung stiften. Doch gerade mit dieser Gottheit kommt der Hinduismus dem Bösen am allernächsten, dem Werk eben jenes Teufels, nach dem wir bislang vergeblich gesucht haben. Denn Shiva, der »Glücksträger«, kann zugleich die Quelle allen Lebens wie auch der Gott der Zerstörung sein - Rächer wie Spender.

Mit seiner verwirrenden Gestalt scheint Shiva für den Vedismus ein unberechenbarer Gott gewesen zu sein, der die Launen der Natur repräsentierte; er war jedoch zweitrangig. Als Gott des Viehs, Prasu-pati, als Gott der Bestrafung, Aghora, bald notorischer Schwerenöter und bald vorbildlicher Ehemann, bald mystisch, bald unsterblich, der nach ausgedehnten Phasen der Enthaltensamkeit einer zügellosen Sexualität frönt (sein Phallus nimmt beträchtliche theologische Ausmaße an). Stets bipolar, ist Shiva ein durch und durch widersprüchlicher Gott. Erst in einer späteren Entwicklungsphase des Hinduismus nimmt er bestimmte Wesenszüge an, zum einen die eines höheren Gottes, einer erhabenen Spiritualität, zum anderen die einer cholertischen Macht. Dieses gewalttätige und launische Element wird im Shivaismus nicht eigentlich verworfen, da es heißt, die Erleuchtung komme durch den Blitzschein der Intuition (ein Vorgang, dem man im Zen wieder begegnet). Doch parallel zu seiner spirituellen Macht

umgibt sich Shiva mit einer Heerschar von Dämonen, um mit ihnen unglückselige Sterbliche zu verfolgen.

Wer meint, hier hätten wir endlich unseren Geist des Bösen, den Vorläufer des Teufels gefunden, der irrt sich. Kaum hat man ihn zu fassen bekommen, bestialisch wie er ist, rot vom Blut seiner Opfer und abscheuliche Grimassen schneidend, da ist er schon wieder ganz woanders, jovial und im höchsten Grade liebenswürdig, der Halbmond über dem Haupt als krönendes Symbol. Daß Shiva nicht der Teufel sein kann, wird schon daraus deutlich, daß die Sterblichen ihm den Auftrag gaben, mit dem Bösen zu kämpfen. Shiva gewann in den folgenden Jahrhunderten an Faszination, und im Shvetáshvata-*ra-Upanishad*, im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit, erlangte er den ihm eigenen höchsten Rang und ging in die Göttertrinität des *Trimurti* ein. Die große philosophische Hindu-Schule *Samkhia* behauptete sogar, seine fünffache Natur entspreche den fünfundzwanzig Grundelementen. Im 20. Jahrhundert sah der Mystiker und Theologe *Rámakrishna* in Shiva die oberste Gottheit, und zwar in Gestalt der menschenfressenden Göttin *Káli*, denn die Hindu-Götter wechseln oft ihr Geschlecht. Vor allem durch seinen Tanz, in dem das universelle Leben pulsiert, und durch seinen rauschhaften Kult ähnelt er auf einzigartige Weise *Dionysos*.

In der shivaistischen Theologie gibt es zwar Dämonen, aber es sind zweitrangige Gestalten, die eher zur Familie der Gespenster zu rechnen wären. Sie für Brüder *unserer* Dämonen zu halten, wäre falsch. Die Bezeichnung Geist würde wesentlich besser zutreffen als die Bezeichnung Dämon, die semantisch dem Teufel nähersteht, in der Bedeutung des Anstifters zur Sünde, die er in den monotheistischen Religionen hat. Hier handelte es sich vielmehr um die Vettern der *daimon*, die *Sokrates* zu Rate standen.

Unter der Ägide eines Gottes, der so vielgestaltig ist wie Shiva, muß ganz offensichtlich auch die shivaistische Ethik sehr ausgefeilt sein. Das Böse, das die Menschen bedrängen kann, ist hier entweder die Folge von Unwissenheit oder Unreinheit.

Die göttliche Vielgestaltigkeit, die bei Shiva so stark ausgeprägt ist, findet sich auch in den Vorstellungen des *Shaktismus*, einer hin-

duistischen Schule, die vom Tantrismus meist nicht zu trennen ist. Den Shaktismus erschöpfend zu definieren, würde hier jeden Rahmen sprengen, so verschlungen sind die verschiedenen Glaubensströmungen und Tendenzen. Man kann sie jedoch folgendermaßen zusammenfassen: Im Zentrum des Shaktismus steht die kultische Verehrung der Göttin Shakti, der Gattin des Brahman, dessen Energie sie verkörpert. Durch das Spiel mit jenen Involutionen, die im Hinduismus so anzutreffen sind, ist Sakti die Mutter Shivas, während sie zugleich im bengalischen Shakti-Kult als eine Personifizierung Shivas gilt, nämlich als die Menschenfresserin Kali, die blutige Opfer verlangt. Sie ist eine launische Göttin, ebenso bösartig wie schöpferisch, die mit der einen Hand wieder zurücknimmt, was sie mit der anderen gegeben hat. Man könnte nun meinen, der Shaktismus wäre mit dem Shivaismus so verwandt, daß er darin aufginge. Jedoch im Gegensatz zum Vishnuismus, der auf Askese setzt, und zum Shivaismus, der sie in abgeschwächter Form praktiziert, belegt der Shaktismus die Sexualität nicht mit einem Verbot. Ganz im Gegenteil. Allerdings sind Geschlechtsverkehr und Wollust unter den Bedingungen ihrer Ritualisierung zugelassen: als zeremonielle Vereinigung von Körper und Seele, von Menschlichem und Göttlichem.

Daher muß man wohl notgedrungen von dem Bemühen ablassen, im Shaktismus wie im Tantrismus eine kontemplative Disziplin sehen zu wollen, die den individuellen Mikrokosmos mit dem Makrokosmos zu harmonisieren sucht, um das Chaos, die bösen, beißwütigen oder geilen Dämonen aus dem Kosmos zu vertreiben. Solche übernatürlichen Wesen, die dem Heiligen Antonius zu schaffen machen würden, sind dort undenkbar.

Der Vulgärhinduismus, eigentlich mehr eine Blütenlese anderer regional verbreiteter Strömungen, ist keine wirklich originäre Glaubensströmung. Hier wimmelt es nur so von Dämonen; aber ebenso wenig wie in den Grundformen des Hinduismus gibt es einen Teufel. Der Hinduismus betrachtet Gut und Böse als komplementäre Aspekte ambivalenter Mächte. Er pflegt eine Metaphysik des Gleichgewichts, das als intellektuelles Mittel für die systematische Suche nach dem individuellen Weiterkommen dient. Im Grunde soll sich der

Gläubige weder vom Guten noch vom Bösen leiten lassen, sondern vom Streben nach dem Einswerden mit der Gottheit. Und das genügt bereits als Erklärung dafür, daß es in Indien überhaupt keine Vorstellung von einem Reich des Bösen gibt.

Dieses Phänomen ist um so erstaunlicher, als die Religionen Indiens aus demselben indoarischen Vedismus hervorgegangen sind, der im Iran ganz rigide Ideen vom Bösen und dem Teufel hervorgebracht hat. Aber der Iran ist aufgrund seiner geringen Ausdehnung ein zentralisiertes Reich. Indien dagegen war weder unter der Herrschaft der Maurja, der Andhra, der Satavahana, der Kaiinga, noch später unter der Herrschaft der Gupta oder der Araber, die das Land im 8. Jahrhundert besetzten, ein einheitliches Reich. Es war unmöglich, diesem Land einen rigiden Korpus von Glaubensvorstellungen aufzuzwingen. Kern der Sache ist, daß es im vedischen, hinduistischen, jainistischen oder buddhistischen Indien keinen Teufel gibt, jedenfalls nicht unseren Teufel. Indien ist von der zoroastrischen Erfindung des Teufels verschont geblieben.

An sehr stürmischen Abenden flüchten sich in Polonnaruwa auf Sri Lanka Myriaden von Insekten in die Häuser, um dort vor ihren Verfolgern Zuflucht zu suchen. Am nächsten Morgen sind die Fußböden ganz weiß von einem flockigen, silbrigen, fast kristallinen Schnee, den ihre Kadaver bilden. Dieses Schauspiel ist gleichsam ein stummes Gleichnis für die großen Stürme des Geistes, die den Aberglauben zerstören.

## China und Japan — Exorzismus durch Schrift

Vom tibetischen Buddhismus, für den die Dämonen nur Sinnestäuschungen sind - Vom Tao und der taoistischen Verachtung für religiöse Feste — Über Konfuzius, ethischen Pragmatismus und konfuzianischen Skeptizismus — Vom Shinto oder: die Schöpfung als Schenkung - Warum es in den Religionen Chinas und Japans keinen Teufel gibt - Über die Schrift und ihre Mitwirkung bei der Vertreibung des bäuerlichen Aberglaubens mitsamt den Teufeln

*O Edelgeborener, höre mit voller Aufmerksamkeit zu, ohne abzuschweifen [...] Am zwölften Tag wird dich die bluttrinkende Gottheit der Karmischen Ordnung, mit Namen Karma-Heruka, von dunkelgrüner Farbe, (mit) drei Gesichtern, sechs Händen und vier fest aufstehenden Füßen, das rechte (Gesicht) weiß, das linke rot, das mittlere dunkelgrün, majestätisch (von Erscheinung) in der ersten Rechten der sechs Hände ein Schwert haltend, in der mittleren einen Dreizackstab, in der letzten eine Keule; in der ersten der Linken eine Glocke, in der mittleren einen (Menschen-)Skalp, in der letzten eine Pflugschar; sein Körper umarmt von der Mutter Krotisch-aurima, deren Rechte seinen Hals umklammert und deren Linke seinem Mund eine rote Schale anbietet, Vater und Mutter in Vereinigung, die aus dem nördlichen Viertel deines Hirns hervorkommen, auf dich scheinen. Fürchte dich nicht. Erschrick nicht. Laß dich nicht einschüchtern. Erkenne sie als die Verkörperung deines eigenen Intellekts. Da (sie) deine eigene Schutzgottheit sind, habe keine Angst. In Wirklichkeit sind sie der Vater-Mutter Bhagaván Amogha-Siddhi. Glaube und sei demütig und habe (sie) gern. Zugleich mit Erkenntnis wird Befreiung kommen.*

So lautet der Text, der die Sterbenden begleiten soll, so steht es im *Tibetischen Totenbuch*. In dem Augenblick der Schweben, der mit dem Übergang vom Leben zum Tode zusammenfällt, dem *bardo* oder Sprung, zeigt sich dem Menschen die Göttlichkeit, zeigt sich auch das Licht, und er tritt in den Körper der Wahrheit, das Dharma-Káya, das absolute Wesen des Buddha ein.

Es gibt noch manch andere Erscheinung, die einem Sterbenden, der ins *bardo* eintritt, begegnen kann: die weiße Gauri, die mit der rechten Hand drohend einen Leichnam als Keule schwingt und in der Linken einen blutgefüllten Schädel hält; die gelbe Cauri, die einen Pfeil von ihrem Bogen abschießt; die rote Pramoha, die die Flagge eines Meeresungeheuers schwenkt; die schwarze Vetali, die in der rechten Hand einen *carja* hält (eine mit Stacheln besetzte Kugel) und einen blutgefüllten Schädel in der Linken; die orangefarbene Pukkasi, die in der rechten Hand Eingeweide hochhält, die sie sich mit der linken in den Mund schiebt; die grüne Ghasmari, die aus dem blutgefüllten Schädel trinkt, den sie in der linken Hand hält, während sie in der rechten einen *vajra* schwenkt; die gelbe Candali, die einen Körper zerstückelt und verspeist; die dunkelblaue Smasani, die es ihr gleichtut; die weinrote Sinhamuka mit der Löwenmähne, die einen Leichnam zwischen den Zähnen gepackt hält und ihre Mähne schüttelt; die rote Vyagrimukha mit dem Tigerkopf, die in einer Grimasse ihre Zähne zeigt; die schwarze Sirgalamukha mit dem Fuchskopf, die in der rechten Hand ein Rasiermesser hält und aus der linken Eingeweide verspeist...

Höllenvisionen für uns - und nicht so ganz ernstzunehmen. Das tibetische Totenbuch empfiehlt, sie als »eine Illusion des Geistes« zu betrachten, als die »jeweiligen Projektionen des Einzelnen«.

Diese Dämonen existieren nämlich nicht, und das Totengebet sagt es ausdrücklich:

*Wenn wandernd allein, geschieden von lieben  
Freunden,  
Die Gestalten meiner leeren Gedankenformen mir  
hier dämmern,*

*(Mögen die) Buddhas die Macht ihrer göttlichen  
Barmherzigkeit ausüben,  
Auf daß es dahin komme, daß weder Schauer noch  
Schrecken im Bardo herrsche.  
Wenn die hellen Strahlungen der fünf Weisheiten  
jetzt auf mich scheinen,  
Möge es dahin kommen, daß ich weder erschauernd  
noch erschreckt sie als von mir  
selber kommend erkenne [...]*<sup>2</sup>

Die einzige Gefahr liegt darin, daß man an die Geschöpfe der eigenen Einbildungskraft glaubt. Jenseits des *bardo*, des Zwischenzustands zwischen Tod und Wiedergeburt, der bis zu 49 Tagen andauern kann, ist nichts. Nur für einen furchtsamen Geist ist der Übergang schwierig.

Für einen Abendländer ist es riskant, sich auf die Religionen Indiens einzulassen wegen der zahllosen feinen Unterscheidungen, der offensichtlichen Widersprüchlichkeiten und der wildwuchernden Zahl von Interpretationen, die diese Religionen zulassen. Doch das gilt auch für alle anderen Religionen Asiens. Es fängt beim Buddhismus an, der sich verändert, sobald er nur die Grenze des Himalaya überschreitet, ganz wie ein verpflanzter Baum, dessen Früchte, an einem anderen Ort gereift, anders schmecken.

Die Tuffböden Nordasiens sind etwas Besonderes. In der Region Barkol (Chensi), am Eingang der Wüste Gobi, erfinden die Chinesen im 5. Jahrtausend aus eigener Kraft die Landwirtschaft.<sup>3</sup> Gegenüber den Indogermanen sind sie mit Sicherheit zwei, wenn nicht drei Jahrtausende im Rückstand. Sie haben den Ackerbau und andere Technologien tatsächlich allein erfunden. Das bestätigen die sehr frühe Ansiedlung und die Unabhängigkeit ihrer Religion von den indogermanischen Einflüssen. Wie ihre Religion beschaffen war, wissen wir nicht. Sie hinterließ keine schriftlichen Zeugnisse. Allerhöchstens läßt sich sagen, daß die Nordchinesen wahrscheinlich an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, denn in ihren Gräbern fand man Nahrungsmittel und Werkzeuge als Beigaben.<sup>4</sup> Sie übten einen

Fruchtbarkeitskult, den bildliche Darstellungen von Geschlechtsorganen belegen, und in ihrer Vorstellung gab es einen kosmischen Kreislauf, der durch die Kenntnis der jahreszeitlichen Kreisläufe festgelegt war, also nichts Außergewöhnliches für diese Zeit. Keramiken wurden gefunden, kleine Gehäuse, die sowohl Urnen als auch »Ahnenhäuser« darstellen sollen. Manche Historiker glauben, daß der chinesische Ahnenkult spätestens im 2. Jahrtausend angefangen hat. Aber jedes Volk gestaltet seine Mythen nach seinen Landschaften; und die Mythen, die in der Religion der ersten Nordchinesen entstanden, waren anders als die der Hinduvölker des Ganges. Das bedeutet, daß zu der Zeit, als die ersten buddhistischen Missionare eintrafen, der religiöse Bereich weder jungfräulich noch mit dem Indiens identisch war.

Um das 2. Jahrtausend hatten die Indogermanen vermutlich bereits Westsibirien erreicht. Soweit die Archäologie uns darüber Aufschluß geben kann, haben sie sich dort auf Dauer seßhaft gemacht, wenn auch auf örtlich begrenztem Gebiet; sie scheinen ihre Kultur nicht in großem Umfang verbreitet zu haben.<sup>5</sup> Über ihre Beziehungen zu ansässigen Populationen ist nichts bekannt.<sup>6</sup> Es läßt sich also nicht sagen, ob die Indogermanen den autochthonen Asiaten Elemente ihrer Religion übermitteln haben oder nicht. Fest steht jedenfalls, daß unter der Shang-Dynastie (um 1751-1028) Hauptstädte entstanden, städtische Zentren, eine militärische Oberschicht, das Königtum und die Schrift. Ihre Götterwelt unterscheidet sich von der indoarischen; sie wird von einem höchsten Gott beherrscht, Ti oder Shang (Herr oder Herr der Höhe), König der Fruchtbarkeit und des Regens, König der Götter und der königlichen Ahnen. Ihre Religion scheint von jener alten Religion abgeleitet zu sein, die bereits zur Zeit des Neolithikums bestanden hatte; neben dem Ahnenkult übte man auch einen Fruchtbarkeitskult. Es gab rituelle Menschenopfer. In den Königsgräbern findet man neben Tierskeletten auch die Skelette zahlreicher geopferter Menschen, »die wahrscheinlich getötet wurden, um den König ins Jenseits zu begleiten«. <sup>7</sup> Zu keiner Zeit hat der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele den Menschen dazu veranlaßt, Respekt vor dem Leben oder Mitleid zu empfinden. Besonders

dann nicht, wenn die Unsterblichkeit der Seele nur den Herrschern zugestanden wurde.

Der Ahnenkult erscheint dem zeitgenössischen Europäer bewundernswert, und er ist berührt von der Ehrfurcht, die Eltern und Ahnen entgegengebracht wurde. Zumeist weiß er ja nicht, daß zur damaligen Zeit »nur der Edle das Recht hatte, sich um seine Ahnen zu sorgen, da nur die Menschen seiner Klasse eine überlebensfähige Seele besaßen. Sie besaßen sogar zwei Seelen, von denen die eine, der rein tierische Atem, dazu bestimmt war, nach dem Tode zu einer Art Gespenst zu werden, das in der Nähe des Leichnams kümmerlich dahinvegetierte, während die andere, die spirituelle Seele, nach dem Dahinscheiden in Gestalt eines Geistes zum Himmel stieg, wobei sie jedoch nur fortbestehen konnte, solange ihre Substanz von den Totopfern ihrer Nachkommen gespeist wurde«. <sup>8</sup> Nun nahm man für diese Opferungen liebend gerne irgendeinen Landstreicher; man brachte schnell einen »Bösewicht« vom Leben zum Tode, um die Seele eines Vornehmen im Himmel zu nähren. Zur damaligen Zeit hatte ein Landstreicher keine Seele, und in manchen Gegenden hat er auch im 20. Jahrhundert noch keine. Eine Seele ist offensichtlich ein Luxus. Daher sollte man seine Bewunderung für den berühmten Ahnenkult ein wenig mäßigen.

Der letzte König der Shang-Dynastie, Cheu-sin, war grausam und lasterhaft. Wü-Wang, einer jener Anführer von Halbnomaden, die an die Pioniere des Wilden Westens oder die Filme von Akira Kurosawa erinnern, zerschlug die Armee des Königs. Cheu-sin kehrte in seinen Palast zurück, stieg auf die Dachterrasse empor, schmückte sich mit seinen Perlen und seinem Jadegestein und warf sich in einen brennenden Scheiterhaufen. Wü-Wang enthauptete den königlichen Leichnam mit dem Großen gelben Beil und gründete seine eigene Dynastie, die Chou-Dynastie. Unter der Herrschaft der Chou, der längsten aller Dynastien Chinas (1028-256), lassen sich die Glaubenslehren der Religion, die Auffassungen von Gut und Böse im damaligen China, etwas besser erkennen. Ti, der zu T'ien (Himmel) wurde, ist ein persönlicher Gott in Menschengestalt, der dem Gott der drei monotheistischen Religionen sehr ähnlich ist. Er wohnt im Großen

Bären, sieht alles und weiß alles. Er regelt nicht nur die kosmische Ordnung, sondern legt auch die Moralgesetze der Menschen fest.

Wir haben es hier mit einer der ältesten Ausprägungen einer vom Himmel diktierten Ethik zu tun. Nichts Außergewöhnliches, diesem Schema werden wir noch an vielen Orten der Weltgeschichte begegnen, vor allem im Iran. Sobald sich in einem zentralisierten Staat eine totalitäre Macht herausbildet, setzt sich der König selbst als »Abgesandter des Himmels« ein. Und das Gesetz, das er anwendet, ist unausweichlich »vom Himmel« diktiert. Das heißt, daß die Macht sich uneingeschränkt das Recht anmaßt, über Gut und Böse zu entscheiden.

Und was war absolut Böse? Alles, was dem vom König diktierten Gesetz zuwiderlief. Nur einzelne Spuren geben uns Hinweise auf die chinesische Kosmogonie der Zeit, etwa die Vorstellung eines »rituellen Verstoßes«, der die gewaltsame Trennung von Himmel und Erde herbeigeführt haben soll. »Das Gebirge, das den Himmel berührte, wurde eingeebnet.«<sup>9</sup> Hier haben wir bereits die Vorstellung eines verlorenen Paradieses; von dort ist es nicht mehr weit zum Bösen und seinem Prinzip, dem Teufel. Unter der Herrschaft des mythischen Kaisers Yao »war die Welt noch nicht in Ordnung«. Sein Sohn Yü »höhlte die Erde aus und ließ die Wasser zu den Meeren abfließen, er jagte die Schlangen und Drachen und drängte sie in die Sumpfggebiete ab«.<sup>10</sup> Schlangen und Drachen laufen der Ordnung zuwider und sind somit Vorläufer des Bösen, das allein durch die königliche Macht besiegt werden kann.

Die Aneignung der Entscheidung über Gut und Böse durch die Macht ist ebenso alt wie die ersten zentralisierten Staaten. Diesem archaischen Prozeß setzt erst die Philosophie der Entsagung ein Ende, wie es in Indien geschah, und auf politischer Ebene die Demokratie, wie es in Griechenland der Fall war. Der chinesische Herrschaftsbereich, der sich aus großen Feudalsystemen zusammensetzt, ist damit auf den ersten Blick für die Einführung des Buddhismus nicht geeignet, da der Buddhismus das Böse und die Dämonen als Schöpfungen der irdischen Einbildungskraft darstellt und die Gleichheit aller Menschen sowie Toleranz predigt. Und in der Tat ist der chinesische

Buddhismus vom hinduistischen grundverschieden. Die Ursache liegt darin, daß er sich dem feindlichen Gelände anpaßte.

Als der Buddhismus etwa drei Jahrhunderte nach seiner Entstehung in Indien, also im 3. Jahrhundert vor unserer Zeit, nach China gelangt, herrscht dort nicht mehr jene archaische und blutrünstige Religion, sondern der Taoismus, die angestammte Ideologie Chinas. Der Taoismus kommt auf im 6. Jahrhundert vor unserer Zeit, einer Epoche, die für die Geburt großer Religionen im Mittleren und Fernen Osten äußerst günstig ist. Es heißt, der weise Laotse habe den Taoismus gegründet; Laotse sei die Reinkarnation eines Gottes, die Inkarnation des Ur-Atems des Universums gewesen. In Wirklichkeit war er lediglich ein Gelehrter und Priester.

Der Begriff Taoismus, der sich von dem Wort Tao (»Weg«) ableitet, ist ungenau, da er zugleich eine Philosophie und einen Glauben bezeichnet. Die Philosophie ist seit einem Jahrhundert eingehend untersucht worden, während die Religion erst in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts Interesse fand. Beide Richtungen haben für einige Verwirrung gesorgt, weil man viele Kultübungen und Praktiken (Atemkontrolle, Zurückhalten der Ejakulation und andere sexuelle Feinheiten, Diätetik) als taoistisch eingestuft hat, die eigentlich aus älteren Traditionen stammen und nur nach den Grundsätzen der taoistischen Philosophie umgestaltet oder gereinigt worden sind.<sup>11</sup>

Als der Taoismus aufkam, verehrte man in China ein breites Spektrum volkstümlicher, aus archaischen Religionen stammender Gottheiten. Unter Anleitung eines Schamanen, also eines Zauberers, übte man allerlei magische Praktiken, darunter auch Exorzismus und Beschwörungen. Der Taoismus sah in diesen Gottheiten eine Bande von Geistern, die den Menschen nur günstigenfalls Hilfe bringen, meistenfalls aber Unheil. Deshalb wies er jede Gemeinsamkeit mit der chinesischen Vulgärreligion von sich. Der »Weg« führte nicht über die Delirien von Bauern und kulturlosen Barbaren.

Man versteht unschwer die Verachtung der Taoisten für die religiösen Zeremonien, denen sie auf Dörfern und selbst in Städten begegneten, Versammlungen schlichter Gemüter, Bauern meistens, berauscht vom aromatisierten Qualm, halb vergiftet durch alkoholische

oder alkaloidierte Getränke<sup>12</sup>, hypnotisiert durch exaltierte Tänze der unter Drogen stehenden Schamanen, welche die Gläubigen mit wilden Ausschweifungen begleiten. Die Taoisten nannten das *yin-ssu* und brachten schließlich die Behörden dazu, diese kultischen Versammlungen zu verbieten.<sup>13</sup>

Was setzte man nun an die Stelle dieser Kulte? Ein System der Weltdeutung, das auf dem Gleichgewicht zwischen zwei antagonistischen Kräften basiert, dem weiblichen Yin und dem männlichen Yang, die entgegengesetzt, aber komplementär sind wie Kälte und Hitze, Tag und Nacht, Winter und Sommer, das Trockene und das Feuchte... Ferner die Vorstellung, daß der Mensch ein mit dem Makrokosmos verbundener Mikrokosmos ist, der von symbolischen Namen regiert wird: so entsprechen die 360 Gelenke des Körpers den 360 Tagen des rituellen Jahres, und die Eigenschaften und Leidenschaften des Menschen sowie die fünf großen Organe (Herz, Lungen, Milz, Därme und Geschlechtsorgane) entsprechen den fünf Himmelsrichtungen, den fünf heiligen Bergen, den fünf Himmelsabschnitten, den Jahreszeiten und den Elementen. Der Mikrokosmos des Menschen wird von denselben Göttern bewohnt wie der Makrokosmos. Es gibt nicht das Böse an sich, das Böse ist nichts weiter als das Ungeordnete.

Heute erscheint uns der Taoismus als mystische Lehre, die sich für die Loslösung von der Welt einsetzt. Ähnlich wie der Buddhismus predigt er die Begierdelosigkeit. Triebe und Wünsche führen zum Verlust des inneren Gleichgewichts und zur Entzweiung der beiden Seelen, der vegetativen und der spirituellen. Der Taoismus empfiehlt statt dessen die mystische Ekstase, die allein in der Lage ist, das tiefe Bewußtsein mit der obersten Einheit der Welt, mit dem Absoluten, zu vereinen. Einer der Meister des Taoismus, Chuang-tse (Ende des 4.-3. Jahrhunderts) verdammt sogar Handwerk und Handel als Urheber des Lasters:

*Macht man Scheffel und Eimer, daß die Leute damit messen, so macht man gleichzeitig mit diesen Scheffeln und Eimern die Leute zu Dieben.*<sup>14</sup>

Schon die Herstellung eines Gefäßes bringt die Ordnung der Natur durcheinander! Das Böse ist für den Taoismus nur die Folge eines Mißverständnisses: das Gute und das Böse, wie das Wahre und das Falsche, sind für Chuang-tse nur Spiegelungen der Unwissenheit und der Unkenntnis des Ganzen, das heißt des Tao:

*Wenn du ein Streitgespräch führst, gibt es etwas, das du nicht weißt. Im höchsten Tao ist nichts benannt; bei den größten Streitgesprächen wird nichts gesagt... Wer wissend ist, schweigt, nur wer spricht, ist unwissend.*

Wie man sich denken kann, hat das Volk von dieser radikalen, anti-sozialen, ultraquietistischen Mystik nur das übernommen, was man als »sekundär« bezeichnen könnte, die Geheimgesellschaften oder die medizinischen Anwendungen, die Kontrolle des Atems, die es möglich machen soll, »sich von Luft zu ernähren« (wer seine Atmung tausendmal zurückhalten kann, dem ist die Unsterblichkeit gewiß), die Gymnastik, die Wahrsagerei und paradoxerweise auch das Handwerk.

Die »reine« taoistische Mystik war zwar kaum zu begreifen, und nur die gebildeten Eliten beschäftigten sich damit, dennoch hatte der Taoismus einen immensen Einfluß. Zunächst machte er sich in China geltend, vor allem im Bereich von Kunst und Handwerk (ein guter Handwerker mußte seine Objekte »von innen heraus« gestalten), wo Wagenbauer, Schmiede und Töpfer gleichermaßen Nutzen daraus zogen und Objekte von solcher Schönheit und Eleganz schufen, daß sie bis zum heutigen Tag in der westlichen Welt Bewunderung finden. Später gelangte der taoistische Einfluß auch ins Abendland, wo Mystiker wie Plotin im 3. Jahrhundert und Nikolaus von Kues im 15. Jahrhundert das taoistische Prinzip der absoluten Einheit, in der die Gegensätze sich auflösen, weiterentwickelten. Berührungspunkte mit dem Taoismus vermutet man auch bei europäischen Mystikern wie Meister Eckhart, der heiligen Teresa von Avila und den Hesychasten vom Berge Athos.

Dieser allzu kurze Einblick in den Taoismus<sup>15</sup> zeigt, wie eine Hofkultur den eben beschriebenen Prozeß der Gründung eines ethischen

Systems und dessen Aneignung durch eine totalitäre Macht umkehrte. (Laotse war Archivar am Hofe der Chou-Dynastie, die er später verlassen haben soll, weil er ihren Niedergang vorausahnte.) Dieses Paradoxon läßt sich durch zwei Merkmale erklären, die das China des sechsten und der nachfolgenden Jahrhunderte grundlegend bestimmten: einerseits die ungeheure Ausdehnung des Landes und andererseits die Isoliertheit der Adligen.

Wie Indien war China ein zu großes Land, als daß sich eine ideologische Hegemonie<sup>16</sup> auf Dauer hätte durchsetzen können. Die Beziehungen der Staaten zu den totalitären Mächten sind etwa mit den Faktoren vergleichbar, welche den Aktivitätsgrad der Sterne in Abhängigkeit von ihrer Größe bestimmen.<sup>17</sup> Eine Hegemonie in den archaischen chinesischen Monarchien, die Dämonen hervorbrachte, war nur möglich infolge der begrenzten Ausdehnung von der Größe höchstens zweier Provinzen; oftmals handelte es sich auch um Stadtstaaten mit schwankender Einwohnerzahl. Richtige Staatsgebilde entstanden erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts als Folge der ständigen Eroberungsfeldzüge zwischen den Kleinstaaten. Das Königreich Qin, im 4. Jahrhundert ein kleiner Staat von knapp 1000 qkm, absorbierte nach und nach die benachbarten Königreiche Shu, Wei, Zhou und Han, schließlich auch Yan, Zaho, Qi und Chu und umfaßte gegen Ende des 3. Jahrhunderts eine Fläche von 225.000 qkm.<sup>18</sup>

Ein weiterer Grundzug des kaiserlichen China ist die Tatsache, daß der Hof von Anfang an als ein höherer Staat im Staate funktionierte, ein Phänomen, das sich in der »Verbotenen Stadt« von Peking verwirklichte. Dort regierte ein Protokoll, wonach selbst der Flügelschlag der Schmetterlinge sich nach festen Regeln zu vollziehen hatte. In dieser Atmosphäre verfeinerter Kultur keimte in dem bewundernswerten Gehirn des Laotse der Taoismus. Zunächst wurde er zum Betätigungsfeld der Adligen, bis diesen darüber der politische Sinn verloren ging, wie unter dem Kaiser Han Hsiao Wu Ti, der von 141 bis 87 vor unserer Zeit regierte. An dessen Hof hatten sich die Minister mehr der Esoterik als der Politik verschrieben und bemüht sich, diese Doktrinen beim Regieren anzuwenden.<sup>19</sup>

Die Kodifizierung des Taoismus ließ während der letzten Jahrhun-

derte wieder eine Dämonenlehre entstehen: jede Regel führt zur Dichotomie. Aber es war bereits viel zu spät; zwar spukten in der Volkskultur ein paar Teufelchen herum, der Teufel hingegen hatte in China sein Bürgerrecht verloren, zumindest bei den taoistischen Gruppierungen.

Das gilt auch für eine andere Denkschule, welche die Kultur Asiens zutiefst geprägt hat, den Konfuzianismus. Auch der Konfuzianismus bietet eine Ethik und eine Weltdeutung. Ist es eine Religion? Ähnlich wie beim Taoismus und Buddhismus gehen die Meinungen auseinander. Als Abendländer haben wir schon so sehr den Gedanken verinnerlicht, daß eine Religion sich auf das Übernatürliche berufen muß, daß uns der Konfuzianismus eher wie eine Philosophie vorkommt. Das ist er auch ganz bestimmt, denn die Asiaten, die sich als Buddhisten, Taoisten oder sogar Christen bezeichnen, bekennen sich auch weiterhin zum Konfuzianismus. Man kann zugleich Buddhist und Konfuzianer sein.

Konfuzius selbst war auf jeden Fall religiös, denn er betete, fastete, wohnte den religiösen Zeremonien bei, brachte Opfergaben dar und schwor beim Himmel. Doch das hinderte ihn nicht, die religiöse Praxis seiner Zeit zu verwerfen: Eine Art Animismus, den die Yin-Dynastie und die älteren archaischen Kulturen hinterlassen hatten. Religiöses Brauchtum war zu Magie und Hexerei verkommen. Konfuzius reagierte auf die gleiche Weise wie seinerzeit Laotse: mit Ablehnung. Nicht erstaunlich, denn in den Reden des Chuang-tse wird ein Gespräch zwischen ihm und seinem Meister Laotse beschrieben, in dem Konfuzius durch die Weisheit des Meisters in die Enge getrieben wird. Aber da das *Chuang Tzu* von dem berühmten Schüler des Laotse verfaßt wurde, der ihm auch seinen Namen gab, ist das Gespräch (von dem es sieben Fassungen gibt) möglicherweise doch ein wenig anders verlaufen.

Kung Fu Tse, oder Konfuzius, geboren im Jahre 551 vor unserer Zeit, also sieben Jahre vor Buddha, stammte aus einer verarmten Adelsfamilie. Früh verwaist, erlebte er eine entbehnungsreichen Kindheit und mußte sich seinen ersten Lebensunterhalt als Staatsdiener in den öffentlichen Parkanlagen und Kornspeichern verdienen.

Er war Autodidakt und wurde doch zum gelehrtesten Mann seiner Zeit. Eine zweifellos übertriebene Behauptung, aber dieser Mann war wirklich außergewöhnlich.

Der Schlüssel zu seiner Persönlichkeit liegt in seiner Reaktion auf das Elend, das die Kriege der Feudalmächte hinterlassen hatten, die Hungersnot, die hohen Steuern und die von den Adligen verordnete Zwangsarbeit. Konfuzius empfand Mitleid. Um diesem Elend für immer abzuhelfen, erteilte Konfuzius den jungen Männern Unterricht, frei von autoritärer Scholastik und stets darum bemüht, dem Naturell jedes einzelnen gerecht zu werden und nichts als Aufrichtigkeit in ihnen zu wecken. »Die Menschen zu lieben ist eine Tugend, sie zu verstehen ist Weisheit«, erklärt er in den »Analekten«. »Über die vier Meere hinweg sind alle Menschen Brüder.« Man wird zugeben müssen, daß die Christen, unter anderen, noch immer dem Konfuzianismus anhängen. Dennoch wird man in der Lehre des Meisters kaum tiefe Spuren einer Metaphysik finden, der er ebenso mißtraute wie der Logik; er war der Ansicht, daß man die Wirklichkeit nicht durch das Wort allein erfassen könne.

Der Konfuzianismus erkannte zwar das Tao an, doch die taoistische Esoterik und Mystik lagen nicht auf seiner Linie. Vielleicht hatte der alte Weise ihre Gefahren vorausgesehen:

*Der Meister sprach: »Weiß einer auch alle dreihundert Gedichte im >Buch der Lieder< auswendig herzusagen, überträgt man ihm eine Regierungsaufgabe, und er kann sie nicht erfüllen, oder schickt man ihn als Gesandten in irgendeinen anderen Staat, und er kann nicht selbständig Rede und Antwort stehen - was nützt dem schon sein Wissen, so viel er auch erlernt haben mag?«<sup>20</sup>*

Und weiter:

*Der Meister sprach: »Einen wahrlich Weisen zu sehn, war mir nicht vergönnt. Träfe ich einen wahrlich Edlen nur, ich wärs zufrieden.«<sup>21</sup>*

Ganz offensichtlich hatte Chuang-tse die Anspielung verstanden und beeilte sich, die Helden und Erfinder zu verdammen, die der Konfu-

zianismus rühmte, und ebenso die Weisen, die sich das Recht anmaßen, die Riten und die gesellschaftliche Ordnung zu diktieren:

*Das Tao und seine Tugend sind zerstört worden, weil man Wohlwollen und Redlichkeit hatte lehren wollen.*

Man hätte den Konfuzianismus und seinen Anspruch, in allen Dingen die Weisheit zur Richtschnur zu nehmen, nicht noch direkter verdammen können. Das ändert nichts an der Tatsache, daß der Konfuzianismus zur offiziellen Philosophie erhoben wurde und sein Begründer eine lange Reihe von Nachfolgern zu verzeichnen hatte. Der erste der beiden großen Schüler des Konfuzius war Meng Tzu. Er blieb ihm und seiner Lehre treu, obgleich er ihn nicht persönlich gekannt hatte; sein Name wurde später ebenfalls latinisiert zu Mencius. Dieser faßte die himmlischen oder teuflischen Mächte nicht in theoretischen Lehrgebäuden zusammen: »Der Himmel sieht alles, was auch die Menschen sehen. Der Himmel hört alles, was auch die Menschen hören«, schreibt er. Anders gesagt, der Himmel weiß auch nicht mehr als die Menschen. Dasselbe gilt für das Allwissen der höheren Mächte. Aber eigentlich interessierte Mencius sich gar nicht für solche Fragen, denn wie dem Konfuzius, so war auch ihm daran gelegen, das Glück auf Erden zu verwirklichen und allen zu helfen, ein möglichst guter Mensch zu werden. Er glaubte, es gebe ein universelles Element, das *ch'i*, eine Lebenskraft, die ein jeder für sich selbst entwickeln solle. Ist der Mensch vom *ch'i* erfüllt, sind seine himmlische und seine irdische Natur nicht mehr voneinander zu unterscheiden. »All die zehntausend lebendigen Dinge sind in uns.«<sup>22</sup> Also auch der Teufel, falls es ihn gegeben hätte.

Gewiß, Hsün Tzu, ein anderer Konfuzianer aus dem 3. Jahrhundert, schrieb folgendes: »Der Mensch hat ein schlechtes Wesen. Seine Güte ist angelemt.« Das erinnert an den jüdisch-christlichen Gedanken der Erbsünde, aber nur auf den ersten Blick; denn gegen wen sollte diese Sünde sich gerichtet haben? Mit Sicherheit nicht gegen den Himmel, denn Hsün Tzu fordert an keiner Stelle dazu auf, dem Himmel mit Ehrfurcht zu begegnen. Der Himmel ist keine Quelle von Segen; er hilft niemandem, der sich nicht selbst hilft. Er ist auch

nicht der Sitz eines ewigen Gottes oder eines Gottes in Menschengestalt - eine Absage an das Christentum. Der Mensch hat vom Himmel nichts zu erwarten. Er ist ein mechanischer Prozeß und funktioniert nur für sich selbst. Aus dieser Zurückweisung der Metaphysik glaubt man Pindar herauszuhören: »O meine Seele, strebe nicht nach dem ewigen Leben, aber erschöpfe das Feld des Möglichen!« Auch Dämonen gibt es für Hsün Tzu nicht, denn er weist die Magie, die Deutung der Vorzeichen, die Teufelsaustreibungen und andere abergläubische Praktiken energisch zurück. Desgleichen verwirft er die Anrufung übernatürlicher Mächte; er bestreitet ihre Existenz und damit auch alle Daseinsberechtigung jeglicher Religion. Sein Ziel ist das irdische Reich; er ermahnt seine Zuhörer unaufhörlich, sich in die Zucht zu nehmen, um bessere Menschen zu werden, damit am Ende vielleicht sogar die Kaiser überflüssig werden. »Wenn jeder einzelne seinen rechten Platz gefunden, wenn er seine Leidenschaften gezügelt und seine Pflicht erfüllt haben wird, dann wird es für den Kaiser, der wie ein Erdklumpen auf seinem Thron sitzt, nichts mehr zu tun geben.«

Eigentlich sollte man erwarten, daß der Buddhismus in diesem Umfeld kaum Fuß fassen konnte, doch im 3. Jahrhundert vor unserer Zeit gelang es ihm, sich bestens an den Taoismus wie auch an den Konfuzianismus anzupassen. Der Kaiser Asoka (der von 321 bis 297 über den indischen Subkontinent herrschte<sup>23</sup>), war weltweit der erste Monarch, der Missionare aussandte, zunächst nach Ceylon, später nach Südostasien, wo die Hmon als erste zum Glauben bekehrt wurden, dann nach Birma, Kambodscha, Siam und schließlich nach Südchina. Vor dem 5. Jahrhundert hatte der Buddhismus bereits Java und Sumatra erreicht.

Man weiß immer noch nichts darüber, wie die Lehre des Gautama nach Zentralasien gelangte. Fest steht jedoch, daß sie dorthin gelangte und im Kontakt mit fremden Sprachen, Religionen und Kulturen schließlich eine veränderte Gestalt annahm.<sup>24</sup>

Der Buddhismus geriet dort unter den Einfluß des iranischen Mazdeismus und unter den der nestorianischen Christen, der unentwegten Verkünder des Evangeliums<sup>25</sup>, dann der lokalen Religionen

und ab dem 8. Jahrhundert unter den Einfluß des Islam. Der Buddhismus verbreitete sich in China rasch, insbesondere unter der Handynastie (Ming, einer der Kaiser dieser Dynastie, deutete seinen Traum von einer vergoldeten und fliegenden Gottheit als eine Offenbarung des Buddha). Es war jedoch ein mehr oder weniger degenerierter Buddhismus, der vom lokalen Taoismus für seine Zwecke eingespannt wurde und durchsetzt war mit Magie.<sup>26</sup> Der Buddhismus begann in China sozusagen ein neues Leben, und es kam damals zur Gründung einer neuen Schule. Die »Reines-Land-Schule« des Buddhismus lehrte, daß man die Wiedergeburt ins Paradies, nämlich ins Reine Land, allein schon dadurch erreichen könne, daß man zehnmals täglich über Amitabha meditierte. Das war zweifellos ziemlich einfach: das Ganze ähnelt auf fatale Weise dem Ablaßgeschäft des Christentums.

Es ist schon recht erstaunlich, daß eine importierte Religion solche Erfolge verzeichnen konnte, selbst wenn man das ganze Waffenarsenal berücksichtigt, das sie in ihrem Kampf um Popularität einsetzte. Ihr Erfolg ist durch die Kehrtwenden der Glaubensverbreiter zu erklären: während der originäre Buddhismus die Existenz einer Seele geleugnet hatte, erklärten sie nun, die Seele sei unzerstörbar. Ursprünglich das Nichts, wurde das Nirvana nun die Unsterblichkeit.<sup>27</sup> Während Buddha den Mittleren Pfad gewählt hatte, der die Leidenschaften nicht ausschloß, lehrten sie die Notwendigkeit, die Leidenschaften zu unterdrücken, was auch die Taoisten den Gläubigen empfahlen. Durch die Betonung der Mildtätigkeit und des Mitleids versöhnten sie die Konfuzianer. Ein weiteres Beispiel für die Konzessionen, die man damals machte: der *bodhisattva* oder »zukünftige Buddha« Avalokiteshvara wechselte sein Geschlecht, wurde zu einer weiblichen Gottheit und mit der Gottmutter Kuanyin gleichgesetzt, während er im Tibet mit Tata der Weißen gleichgesetzt wurde, die dieser Göttin entsprach. Auf eine Wandlung mehr oder weniger kam es nicht an.

Im Unterschied zum indischen Buddhismus wurde der »konfuzianisierte« Buddhismus schließlich pragmatisch und wandte sich profanen Dingen zu: »Die Klöster übernahmen die Verwaltung der Öl-

pressen und öffentlichen Lagerhäuser, hielten die Straßen instand und gaben sogar Handelsdarlehen.«<sup>28</sup>

Von einem Urbösen findet sich hier jedoch keine Spur und vom Teufel auch so gut wie nie: so lehrte die T'ien-Tai-Sekte, daß in jedem Augenblick und in jedem Staubkörnchen das gesamte Universum enthalten sei. Hätte man den Teufel in jedem einzelnen Reiskorn suchen sollen?

Aber als der Buddhismus unter der Tang-Dynastie zur Staatsreligion aufstieg und die Mönche gezwungen waren, bei den konfuzianistischen Staatsbeamten um ihre Ordinationsbestätigung zu bitten (die bürokratische Manie der Chinesen gibt es nicht erst seit gestern), dachte keiner an einen Teufel. Die Staatsgewalt, die gewöhnlich schnell bei der Sache ist, wenn es um Entscheidung über Gut und Böse geht, hätte es zwar nicht ungern gesehen, doch die Mächtigen waren selbst von den Taoisten, den Konfuzianern und den Buddhisten geprägt. Es wäre ihnen schwer gefallen, an einen Geist des Bösen zu glauben. Da und dort gab es immer noch Abergläubische, und es war klüger, ihre Praktiken zu tolerieren, solange sie den Frieden der Gemeinde nicht störten. Den Priestern und Regierenden lag in erster Linie daran, Synthesen herbeizuführen und keine Revolutionen heraufzubeschwören. Auch als die Sekte der plötzlichen Erleuchtung, Ch'an, der spätere Zen, in Japan ihren Höhepunkt erreichte, sah man keinen Teufel am Horizont erscheinen. Die Sekte geht zurück auf Bodhidharma, einen Buddhisten aus Indien, der sich 470 zunächst in Kanton niederließ und ein halbes Jahrhundert später nach Norden weiterzog, und auf den Mönch Tao-sheng, der ebenfalls im 5. Jahrhundert lebte. Beide lehrten, daß das Erwachen oder die Erleuchtung - *wu* auf chinesisches und *satori* auf japanisch - mit der sturen Rezipitation der Texte nichts zu tun hatte: die Erleuchtung kam oder sie kam eben nicht. Sie kam nur, wenn man in sich Leere herstellen konnte; in diesem Augenblick würde sich dann die Wahrheit ins Innere ergießen.

So beschrieben, nimmt sich der ursprüngliche Zen geradezu wie eine friedlich Mystik aus, doch die Lehre neigte zu bedenklichen Übertreibungen. So soll Bodhidharma in eine neunjährige Trance ge-

fallen sein; danach fielen seine Beine ab, und er bemerkte es nicht einmal. Und da sein eigener Lidschlag ihn bei der Meditation störte, schnitt er sich die Lider einfach ab. Ein Zen-Schüler durfte nämlich um keinen Preis sein Meditieren gefährden, und der Meister I Hsüan empfahl:

*Tötet alles, was euch ein Hindernis ist. Wenn ihr dem Buddha begegnen solltet, tötet ihn! Wenn ihr dem Meister aller Meister begegnen solltet, wenn ihr den Arhat begegnen solltet (ehrwürdige Meister, die das Nirvana erlangt haben und die, da sie ihre Leidenschaften aufgebraucht haben, von der Wiedergeburt befreit waren), tötet sie.*

Wirklich ein recht blutrünstiges Programm! Und dennoch waren der Teufel oder die Dämonen aufgrund ihres ureigenen Wesens von derartigen Gewalttaten ausgenommen, denn in der Leere gibt es rein gar nichts, weder Gott noch Teufel.

Auch in Japan wurde der Buddhismus aufgenommen, der über Korea ins Land gekommen war. Japan hatte jedoch bereits seine eigenwüchsige Religion, den Shintoismus, oder *shintó*, was ebenso wie *tao* »Weg« bedeutet, oder auch »Lehre der Götter«.

Abgesehen von der Beschwerlichkeit der japanischen Sprache entzieht sich der Shintó, die einzige Nationalreligion Japans, den im Westen üblichen Begriffen, sogar dem Begriff der Religion selbst. Wie der Japanologe Herbert schreibt, ist der Shintó »keine Religion im üblichen Sinne. Er kennt überhaupt keine Dogmen, und als heilige Schrift besitzt er nur kurze Texte, die schwer zu interpretieren sind. Der Shintó, der nie moralische Regeln aufgestellt hat und den Gläubigen kein Ritual aufzwingt, ist für die Japaner eher so etwas wie eine Bewußtwerdung der Bande, die den einzelnen mit Seinesgleichen, mit der Natur und der Göttlichkeit vereinen.«<sup>29</sup>

Es ist keine Ethik und damit auch keine Definition dessen, was wir »das Böse« nennen würden, oder gar einer Gegengottheit, die dieses Böse symbolisierte. Eigentlich müßten wir an diesem Punkt unserer Suche anhalten und uns mit der Behauptung begnügen, daß es im Shintó keinen Teufel gibt, aber das wäre eine etwas vorschnelle Folgerung. Im Shintó ist man in der Tat der Auffassung, daß es Mißhellig-

keiten zwischen Himmel und Erde gibt. Nach einer der zahlreichen Versionen der shintoistischen Schöpfungsmythen brach ein Konflikt aus, als die beiden ursprünglichen Geister oder *kami*, Izanagi und Izanami (es gibt achthundert Myriaden weiterer Geister), die Meister des Universums gezeugt hatten, die Sonnengöttin Amaterasu-o-mi-kami und deren Bruder Susano-wo, die eine himmlischer, der andere irdischer Natur (in Wahrheit gab es noch ein drittes Kind, Tsuki-yomi, den Gott des Mondes). Susano-wo war mit seinem Los unzufrieden, nur über die Meeresebene bzw. über die aus dem Wasser ragenden Erdteile herrschen zu dürfen; er weinte so sehr, daß Flüsse und Meere austrockneten. Er wollte wieder zurück zu seiner Mutter in das Niedere Land, das heißt in die Unterwelt, was dazu führte, daß er von seinem Vater Izanagi aus dem Himmel vertrieben wurde. Bevor der Austreibungsbefehl vollzogen wurde, bat Susano-wo darum, noch einen Augenblick seine Schwester Amaterasu sehen zu dürfen, danach wolle er dann für immer weggehen. Die Schwester wurde vor der Ankunft ihres zornigen und hitzigen Bruders gewarnt, und sie verbarrikadierte sich mit ihren Hofdamen in dem Saal, in welchem sie die Gewänder für die himmlischen Geschöpfe webte. Dieser Mangel an schwesterlicher Liebe wird durch die Tatsache erklärt, daß der irdische *kami* keinen Zutritt hatte zu den himmlischen Gefilden. Der Eindringling Susano-wo verschaffte sich mit Gewalt Zugang zum himmlischen Refugium; die Hofdamen der Amaterasu fühlten sich durch diese Tat vergewaltigt und steckten sich daraufhin Webwerkzeuge in ihre Vagina. Amaterasu hingegen leistete Widerstand und versteckte sich in einem Felsen.<sup>30</sup>

Doch das pflanzliche Leben in Gestalt eines Baumes und das tierische in Gestalt eines Vogels, die Fortpflanzungsfähigkeit, symbolisiert durch eine weibliche Kami, die Amaterasu ihr Geschlecht und ihre Brüste zeigte, ein Mann, der ihr Juwelen zeigte, d.h. die menschliche Fähigkeit, Reichtum und Schönheit hervorzubringen, und ein vollkommener Spiegel, der den Widerschein des Göttlichen im Menschen symbolisiert, bewegten Amaterasu schließlich, ihr Refugium zu verlassen und wieder in den Himmel zurückzukehren. Susano-wo wurde für alle Zeiten auf die Erde verbannt.

Es gibt mehrere Versionen dieses Ur-Konflikts.<sup>31</sup> Der allgemeine Symbolgehalt dieser Geschichte ist offensichtlich: er liegt im unveröhnlichen Gegensatz zwischen den himmlischen und den irdischen Mächten. Susano-wo, die irdische Macht, hat zahlreiche charakterliche Mängel: Schamlosigkeit, Mangel an Anstand und ein aufbrausendes Wesen, Eigenschaften, die alle dem Bösen zugeordnet werden können, in jedem Fall jedoch das Fehlen von Weisheit und Mäßigung bedeuten. In einer Version des *Nihongi*<sup>32</sup> heißt es tatsächlich: »Dieser Kami hatte eine perverse Natur und fand daran Vergnügen, sich in Wehklagen und Wutschnauben zu ergehen... Daher sagten ihm seine Eltern: >Wenn du die Erde regierst, würden gewiß viele Leben zerstört werden. << Und aus einem anderen Text, dem *Bingo-fudoki*, erfährt man, daß Susano-wo das ganze Menschengeschlecht vernichtete, wobei er nur seinen Bruder, der ihm für eine Nacht Unterschlupf gewährt hatte, seine Frau und seinen Sohn verschonte. Aber wie so viele andere Götter Asiens ist auch er ein ambivalenter Gott, denn er unterwies seinen Gastgeber in landwirtschaftlichen Techniken. Susano-wo ist kein Dämon, sondern ein widersprüchlicher Geist, der, ähnlich wie andere Götter, das asiatische Verständnis für die Komplexität der Welt darstellt. Auf alle Fälle wird er in Japan nicht als der Teufel angesehen, denn in manchen Tempeln wird er von den Gläubigen verehrt.

Mit der Dualität, von der die Welt bestimmt ist, verbindet der Shintó-Glaube auch die Dualität der Geister oder Kami, denn es gibt sowohl gute als auch böse Kami. Als im Jahre 903 der Dichter Michizane Sugowara, Minister, Clanchef und sagenumwobenes Sinnbild der Kultur, als Opfer einer Ungerechtigkeit starb, terrorisierte sein Gespenst das Kaiserhaus und das gesamte Land. In dichter Folge verstarben seine Feinde und sogar der kaiserliche Prinz. Voller Zorn ließ er durch den Mund eines Kindes verkünden, er habe 168.000 Dämonen in seinem Dienst. Man besänftigte ihn schließlich, indem man ihm den Titel Tenjin, himmlischer Kami, gab, ein Titel, der nicht einmal den Kaisern verliehen wurde. Es gibt in Japan also doch Dämonen. Aber in Wahrheit sind sie nur irdische Kami, die in Opposition zu den himmlischen Kami stehen. Wenn sie unruhig sind,

so deshalb, weil das irdische Leben nicht anders als unruhig sein kann.

Heißt das, der Shintó hält die Schöpfung für etwas Unreines, wie es im jüdischen Begriff der Erbsünde angelegt ist? Nein: »Der Shintó betrachtet die Schöpfung als ein Ereignis, für das die Menschheit ihre tiefe Dankbarkeit bekunden muß, und er macht nicht die geringste Anspielung auf einen zukünftigen Untergang unserer Welt.« (Herbert) Aus der Gegenwart des Bösen in der Welt folgt weder, daß die Welt böse, noch daß das Böse auf ewig vom Guten geschieden ist, und erst recht nicht, daß es sich an einem bestimmten Ort aufhält. Das Böse ist eine Folge des Zorns der Götter, wie die folgende Geschichte bezeugt: Zur Zeit des Kaisers Sujin wurde das Land von Epidemien heimgesucht, die zahllose Opfer forderten. »Eines Nachts war der Mikado voller Traurigkeit im Hausschrein seines Palastes eingeschlafen, als der Gott O mono mushi ihm im Traum erschien und zu ihm sagte: >Was hier geschieht, ist eine Folge meines Willens. Wenn du mir *matsuri* [religiöse Opfergaben] darbringen läßt, wird sich mein Zorn besänftigen und Friede im Land einkehren.«<sup>33</sup>

Vorstellbar ist der einzige Teufel in Asien zwar nicht, aber man kann sich sehr wohl böse Götter vorstellen oder zumindest solche, die wechselweise gut und böse sind. Wollte man alles aufzählen, was sich die Völker des Fernen Ostens unter den guten und den bösen Göttern vorstellen, würde das mehrere Bände füllen. Hier nur ein paar Beispiele: »Die Ainus von den Kurilen und von Hokkaido [...] glauben zwar an die Existenz böser Götter, doch diese Götter haben nicht den geringsten Anteil an der Regierung der Welt; nur die guten Götter haben die Gerichtsbarkeit über die Welt erhalten.«<sup>34</sup> Die Tschuktschen und die Koriaken glauben, daß es zwei Arten von Göttern gibt, die einen scheinen sie sich aber eher als Tiere vorzustellen, da sie glauben, man könne sie schon durch den Lärm der Trommel verschrecken, gerade so, als handelte es sich um Wölfe oder Füchse. Übrigens spielt die Trommel »eine wesentliche Rolle bei den schamanistischen Riten«. Bei den Koreanern »werden die Götter als Geister angesehen, die mehr oder weniger überall in der Natur vorhanden

sind. Man braucht sie nicht zu fürchten, solange man ihnen kein Ungemach bereitet hat«.

Indessen nimmt in Asien - und das ist wohl der wesentliche Punkt - der Glaube an Dämonen umso stärker ab, je höher man auf der sozialen Stufenleiter hinaufsteigt. Für die primitiven, kaum urbanisierten Völker und für die Bauern sind die Dämonen gleichzusetzen mit plumpen, tierähnlichen Wesen. Wie überall auf der Welt geht der Aberglaube in den Niederungen der Gesellschaft um. Man könnte nun daraus den Schluß ziehen, daß es der gebildete asiatische Adel gewesen sei, der das teuflische Ei hat abtreiben lassen. Das wäre nicht falsch, aber da es so etwas in anderen Ländern und Kontinenten mit gebildetem Adel nie gegeben hat, wäre die Beweisführung unvollständig.

Auf den ersten Blick schien alles dafür zu sprechen, daß die Religionen in Asien den Teufel in die Welt setzen würden. Dafür sprach der Aberglaube der ansässigen primitiven Populationen, der aufrechterhalten wurde von den archaischen Religionen und von der autoritären Hegemonie der Staaten. Doch zwei Dinge standen dem entgegen: Erstens die schiere Größe der Gebiete, deren Grenzen sich unaufhörlich veränderten; Indien ist nicht nur ein Land, sondern ein ganzer Kontinent, und die Geschichte Chinas geht seit vier Jahrtausenden einher mit ständig neuen Grenzziehungen. Um ein Wort von G.B. Shaw zu paraphrasieren: Man kann einen ganzen Kontinent für eine bestimmte Zeit oder ein ganzes Volk für alle Zeiten beherrschen, nicht jedoch einen ganzen Kontinent für alle Zeiten. Jede Invasion und jede Eroberung führte zu einem Kulturschock, mit tödlichen Folgen für die herrschende Ideologie.

Und zweitens wurden die zwei großen Religionen Asiens, Buddhismus und Taoismus, von zwei herausragenden Männern beinahe gleichzeitig begründet. Sie unterschieden von vornherein zwischen der Ethik als Widerschein der irdischen Gesellschaften und einer höheren Wesenheit, der beide menschliche Züge absprachen, und Buddha setzte sie sogar mit dem Nichts gleich. Während die Propheten die vorhandenen Glaubensformen transzendiert und verstärkt hatten - wie Zarathustra -, schufen jene ein vollständig neues Ge-

dankensystem. Das überlebten zwar die kleinen unbedeutenden Dämonen, die sich auf dem Dorf herumtrieben und Bauern oder Ungebildete in Angst und Schrecken versetzten, aber sie kamen in ihrer Entwicklung nie ins Erwachsenenstadium - dem unseres Teufels.

Es sieht fast so aus, als hätte die Schriftkultur die Hölle vernichtet und ihre fratzenschneidenden Bewohner ausgetrieben: Hirngespinnste der Sterblichen, flüchtige Erscheinungen, die eine rechtschaffene Seele mühelos verscheucht.

Eins steht jedoch fest: Asien ist dem Teufel entkommen. Seine Drachen sind nichts weiter als schöne Schmuckmotive - oder allenfalls unterirdische Geister, auf deren Eitelkeit man Rücksicht nehmen sollte. Wer in Hongkong ein Haus baut, muß sehen, daß er keinen von ihnen aufscheucht.

Beim Bau des prächtigen Wolkenkratzers der Bank von China unterlief dem Protokoll offenbar ein Fehler. Also opferte man, wenn auch verspätet, einen Fuchs. Aber der Preis war höher.

## **Zarathustra, die ersten Ajatollahs und die wahre Geburt des Teufels**

Das hohe Alter der iranischen Kultur - Vom Zentralismus des ersten indoeuropäischen Königreichs oder Die Notwendigkeit einer starken Religion - Über den arischen Vedismus - Über die zoroastrische Revolution im 6. Jahrhundert und ihre dualistische Auffassung von Himmel und Hölle - Monotheismus, ein Novum in der Geschichte der Religionen - Zarathustra als historische Gestalt - Der Adel und die Blutopfer oder Zarathustra und die Pferde - Vom »Evangelien«-Charakter der Gathas - Der Heilige Geist, die Sieben Todsünden und das apokalyptische Bewußtsein - Wie die Dämonologie erfunden wurde - Über das zoroastrische Erbe und über Mani - Über die politischen Intentionen der zoroastrischen Magier und den versuchten theokratischen Staatsstreich - Die antiklerikale Reaktion des Dareius und warum er den Zoroastrismus doch anerkannte.

Vor gut und gern vier Jahrtausenden strömten aus dem Süden des heutigen Rußland, aus einem riesigen Gebiet, welches das Dnjepr- und Donezbecken, das untere Wolgatal und die Steppe Kasachstans umfaßte, Reiterhorden über die Täler Kaukasiens in die sattgrünen Ebenen des heutigen Iran, um sich dort niederzulassen. Auf diese Weise wechselten sie von den Küstenstrichen des Schwarzen und des Asowschen Meeres an die des Kaspischen Meeres und des Persischen Golfs, während weitere Stämme Richtung Griechenland und Anatolien aufbrachen, wieder andere in den Süden Skandinaviens und Finnlands vordrangen und etwa um 2000 vor unserer Zeit die Britischen Inseln erreichten. Man darf sie sich etwa so vorstellen: sie waren mit engen Gallierhosen bekleidet und trugen Wollmützen, die nur Nase, Mund und Augen frei ließen, sie ritten auf kleinen Pfer-

den, stießen gutturale Laute aus, um das Gepolter der Räder der nachfolgenden Fuhrwerke zu übertönen, die mit Frauen, Kindern und der beweglichen Habe beladen waren.

Inmitten des Hausrats, zwischen Truhen, Quersäcken, Krügen und Körben schlummerte schon - was man erst später, sehr viel später bemerken sollte - einer der mächtigsten Sprengsätze, die man sich vorstellen kann. Beim Aufbruch nichts Bemerkenswerthes, ein paar religiöse Vorstellungen ansatzweise, die zweifelsohne in Statuetten und Amuletten ihren symbolischen Ausdruck fanden, in Wahrheit aber die Saat des Teufels waren. Diese Auswanderer, Krieger und Hirten werden die »Kurgan-Menschen« genannt (das russische Wort für »Grabhügel«); sie sollten in der Tat die erste Religion der Welt begründen, die einen einzigen Teufel einem ebenso einzigen Gott gegenüberstellt.<sup>1</sup>

Diese mächtige, sich strahlenförmig ausbreitende Invasion, die sich auf anderen Wegen in späteren Jahrhunderten wiederholen sollte, war in vielerlei Hinsicht eines der bedeutendsten Ereignisse der Menschheitsgeschichte. Es handelt sich um die Invasion der Indogermanen, so genannt aufgrund der sprachlichen Gemeinsamkeiten dieser Völker, deren Sprachen sich alle aus dem Kontakt mit dem Sanskrit gebildet hatten. In der Tat gehen fast alle europäischen Sprachen, das Ober- und das Niederdeutsche, Latein, Griechisch und Französisch ebenso wie Englisch, Armenisch, Norwegisch und Litauisch auf das Sanskrit zurück. Denn die indogermanische Invasion hat den Grundstein für unsere Kulturen gelegt, von Wladiwostok über Paris, Rom und Athen bis nach Los Angeles und Rio de Janeiro. Die Entwicklung des riesigen Blocks von Kulturen und Glaubensformen, den man Abendland nennt, hat mit dieser Kolonisierung ihren Anfang genommen.

Heute haben wir das vergessen, aber was haben wir nicht alles vergessen! Die Griechen wußten es noch. Sie hatten den Berg, auf dem Prometheus angekettet wurde, weil er den Göttern das himmlische Feuer entwendet hatte, nach Kolchis versetzt, in die Niederungen des Rioni, und dorthin hatten sie auch die Argonauten geschickt, damit sie das Goldene Vließ zu suchten.

Obwohl sie stammesrechtlich organisiert waren, hatten die Kurgan-Menschen bei ihrem Eintreffen bereits ein ausgearbeitetes soziales System. Struktur hatten auch ihre Technik und ihre Religion. Politisch gesehen bildeten sie eine Art Vorform des modernen Parlamentarismus, bei dem der Fürst von einem adeligen Rat kontrolliert wurde. Ihr technischer Stand war so, daß sie nicht nur das Rad kannten, sondern bereits mit dem Pflug den Boden für den Getreideanbau kultivierten, außerdem waren sie in der Binnenschifffahrt aktiv. In ihrem religiösen Leben glaubten sie an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben im Jenseits, in dem ein männlicher Gott regierte, der eine Axt oder einen Hammer trug und dem sie ihre Toten anvertrauten. Sie verehrten eine Muttergöttin, die sie wahrscheinlich von den vormaligen Bewohnern des Landes übernommen hatten, sie verehrten die Sonne und das heilige Feuer, und man weiß, daß bei ihnen dem Pferd, der Schlange und dem Wildschwein magische Fähigkeiten zugesprochen wurden.

Es ist weder bekannt, wann die Verschmelzung mit den Religionen Indiens einsetzte, noch auf welche Weise das geschah, aber sie hat stattgefunden: im letzten Drittel des 2. Jahrtausends hatten sich Hindus im Nahen Osten selbsthaft gemacht. Das bezeugt die Auflistung der Götter durch König Matizawa von Mitanni und den hittitischen König Suppiluliumas aus dem Jahre 1380 vor unserer Zeitrechnung. Die aufgeführten Götter gehörten zum Hindu-Pantheon: die Dreieheit Mithra, Varuna, Indra und die beiden Nasatya. Indien und Iran verehrten also lange Zeit dieselben Götter, jene vedischen Götter, die in den heiligen Schriften, den Veden, erwähnt wurden.

Mindestens zwei, vielleicht auch drei Jahrtausende vor unserer Zeit, noch vor der Eisenzeit also, vollbrachten die Indogermanen eine beachtliche zivilisatorische Leistung. Im Iran machten sie sich als wahrhaft moderne Oberherren ansässig; sie bauten auf den Hügeln befestigte Städte, umgeben von halb unter der Erde liegenden Dörfern. Von oben herab strahlte ihre Macht über den Orient hinaus in die Welt.

Das indogermanische Kerngebiet hatte nach Ansicht der Historiker tatsächlich den größten Einfluß auf die Herausbildung der alten

Religionen. Durch die hohe Wirkungsbreite, die es aufgrund seiner geographischen Lage entfalten konnte, und durch seine starke politische Organisation prägte es jahrhundertlang die meisten Religionen des Nahen Ostens und des östlichen Mittelmeerraumes. Der militärische Widerstand der Hellenen, der sich durch die medischen Kriege noch erhärtet hatte, war für die Indogermanen offenbar kein echtes Hindernis, denn im griechischen Orphismus sollte man später wieder auf indo-arische Einflüsse stoßen. Sowohl das Judentum der Zeit nach dem Exil als auch die Gnosis der verschiedenen jüdischen und christlichen Glaubensströmungen, sowohl das Christentum als auch die Schia des Islam sind mehr oder minder tief vom Indogermanentum geprägt. Man kann sagen, daß ein großer Teil der monotheistischen Theologien, insbesondere jener, auf denen die modernen Kulturen gründen, im Iran geformt wurden. Unsere jüdischen, christlichen und muslimischen Engel und Erzengel sind dort zur Welt gekommen - und so auch unser Teufel. Der Islam hat die iranische Vorstellung vom Paradies entlehnt: bereits im Avesta wird, wie später im muslimischen Paradies, die auserwählte Seele von einem schönen jungen Mädchen empfangen, das all die guten Taten des Verstorbenen darstellt. Die iranische Religion verdient also besondere Aufmerksamkeit, und wegen dieses gewaltigen Einflusses müssen wir die Quellen genau analysieren.

Die indogermanischen Eindringlinge fanden bei ihrer Ankunft keineswegs die reine Wüste vor. Die Geschichte des Iran ist in der Tat sehr lang, außerordentlich lang. Das Land war offenbar von einer Eiszeit bis zur nächsten fast kontinuierlich besiedelt, was für den Rest der Welt gewiß nicht zutrifft. Es siedelten sich dort spätestens ab dem Jungpaläolithikum Menschen an, das heißt seit 35.000 Jahren, in Wahrheit sogar bereits ab dem Mittelpaläolithikum oder noch früher, das heißt seit 100.000 Jahren. Das beweisen Funde, die seit den dreißiger Jahren in den Zagros-Bergen im Süd-Iran gemacht worden sind. Man schließt nicht aus, daß noch weitere Spuren menschlichen Lebens gefunden werden könnten, die bis ins Altpaläolithikum zurückreichen, das heißt bis in die Zeit vor 150.000 Jahren. Es handelt sich also um ein Land, das bereits seit Jahrtausenden hochentwickelte Gesellschaften beherbergte.

Zudem lebten die Gemeinschaften, die die Indogermanen dort antrafen, nicht wie in Asien weit verstreut, sondern konzentriert auf den Hochplateaus. Dort entstanden auch die ersten Dörfer sesshafter Siedler, die vom Ackerbau lebten, Haustiere hielten und Pflanzen züchteten. Der Iran war eine der ersten Regionen der Welt, in denen die neolithische Revolution stattfand, wie es im Westen die Stätten Guran, Asiab, Ganj-e-Dareh und Ali Kosh, im Osten die beiderseits der heutigen iranischen Grenze gelegenen Stätten Karim Shadir und Zawi Semi Chanidar bezeugen. Ab dem 7. Jahrtausend gab es dort eine entwickelte und organisierte Landwirtschaft. Damit waren die Grundlagen für die historische Zivilisation gelegt. Auf den Hochebenen und im unteren Chusistan wuchs jetzt die Zahl der Dörfer.<sup>2</sup>

Die Siedler praktizierten eine Religion, und es ist anzunehmen, daß sie polytheistisch war, mit Varianten von Dorf zu Dorf. Eliade vertritt die These, man habe den Stier im gesamten Mittleren Osten als Symbol angebetet.<sup>3</sup> Das ist möglich, aber unbewiesen, und auf jeden Fall muß man sich davor hüten, den Stier als Beweis für die Verehrung eines männlichen Prinzips zu deuten. Man hat zwar tatsächlich Bukranien gefunden, welche die These von einem Stier-»Kult« zu belegen scheinen, wie im anatolischen Catal Hüyük, doch bei Symbolen, die in vielfältiger Weise gedeutet werden können, ist Vorsicht geboten. In der Form besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Halbmond, den Hörnern des Stiers und dem Uterus (mit dem Fallopischen Leistenband). Und so gleicht die ägyptische Hieroglyphe für Uterus den Hörnern des Stiers. Genauso interpretiert es die Amerikanerin Cameron.<sup>4</sup> Als aufschlußreiches Beispiel für die paarweise Verwendung eines Symbols sei Hathor angeführt, die ägyptische Göttin der Lust, die Kuhhörner auf dem Kopf trägt. Im Denken der alten Kulturen wurde jedenfalls der Stier mit Potenz assoziiert, und zwar in einem männlich-weiblichen Doppelsymbol, das Stärke und Fruchtbarkeit verbindet. Zumal die Trächtigkeit der Kuh - wie die Schwangerschaft der Frau - neun Monate dauert; diese Übereinstimmung dürfte die ersten Ackerbauern zwangsläufig verblüfft haben.

Neben das soziale Bewußtsein trat auf den iranischen Hochebenen

erstmals auch ein religiöses Bewußtsein. Dennoch entwickelte sich die eigentliche iranische Religion nicht dort, denn bis in die Mitte des 3. Jahrtausends blieben die Hochebenen relativ isoliert. Das geschah vielmehr in Elam, dem Königreich, das sich über Chusistan und einen Streifen der benachbarten Berge erstreckte und zu dem vier Städte gehörten, darunter auch die berühmte Stadt Susa, die Hauptstadt des bundesstaatlich organisierten Königreiches.

Das Königtum dort ist sehr alt, seine Geschichte reicht bis in das Jahr 2700 vor unserer Zeit zurück. Das Königtum mit seinen strikten dynastischen Regeln war in strategischer Hinsicht unerbittlichen Zwängen unterworfen, da es einerseits die Hochebenen und andererseits den Expansionsdruck der Völkerschaften des Ostens zu kontrollieren hatte. De facto war die Geschichte Elams bis zur Gründung des Königreiches der Meder in der Mitte des 9. Jahrhunderts nichts weiter als eine Aufeinanderfolge von Unterwerfungen und Eroberungszügen, darunter auch Feldzüge gegen Ur, Babylon und die Assyrer. Die Religion, die ihre Aufgabe im Sinne der semantischen Bedeutung des Wortes *religio* zu erfüllen hatte (*ligare*, verbinden), war dort also eine politische Angelegenheit. Als die Meder und später auch die Perser kamen, fanden sie bei den ansässigen Populationen unbekannter ethnischer Herkunft<sup>5</sup> alte, gefestigte politische und religiöse Strukturen vor.

So bot das Gebiet des Iran bereits lange vor den indogermanischen Invasionen außerordentlich günstige Bedingungen für die Herausbildung eines zentralisierten nationalen Staatsgebildes; es war von alters her ein günstiger Standort für eine starke Machtentfaltung. In der Tat beruft sich der Potentat - nicht nur im Iran, sondern in allen alten Kulturen - fast immer auf die »Vorsehung«. Selbst wenn er durch Kooptation an die Macht gelangt ist, hat ihn doch das Schicksal auserwählt, er verdankt seine Wahl fernen Gottheiten, deren Abgesandter auf Erden er sein soll. Damit ist er gleichzeitig der Garant für die schuldige Ehrerbietung und für die Erfüllung ihres Willens, dessen Sprachrohr er ist. Hier scheint mir die berühmte Triade König-Priester-Krieger, die Dumezil<sup>6</sup> vorgeschlagen hatte, noch einer feineren Abstufung zu bedürfen, da der König in zahlreichen Fällen

zugleich Pontifex maximus und oberster Kriegsherr ist. Davon legen die Beispiele der Pharaonen und der jüdischen Könige Zeugnis ab.

Auf alle Fälle wird die religiöse Verehrung nicht nur den Gottheiten, sondern auch dem König selbst entgegengebracht. Dieser könnte folglich eine exzessive Zersplitterung des Pantheons gar nicht tolerieren, denn viel zu viele unterschiedliche Götter und Mächte, die gleichzeitig Rivalen waren und nicht in einer hierarchischen Ordnung standen, hätten die Macht des Königs in Frage stellen können.

Ein solches politisches System rief förmlich nach einer Religion, die stark war und reich genug an Geschichten, an Symbolen, um sich der kollektiven Mentalität zu bemächtigen. Diese Rolle übernahm der Vedismus, der auf den heiligen Schriften des Veda gründete<sup>7</sup> und dem vor der Ankunft der Meder alle iranischen Völker angehörten, eine Religion der Herrscher, der *âryas* oder *âryens*, die aus Indien stammten. Eine Religion, die den iranischen Völkern aufgezwungen wurde. Ihre Anhänger opferten Pferde und Rinder bei wilden Orgien, und von Drogen berauscht gaben sie sich sexueller und gewalttätiger Ausschweifung hin.

Unter dem Sammelbegriff »iranische Völker« werden nicht nur die Völker spezifisch indogermanischer Herkunft zusammengefaßt, die zunächst im 3. Jahrtausend und dann ein zweites Mal um das Jahr 1700 das Gebiet des heutigen Iran besetzten. Auch die Skythen und die Sarmaten im Norden, beiderseits des Kaspischen Meeres, gehörten dazu, und die Alanen, die wie die Sarmaten zwischen dem Don und dem Ural ihr Nomadenleben führten. Es ist auch anzunehmen, daß die Stadtstaaten, die zur Stärkung der iranischen Religion beitrugen, den Einfluß auf die benachbarten Völkerschaften ausdehnten. Im Osten vor allem auf die Volksstämme von Sogdien, Baktrien (im heutigen Afghanistan), Sakas, Araschosien, im Süden auf die Stämme von Carmanien (das dem heutigen iranischen Belutschistan entspricht), aber auch von Parthien, das zwischen dem Gebiet der Sarmaten und Iraner gelegen war (in einem Teil des heutigen Turkmenistan), auf die Stämme von Assyrien und Babylonien, die ganz in der Nähe zwischen Euphrat und Tigris gelegen waren, und schließlich auf das Königreich der Kassiten, etwa auf dem Gebiet des heutigen Irak.

Dann kamen die Meder. Und mit ihnen kam die große Zeit.

Gegründet von Deioces im Jahr 728 (laut Herodot), bildete das Königreich Medien etwa zehn Jahrhunderte nach den indogermanischen Invasionen den Kern des neuen Reiches im Iran. Es war ganz sicher ein kriegerisches und - wenn man das skythische Interregnum einmal beiseite läßt - ein sieggewohntes Königtum, das von der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts bis zum Ende des 6. Jahrhunderts bestand. Im 5. und 6. Jahrhundert, in der achämenidischen Epoche, war es eines der größten Reiche der Geschichte, denn es erstreckte sich von Libyen bis nach Indien, vom Schwarzen Meer bis zum Kaspischen Meer und vom Aralsee bis hinüber nach Äthiopien, wobei es die gesamten Ostküsten des Persischen Golfs und des Arabischen Meeres umfaßte. Es war das Reich der Sieben Meere, nämlich Mittelmeer, Rotes Meer, Schwarzes Meer, Kaspisches Meer, Aralsee, Persischer Golf und Arabisches Meer, eines der größten Reiche der Geschichte. Es sollte erst durch Alexander den Großen aufgelöst werden, der fast das gesamte Reichsgebiet eroberte.

Armenisch war die Hauptsprache des Landes, da es die Sprache der königlichen Bürokratie war, außer in dem Gebiet, das später zur elamitischen Provinz wurde. Gesprochen wurden weiterhin Altper-sisch, Babylonisch und Elamitisch.

Um das Jahr 600 kam es zu einem tiefen Einschnitt in der Religion: durch die Reform des Zarathustra. Bisher hatte der vedische Polytheismus vorgeherrscht. Neben dem Rigveda geben nur wenige Texte über die Religion und die religiöse Organisation im Iran vor dem Zoroastrismus Aufschluß. Jedenfalls weiß man, daß in der vedischen Religion zwei große Gruppen überirdischer Mächte dominierten: die Ahuras als höhere Gottheiten und die Devas als niedere. Beide Gruppen unterstanden *zwei* Hochgöttern, Ahura Mazda und Mithra, die den Lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne lenkten. Ein Gegengott oder Dämon, der eine vergleichbar bedeutende Stellung innegehabt hätte wie unser Teufel, ist unbekannt.

Schon zu diesem Zeitpunkt aber taucht eine in der Geschichte der Religionen vollkommen neue Idee auf: Das Seelenheil oder das ewige Leben. Ein Leitgedanke in der iranischen Religion - lange vor der

Reform Zarathustras -, das Seelenheil des einzelnen oder der Gemeinschaft. Und der Teufel fand damit so vortreffliche Entwicklungsmöglichkeiten vor wie Streptokokken auf einer Nährlösung gelatinöser Kohlenhydrate. Denn wer »ewiges Leben« sagt, kennt auch die »Verdammnis«, und wer »Verdammnis« sagt, kennt auch den »Teufel«. In der Theologie der sarmatischen und der alanischen Glaubensrichtung sieht man zum erstenmal ein Gericht in Erscheinung treten, das über die Seele eines Verstorbenen urteilt und keinen Einspruch duldet. In der Bestattungszeremonie der Osseten ergreift ein Mann das Wort, um daran zu erinnern, daß die Seele des Verstorbenen, die zu Pferd aufgebrochen ist in das Land der Helden, den Narts, eine schmale Brücke überqueren muß, die Brücke des Bittstellers. Ist seine Seele gut, wird er hinübergelangen; wenn nicht, bricht die Brücke unter ihm und seinem Pferd zusammen. Für die zurvanitische Sekte der Meder, nach Zurvan benannt, dem Gott der Zeit und des Schicksals, ist diese Brücke scharf wie die Schneide eines Schwertes, sobald ein Schuldiger sie überquert.

Wohin gelangt der Schuldige? Wenn das Urteil des Rashnu, des Gottes, der über das Schicksal der Seele entscheidet, negativ ausfällt, kommt der Sünder an einen höllischen, glühendheißen und stinkenden Ort, den *hamestagan*. Dennoch ist diese Hölle, selbst nach der zoroastrischen Reform, nur befristet, da sie mit der Wiederauferstehung der Leiber beim Jüngsten Gericht ein Ende hat, ein Thema, das den Christen später geläufig sein wird. Dieser Ort ähnelt also eher dem christlichen Fegefeuer als unserer ewig währenden Hölle. Aber zweifellos implizierte die Idee des Seelenheils bereits den Begriff der Sünde.

Das Motiv des Seelenheils erscheint noch stärker akzentuiert im vorzoroastrischen Mythos von Mithra, dem Erlöser, der wie unser Heiland durch die Propheten angekündigt wurde und in Gestalt eines wunderbaren Kindes zur Welt kam, wobei ein außergewöhnlicher Stern seine Gebürt anzeigte. Mithra ist der himmlische Mittler zwischen den antagonistischen Göttern Ahura Mazda und Ahriman oder Angra Mainyu, dem Guten und dem Bösen, den Herrschern über das Universum, die beide von einem Demiurgen ohne Anteil-

nähme abstammen, dessen Identität häufig wechselt. Nach der spezifisch iranischen Lehre hat sich zum Beispiel Ahura Mazda selbst empfangen, und nach der zurvanitischen Lehre empfing der zweigeschlechtliche Gott Zurvan die beiden Zwillinge Ahura Mazda und Ahriman, das heißt das Gute und das Böse.<sup>8</sup> Auf jeden Fall tritt Mithra hier die Nachfolge Vishnus an, der in der Religion vor Zarathustra der Erretter der Welt gewesen war. Während Götter und Dämonen sich ein Gefecht lieferten, dabei das Universum in Flammen setzten und sogar den Weltenraum zu vernichten drohten, bedeckte Vishnu den Raum mit seinem dehnbaren Körper, und die Welt konnte neu entstehen.

An einer Tatsache ist nicht zu rütteln: die iranische Religion, die ohne Unterbrechung bis ins 3. Jahrhundert unserer Zeit fortbestand, das heißt bis zur parthischen Periode, hat bei der Formgebung des Teufels alle anderen Religionen weit übertroffen.

Am Beispiel Iran wird auf einzigartige Weise deutlich, welche beachtliche soziale Rolle eine Gottheit übernehmen kann. Das veranschaulicht Aryaman: Meist wird er mit Mithra und Varuna in Verbindung gebracht und, zusammen mit Bhaga, als hauptamtlicher Gehilfe Mithras angesehen; sein Name bedeutet »Freund«. »Er ist der Hüter der Solidarität innerhalb der Bande, welche die Mitglieder der arischen Gesellschaft eint«, schreibt Dumezil; er wacht über die Gastfreundschaft, über Verträge, rituelle Handlungen, Geschenke und Leihgaben. Die übernatürliche Haupttätigkeit dieses »Ministers für Soziales« besteht auch darin, über die »Väter« zu wachen, ein Begriff, der laut Dumezil teilweise ebenso die Ahnen wie die Heerscharen der niederen Geister bezeichnet.<sup>9</sup> Dieser Aspekt der Göttlichkeit ist bezeichnend, weil er anzeigt, daß die *âryas*, die ersten wirklichen Arier, ihre Götter, allen voran Aryaman, ganz gezielt nach ihrer Funktion innerhalb der Gesellschaft geformt haben. Für die Iraner sind die Götter dazu da, die irdischen Angelegenheiten zu verwalten.

Selbst als Aryaman nach der zoroastrischen Reform seinen göttlichen Rang verliert und unter dem Namen Sraoscha wieder auftaucht, behält dieser »König des iranischen Vaterlandes« seine alten Funktionen und bekommt sogar eine weitere Funktion zugewiesen,

die exakt die Aufgabe des christlichen Schutzengels vorwegnimmt. Sraoscha ist es, der »gegen die Dämonen schützt, welche sie [die Seele während der drei Tage nach dem Tod] in die Hölle hinabziehen wollen, jene Seele, die zuerst am Totenbett ihres eigenen Leichnams sitzt und schließlich die Atmosphäre durchquert, um von dieser Welt ins Jenseits zu gelangen«, schreibt Dumezil (zitiert nach J. Darmester, in dessen Kommentar zum *Zend Avesta I*). Wie man sieht, ist es nicht mehr weit bis zum ersten eigentlichen Monotheismus.

Der iranische Polytheismus stützt sich also auf ein zentralisiertes himmlisches Regierungssystem, das ein himmlisches Spiegelbild der irdischen Regierung darstellt. Wie letztere gründet es auf einem provisorischen Gleichgewicht zwischen Gut und Böse und ist ebenso wie diese dazu bestimmt, erst nach dem Sieg des Guten irgendwann in ferner Zukunft zu verschwinden. Es handelt sich um eine Regierung, deren Ziel die Eroberung ist, genau nach dem Vorbild der Regierungen des Iran, vor allem während der glanzvollen achämenidischen Periode. Der Vedismus bleibt das Spiegelbild der politischen, königlichen und adligen Struktur des Imperiums.

Und dann kam Zarathustra.

Zarathustra im Altpersischen, Zartosht im heutigen Persisch, wurde wahrscheinlich um das Jahr 628 geboren und starb um das Jahr 551, die Bedeutung seines Namens ist jedoch unklar. Platon nennt ihn den »Sohn des Oromazdes«<sup>10</sup>, was ganz gewiß ein Bild ist, denn Ormazd ist kein anderer als Ahura Mazda, einer der beiden großen Götter des vedischen Pantheons. Aber es stimmt, daß ihm auch von Plutarch im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nachgesagt wurde, er habe mit den Göttern verkehrt.<sup>11</sup> Plinius behauptet, Zarathustra habe am Tage seiner Geburt gelacht.<sup>12</sup> Das bedeutet, daß er bereits bei den Griechen eine legendäre Gestalt war, Sohn eines Gottes oder selbst ein Halbgott. Laut Dion Chrysostomos hatte er sich auf einen Berg zurückgezogen, der vom Feuer verzehrt wurde, die Flammen ließen jedoch den Propheten unversehrt, so daß er seine Rede an das Volk richten konnte.

Schon Zarathustras Persönlichkeit zieht die Aufmerksamkeit an.

Wir wüßten mehr über Zarathustra, wenn das 13. Buch des *Ave-*

sta<sup>13</sup>, das sich seiner Biographie widmet, nicht verlorengegangen wäre. Über sein Leben geben die übriggebliebenen Bücher (*nask*) des *Avesta* wirklich nicht viel Aufschluß. In den *Yashts*, dem 3. Buch des *Avesta*, heißt es, die ganze Natur habe sich über sein Erscheinen gefreut, über ihn, den Opferpriester und Sänger.

Der *Vendidad*, das vierte Buch des *Avesta*, nimmt die Versuchung Jesu in der Wüste um mehr als sechs Jahrhunderte vorweg und berichtet, Satan habe sich Zarathustra genähert, um ihn dazu zu verleiten, seinem Glauben abzuschwören. In den *Yashts* heißt es, er habe in einem Streit mit den Dämonen den Sieg davongetragen und sie von der Erde vertrieben. Die nachfolgenden Bücher, in denen von ihm die Rede ist, der *Dinkard* und *Shah-Nama*, das *Zardusht-Nama*, sind Hagiographien, in denen es von Berichten über Wunder und Wunderheilungen nur so wimmelt. Ganz offensichtlich erschien Zarathustra den Menschen seiner und späterer Epochen nicht nur als ein Prophet, sondern auch als eine übersinnliche Persönlichkeit. Das führte dazu, daß mancher Iranforscher ihn am Ende als Mythos ohne jegliche historische Substanz ansah, ganz wie bei den Mutmaßungen über die Existenz Jesu. Dieses Schicksal wurde wohl manchem Propheten zuteil.<sup>14</sup>

Der Geburtsort Zarathustras ist umstritten, mal soll er in Baktrien, mal in Medien oder Persien geboren worden sein. Laut den Büchern des *Avesta*, dem *Yasna* und dem *Vendidad*, stand das Haus seines Vaters Pourushaspa (»der mit dem Apfelschimmel«) am Ufer des Dareja, in der Provinz Airan Vej. Ein anderer Text behauptet, es habe in Richtung des Atropatena gestanden, also im Distrikt Aran, am Araks-Fluß, an der nord-westlichen Grenze des alten Medien<sup>15</sup>, gewissermaßen an der Grenze zu Armenien und am Rande des Kaspischen Meeres. Zarathustra kam also aus dem Land der Magier, und er war ganz gewiß einer von ihnen. Man weiß, daß er verheiratet war, denn man kennt den Namen eines seiner Kinder, seiner ältesten Tochter Pourucista. Und aus den *Yashts* weiß man auch, daß er einem Clan von Pferdezüchtern, dem Geschlecht der Spitamas entstammte.

Er hatte sich bald Feinde gemacht. Er war arm, was er in seiner Anrufung des Ahura Mazda zur Genüge bekannte: »Ich weiß, o Wei-

ser, warum ich ohnmächtig bin: Mein ist nur wenig Vieh, und ich habe wenig Volk.« Er war ein armer und überspannter Poet, ein Mensch, der gegen Gewalt war und liebevoll, ein Erleuchteter, ein Schamane vielleicht, doch er war die strafende Gerechtigkeit selbst. So ging er mit außerordentlicher Brutalität gegen jene vor, die blutige Rituale feierten. Solche Rituale waren aber, wie Eliade hervorhebt, gerade für den Kult der Männerbünde kennzeichnend. Es ist verführerisch, zu glauben, daß der Sohn eines Pferdezüchters die Opferung von Pferden verabscheut, weil er mit diesen herrlichen Tieren eng und in nahezu brüderlicher Verbundenheit zusammengelebt hat. Noch verführerischer ist der Gedanke, Zarathustras Abscheu vor den Tieropfern wäre durch die Persönlichkeit der Opferknechte noch verstärkt worden, die er in seinen Predigten als grausam und hochmütig schildert. Aber schließlich wäre es doch sehr gewagt, nach 26 Jahrhunderten solche Vermutungen anzustellen. Gesichert ist nur seine ausgeprägte Abneigung gegen die brutalen Adeligen.

Falsch wäre es, zu unterstellen, der Mazdaismus wäre nur einer persönlichen Rache entsprungen, die Zarathustra an reichen Opferschlächtern von Pferden und Rindern geübt hätte. Vielmehr deutet sich an, daß es Zarathustras Charakter durchaus entspricht, wenn er eine Religion der Adelherrschaft, eine grausame und viel zu säkularisierte Religion zurückweist.<sup>16</sup> Als Religion für die Mächtigen bot der Vedismus, so wie er sich im Iran darstellte, dem Volk keinen wahren spirituellen Rückhalt. Nun war Zarathustra aber auch ein Magier, und ein derartiger Mangel konnte ihn nicht gleichgültig lassen. Seine Gathas (»Verspredigten«) mit ihrer spirituellen Inbrunst, ihrer Seelenqual und ihrem Lyrismus sind oftmals auch von Mitgefühl getragen. Dieser Mensch stammt aus dem Geschlecht jener großen Propheten, die von liebevoller Fürsorge für ihr Volk beseelt sind. Der Zeitpunkt war günstig für Zarathustra.

Zarathustras Erscheinen fällt nämlich mit der Errichtung des großen iranischen Reiches zusammen, nachdem unter der Herrschaft von Nebukadnezar II. und Kyaxares die Assyrer in die Flucht geschlagen und die benachbarten Länder unterworfen sind. Das Reich war also geschützt gegen seine Feinde, es war zentralisiert, und die

Hauptstadt Persepolis erstrahlte in vollem Glanz. In Susa, in Ekbatana und anderen Städten erhoben sich herrliche Paläste und Tempel, die von prunkvollen, der herrschenden Kaste vorbehaltenen Gärten umgeben waren. Obwohl bei Dareios Ansätze eines sozialen Bewußtseins zu erkennen waren, wie es das Edikt belegt, durch das er selbst fixe Arbeitslöhne für Arbeiter festsetzte, um ihre Ausbeutung zu verhindern, blieb doch das Volk von den großen Kultzeremonien ausgeschlossen.

Das Bedürfnis nach einer Religion, die diesem jungen Reich entsprach, wuchs zusehends. Allein durch die Ausdehnung des Imperiums und die Vielfalt der praktizierten Religionen drohte dem Priesterstand der Untergang. Die Magier waren nur eine klerikale Kaste unter vielen, wie die der unbeliebten babylonischen Magier, die als notorische Scharlatane galten. Von nun an mußte die Religion der medischen Magier sich durch ihre Strenge und Einfachheit klar und deutlich von den gängigen polytheistischen Kulte unterscheiden. Wenn sie sich durchsetzen wollte, konnte sie sich nicht mehr allein auf ihre eindrucksvollen Rituale, ihre Opferfeste und die Macht ihrer Anhänger verlassen, sondern mußte Macht über den einzelnen gewinnen und das Gefühl einer unausweichlichen Notwendigkeit erzeugen, bei der ein erschreckend hoher Einsatz im Spiel war: der Gewinn oder Verlust des Anrechts auf den Himmel, das Seelenheil oder die ewige Verdammnis. Da erschien der Prophet. Er sprach zum Volk, und selbst wenn die Religion, die er auf den Grundpfeilern des Vedismus errichtete, nichts weiter als der Überrest der alten Religion war, so hallte doch das Echo seiner Stimme weithin, und es wird wohl noch etliche Jahrhunderte nachhallen.

Wie schon die Legende seiner Geburt zeigt, nahm Zarathustra die Gestalt Jesu vorweg, aber er ist weit mehr als ein Reformator; nämlich der wahre Gründer des ersten Monotheismus. Das bezeugen seine »Evangelien«-Hymnen in den Gathas, wie auch die Pahlawi-Literatur und die Berichte der griechischen Geschichtsschreiber.<sup>17</sup> Der polytheistische Anstrich seiner Lehre ist nichts weiter als ein Überrest der alten Religion, die er klugerweise nicht zerstören wollte.

Es wäre bequem zu glauben, der Zoroastrismus wäre fertig als un-

anfechtbares, geschlossenes und unabänderliches religiöses System von seinem Schöpfer präsentiert worden. Die Gathas, die zoroastri-schen Hymnen, lassen ganz im Gegenteil auf eine langsame Entwick-lung schließen.<sup>18</sup> Das heilige Feuer wird zunächst mit dem Heiligen Geist gleichgesetzt, dann mit der Sonne, der sichtbaren Gestalt des Herrn, und schließlich mit dem höchsten aller Götter, mit Ahura Mazda. Die Neustrukturierung des Vedismus verläuft in Etappen und beschränkt sich zunächst auf die Abschaffung orgiastischer Ex-zesse, welche die Opferhandlungen und den Genuß des *Haoma*\*<sup>9</sup> be-gleiten. Die Rauschzustände, aufgepeitscht durch die blutigen Schauspiele, verleiteten die Teilnehmer an den vedischen Riten wohl zu sexuellen und gewalttätigen Perversionen, über die sich Zarathu-stra empörte. Er hatte zwar in seiner Jugend die ekstatischen Zere-monien der skythischen Schamanen, seiner Landesnachbarn, ken-nengelernt, bei denen man sich mit dem Rauch von Hanfsamen be-rauschte, doch sie erschienen harmlos im Vergleich dazu.

Der Eingriff des Magiers und prophetischen Sängers in den Vedis-mus beginnt also ganz wie eine Reform, die für Mäßigung und Ver-söhnung eintritt. Erst am Ende ihrer Wegstrecke erweist sie sich ein-deutig als Revolution.

Und am Ende mußte der Monotheismus stehen: Wie Dumézil be-merkt, ist die alte Trias jetzt verschwunden, die sich aus dem Paar Varuna und Mithra auf der einen, Indra auf der anderen Seite zu-sammensetzte. Der eine und einzige der Anbetung würdige Gott ist Ahura Mazda. Aus Indra, dem alten Gott, wird ein Dämon, ebenso die »Nebengottheiten«, die vor der Reform die beiden Nasatyas wa-ren. In den Gathas ist Ahura Mazda der Schöpfer von Himmel und Erde, der Urheber der stofflichen und der geistigen Welt. Er ist der erhabene Gesetzgeber, der oberste Richter, der Wächter über Tag und Nacht, das Zentrum der Natur und der Erfinder des moralischen Ge-setzes. Man könnte den Gott der drei letzten monotheistischen Reli-gionen gar nicht treffender beschreiben. Denn die Verwandtschaft zwischen Mazdaismus, Judentum, Christentum und Islam ist offen-sichtlich.

Selbstverständlich ist der Gott Ahura Mazda ein Mann, und er ist

ohne Gefährtin. In einem patriarchalischen System ist es undenkbar, daß die Macht mit einer Frau oder einem weiblichen Wesen geteilt oder ihr übertragen werden könnte.

In den letzten Büchern des *Avesta* heißt es, daß dieser Gott von den sieben guten unsterblichen Geistern umgeben sei. Er, der auch als der Heilige Geist bezeichnet wird, wirkt durch sie, die *Amesha spentas*. Die Namen der sechs anderen sind 1. die gute Gesinnung; 2. die beste Frömmigkeit; 3. die gewünschte Herrschaft; 4. die heilige Ergebung; 5. das Heil, die Gesundheit; 6. die Unsterblichkeit. Dennoch sind auch diese Genien Geschöpfe des Gottes und müssen demselben moralischen Gesetz gehorchen wie seine Anhänger, die *ashavans*.

Den dritten dieser Unsterblichen sollten wir näher betrachten, denn er trägt bereits in sich den Keim für das apokalyptische Denken und die jüdisch-christliche Eschatologie, weil »die gewünschte Herrschaft« das künftige Reich darstellt.

Im Iran also zeigt sich der Teufel zum ersten Mal. Die Gathas lehren, daß am Anfang der Welt zwei Geister existierten; sie begegneten sich, und jeder hatte die freie Wahl. Der erste, Ahura Mazda, traf die gute Wahl und ist der »weise Gott«, ganz offenbar der Vorläufer unseres »Lieben Gottes«. Der zweite, Ahriman, Angra Mainyu, der »Böse Geist«, traf die schlechte Wahl, und er ist der »Böse Gott«, dessen Schüler die »Anhänger der Lüge« heißen, *dregvant*, die durch die Lüge oder *drug* in die Irre geleitet werden.

Ahriman nahm die alten Götter, insbesondere die *Daevas*, in seine Dienste; dazu zählen: Indra, aus dem Indra-vaju wurde, Dämon des Todes; Nanhaitya, die alte vedische Gottheit Nasatya; Saurva, ebenfalls ein Dämon des Todes und der Krankheit; Akoman, der Böse Geist Taur; Aeshma, wahrscheinlich der Vater des Asmodi, den wir aus der Bibel kennen, Dämon der Gewalt, der Wut und der verbrecherischen Triebe; Az, der Dämon der Lusternheit; Mithrandrug, »der Mithra belügt«, der Dämon der Falschheit; Jeh, der Hurendämon, der erst später von Ahriman geschaffen wurde, um die Menschenrasse zu verderben und, was für eine Überraschung, Zairi, jener Gott, der mit der Konsumierung des rituellen Getränks bei den vedischen Kultakten, *haoma* oder *soma*, zu tun hatte.

Das bedeutet das Aus für die Orgienkulte des Vedismus und die Durchsetzung einer Religion der Mäßigung und der Spiritualität, in der sich die drei monotheistischen Religionen sehr beredt ankündigen.

Erstmals tritt ein eigener Gott des Bösen auf, der nicht mehr ambivalent ist. Es ist Ahriman, der ebenbürtige Gegner seines Zwilingsbruders Ormazd, des Gottes des Guten, und die beiden werden sich eine gnadenlose Schlacht liefern. In den verlorengegangenen apokalyptischen Texten des *Avesta*, die aber in den Pahlevi-Schriften ihre Entsprechung haben, steht, daß ein großer Krieg ausbrechen wird. Und wenn dieser beendet ist, wird der Himmel einen Großen König<sup>20</sup> senden, nämlich Mithra, der nach dem Ende seiner irdischen Existenz wiedergeboren wurde. Mithra, der Erlöser, wird die Mächte des Bösen mit Feuer und Schwert vernichten. Erstmals in der Geschichte der Religionen treten die großen Themen der prophetischen monotheistischen Religionen hervor: das Gute und das Böse werden zu transzendenten Prinzipien erhoben. Die Ambivalenzen, die vordem durch eine pragmatische Auslegung der Existenz hervorgerufen wurden, sind verschwunden.

In den dräuenden Heeren des Ahriman wird auch Asasel auftreten, der Wüstendämon, der den »Sündenbock« verkörpert. Im Judentum begegnet er uns später in Gestalt von Leviathan und Rahab, den Dämonen des Chaos.

Die sieben Todsünden zeichnen sich bereits in klaren Zügen ab: die Unzucht, der Neid, der Zorn, der Hochmut, die Habsucht, die Völlerei, die Trägheit des Herzens...

Allem Anschein nach, aber nur dem Anschein nach, hat Zarathustra keine radikalen Neuerungen eingeführt. Die Gegnerschaft zwischen Ahura Mazda und Ahriman war bereits im vedischen Erbe enthalten. Der Reformator hat lediglich das Pantheon entflochten, die Nebengottheiten vertrieben und vor allem die Opfer untersagt, die man vor der Reform dem Ahriman dargebracht hatte, der symmetrisch zu Ahura Mazda stand. Die zweitrangigen vedischen Gottheiten, die Devas, wurden in die Hölle geschickt.

In Wahrheit hatte Zarathustra radikal in die Religion eingegriffen:

er schloß die den Gottheiten innewohnende Mehrdeutigkeit aus; erstmals ist das Gute gut und das Böse böse. Der Dualismus ist eindeutig. Mit diesem Streich erfand Zarathustra die Dämonologie.

Im 3. Jahrhundert vor unserer Zeit sollte ein anderer Iraner, Mani, auf seine ganz eigene Art Zarathustras Gedanken vervollkommen: Da das Leben nur eine Prüfung darstellt, bei welcher der Mensch unauhörlich den Angriffen des Bösen ausgesetzt ist, folgert er, daß es unsere irdische Existenz ist, die uns der Gefahr der Unreinheit aussetzt. Das Böse kann nur von der Stofflichkeit herrühren, die Dämonen haben nur deshalb auf uns Einfluß, weil wir aus Fleisch und Säften gemacht sind. Sind wir erst einmal in das Reich des Geistes eingedrungen, sind wir befreit von dem Bösen. Daher ist die Materie böse und der Geist rein. In dieser Idee steckte bereits der Keim der Gnosis. Aber das ist eine andere Geschichte, mit der wir uns noch beschäftigen werden.

Von historischer Bedeutung in der summarischen Biographie Zarathustras ist die Bekehrung des Fürsten Vishtaspa etwa um das Jahr 588. Über dessen Identität wissen wir nicht mehr, als daß er der Vater Dareios I. war und über Chorasmien, ein Gebiet im Süden des Aralsees, herrschte. Vishtaspa soll sein lebenslanger Schutzherr geblieben sein.

Wesentlich ist für uns im Augenblick, daß Zarathustra das immanente Gute und Böse erfunden hat, deren Gegensatz vom Anbeginn der Zeiten bestand und sich erst am Ende der Zeiten auflösen wird. Sein theologisches Weltbild zeigt solche Ähnlichkeit mit dem des Christentums, daß man denken könnte, die Kirchenväter hätten die Gathas gelesen, wenn nicht sogar stellenweise kopiert<sup>21</sup>: Das Leben ist nur ein Übergang, bei dem jeder Gedanke, jedes Wort und jede Handlung das Los des Einzelnen im Jenseits vorbereitet. Dort wird der gute Gott die Bösen bestrafen und die Guten belohnen. Wenn Ahriman am Ende aller Zeiten von Mithra, der in Menschengestalt erscheint, besiegt wird, werden die Toten wiederauferstehen, und das Jüngste Gericht wird die Bösen von neuem in die Hölle schicken. Die Guten werden ewig im Paradies leben. Bis auf weniges ist das genau der Rahmen der drei monotheistischen Religionen, auch wenn das

Christentum noch am leichtesten hineinpaßt. Denn es ist sehr wohl unser Teufel, dessen Geburtsurkunde hier ein iranischer Priester unterzeichnet.

Man versteht gut, daß Zarathustras Wirken die Historiker immer noch in Unruhe hält. Mit dem Verbot der orgiastischen Tieropfer wurden gleichzeitig die Gottheiten verstoßen, denen man die Opfer dargebracht hatte. Nun kann man sich Zarathustra schlecht als einen prüden Alten vorstellen; das Ziel seiner Reform ist zu offenkundig, es ist mehr als nur ein Verbot der Orgien und Delirien, mehr als nur eine Entflechtung des Pantheons. Es ist eine vollständige Umschmelzung mit einer radikalen Neuorganisation der göttlichen Hierarchie. Die Historiker jedoch sind geteilter Meinung. Dumezil sieht darin bloß den Ersatz eines Gottes durch einen anderen<sup>22</sup>, während Mole an die Erschaffung einer neuen Theologie glaubt<sup>23</sup>. Ménasce wiederum konzentriert sich ganz auf Zarathustras Verwerfung der Opferpraktiken, die so zügellos geworden waren, daß darüber die Religion verlorenging.<sup>24</sup> Aber die Differenzen unter den Autoren dürfen nicht dahin führen, den springenden Punkt zu vergessen, nämlich die beispiellose Erschaffung des Paares Gott/Teufel und eines ebenfalls beispiellosen Dualismus von Gut und Böse. Sicher ist es möglich, daß Zarathustra die iranische Religion im protestantischen Sinne »reformieren« wollte wie Savonarola und später Luther. Die Hypothese ist plausibel. Aber sie ist nicht ganz zufriedenstellend.

In der Tat ist es nicht ganz einsichtig, warum Zarathustra seinen Reformversuch gerade in diesem Augenblick angesetzt haben soll, noch dazu gegen eine Opposition, die recht lebhaft gewesen zu sein scheint, wie es die Gathas bezeugen, die berichten, daß Zarathustra seine Reform mäßigen und sich mit manchen Opfern und alten Göttern abfinden mußte. Und noch weniger einsichtig ist, warum die Magier sich am Ende den Zoroastrismus hätten zu eigen machen und nun selbst dem Volk den Dualismus von Gut und Böse hätten aufzwingen sollen, wenn es nicht in ihrem Interesse gelegen hätte.

Und es lag in ihrem Interesse, denn die Theologie war nicht der einzige Inhalt der Reform. Zarathustra, der Priester und Magier, hatte zweifellos als erster gesehen, welche Gefahren für seine Kaste in

der Ambiguität der Götter lag, in der unergründlichen Natur ihres Willens und womöglich in der Gefahr, aus der Religion nur ein allzu getreues Ebenbild der irdischen Gesellschaften zu machen. Die Prophezeiungen, Exorzismen und Zauberformeln der Priester vor ihm dürften ihm wie eine ungeheure Maskerade vorgekommen sein, deren Hohlheit die Monarchen sehr richtig einschätzten, auch wenn sie sich dumm stellten. Die Religion konnte nur erstarken, wenn sie auf unerschütterlichen Pfeilern ruhte, das heißt auf einer transzendenten Definition von Gut und Böse, als deren irdische Verwalter die Priesterschaft fungierte. Nur so konnte er die Macht der Priester festigen.

Zarathustra tat noch mehr, er festigte die Macht der Magier, indem er behauptete, die Religion sei eine Religion des Volkes und erlange ihren Wert nur durch die Treue des Volkes. Auf demagogische Weise wurde die Macht der Priester erweitert: sie gründete nicht nur auf dem Spirituellen, das heißt auf der Macht, Gut und Böse zu definieren, sondern auch auf dem Politischen, das heißt auf dem Willen des Volkes. So erschuf der Mazdaismus eine wahre Parallelmacht, die sich nicht vor dem König zu verantworten hatte, eine in der Geschichte der Religionen bis dahin einzigartige Reform.

Diese Hypothese ist um so plausibler, als die Kaste der Priester und Magier wohl einflußreich war, sich zu dieser Zeit jedoch bedroht fühlte angesichts einer irdischen Macht von solchen Ausmaßen. Wenn man Dumézils These der Triade von Gesetzgeber-Krieger-Priester zustimmt, so begann die Kaste der Priester an Gewicht zu verlieren gegenüber einer Kaste von so glanzvollen Kriegern wie Kyros und seinen Generälen, die von Sieg zu Sieg eilten und im Schlachtenlärm von Schilden und Trompeten das erste persische Imperium schmiedeten. Die Zoroastrische Reform verlieh den Priestern eine Legitimation, die jene der weltlichen Mächte übertraf. Wahrscheinlich nahmen sie diese Legitimation ein wenig zu ernst, als sich das Land im Jahre 522 gegen seinen König Kambyses auflehnte, während er ohne allzu großen Erfolg in Nubien Krieg führte (übrigens mit einer Phalanx jüdischer Söldner). Ein Betrüger gab sich als Bardiya, den leiblichen Bruder des Königs, aus und wiegelte die Provinzen gegen den abwesenden Monarchen auf, in Wahrheit jedoch gegen die achäme-

nidische Herrschaft. Die Magier ergriffen Partei für ihn, Bardiya hatte ihnen einen Steuernachlaß versprochen. Gewiß übten sie an der achämenidischen Dynastie auch deshalb Verrat, weil sie hofften, daß der König, den sie auf den Thron holten, sich ihnen gegenüber nachsichtiger zeigen würde; das heißt, das Motiv ihrer Aktion war politischer Ehrgeiz. Um das Unglück der Dynastie zu vollenden, starb Kambyses unterdessen. Die Macht sollte nun in die Hände eines Betrügers fallen. Ein Prinz aus Chorasmien, der spätere Dareios I., rettete den Thron, ergriff die Macht, tötete den Betrüger und brachte die Magier zur Strecke.

Dieser Fall verdient genauere Betrachtung, denn hier liegt der Schlüssel zur Erfindung des Teufels. Der Betrüger hieß in Wirklichkeit Gautama und war selbst Magier. So wie die heutigen Ajatollahs mit dem Schah verfahren, zettelten auch die Magier im Namen einer religiösen Volksmacht einen Staatsstreich an. Mit einem Helfershelfer auf dem Thron hätten sie die erste Theokratie der Welt ins Leben rufen können, und sie hätten es fast geschafft. Eine »Volkstheokratie«, salopp ausgedrückt, denn er impertinente Anhänger Zarathustras, Gautama, ließ die dem Adel vorbehaltenen Altäre zerstören, das heißt, er hob deren religiöse Privilegien auf. Der Zoroastrismus fußte ja auf der Treuepflicht der Untertanen und praktizierte eine Demokratie, wie sie in Persien nicht üblich war. Ein schwerer Fehler, denn wenn auch einige Satrapen die Partei des Betrügers ergriffen hatten, bestand der Adel doch auf seinen Privilegien, und die Dynastie verteidigte sich siegreich.

Dareios stützte sich übrigens auf die Dynastie, und mit Hilfe der sechs Prinzen durchbohrte er den falschen Bardiya eigenhändig mit der Lanze, schlug ihm den Kopf ab und bot ihn den Blicken des Volkes dar. Und das ist auch der Grund, warum er, nachdem er das Spiel gewonnen hatte, die Altäre des Adels wiederherstellen ließ, während er sich gleichzeitig zur Verehrung des Ahura Mazda bekannte, wenn auch widerwillig, denn die Devas wurden auch weiterhin angebetet.<sup>25</sup>

Dareios jedenfalls ließ den Bericht über seine Siege in die Felsen der Zagrosberge ritzen. Und er ließ ihn in drei Sprachen abfassen, damit es auch wirklich jeder erfuhr, in Altpersisch, Elamitisch und

Akkadisch. Der Monarch erhebt hier unmißverständlich Anspruch auf die Rolle des Gesetzgebers und Organisors, welche die Magier ihm hatten nehmen wollen. Diese Einforderung ist sonderbar, denn klar ist, daß der Monarch *per definitionem* auch der Gesetzgeber ist. Aber die zoroastrischen Priester hatten stets auch auf die legislative Gewalt Anspruch erhoben. *Vendidat*, eines der fünf Bücher des *Avesta*, wollte nicht nur das religiöse, sondern auch das staatsbürgerliche Gesetz diktieren. Wäre den Magiern der Staatsstreich geglückt, hätten sie damit dem Teufel, Ahriman, den ersten Staatsbürgerausweis der Welt ausgestellt. Jeder Verstoß gegen das religiöse Gesetz wäre - und das ist der alte Traum aller religiösen Hierarchien - durch den weltlichen Arm sanktioniert worden. Damit hätte das zoroastrische Abenteuer, das mit der Ernennung des einen Gottes und des einen Teufels seinen Anfang genommen hatte, auf der politischen Arena zum Abschluß gebracht werden können. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, denn die Theokratie sollte etwa acht Jahrhunderte später dennoch das Licht der Welt erblicken: durch Konstantin, Kaiser und »Beschützer« des Glaubens. Wie auch immer, es war die Politik, die den Teufel zur Welt brachte, und folglich ist er eine politische Erfindung.

Kann man davon ausgehen, daß die Magier Vorreiter der Demokratie gewesen sind, da sie sich auf die Macht des Volkes stützten? Diese Hypothese ist mehr als unwahrscheinlich, denn das hieße, daß es im Iran schon sehr früh ein kritisches politisches Denken gegeben und die Magier als dessen Wortführer eine politische Partei gebildet hätten. Eine absurde Übertreibung: Wäre das der Fall gewesen, hätten sie die königlichen Mächte wie leeres Stroh hinausgefegt. Im achämenidischen Persien ist eine organisierte politische Protestbewegung im modernen Sinne nicht denkbar. Außerdem wäre es gefährlich, ein Regime »Demokratie« zu nennen, in dem die Priester die gesetzgebende Macht innehatten. Allein der Gedanke ist unsinnig, in den Königreichen hätte eine Demokratie im hellenischen Sinne Fuß fassen können. Nein, wenn die Magier sich auf das Volk beriefen, um ihre Macht zu behaupten, dann war das - anders als bei ihrem Meister Zarathustra - bloße Demagogie.

Die Erklärung für das demokratische Element im Mazdaismus liegt in einem ganz anderen Aspekt: nämlich in der glänzenden Eingebung Zarathustras, daß sich die Religion nicht mehr an den Bürger des Reiches wenden solle, sondern an das Individuum. Indem er die ewige Seligkeit predigte, das Glück dieser Welt also in eine andere verlegte, brachte er die Religion vorerst in Sicherheit vor den alten polytheistischen Opferkulten. Tatsächlich hing das Seelenheil, wenn es denn eines gab, jetzt nur noch von einer Autorität ab und die Verdammnis von einer anderen. Aber er entriß schließlich das Individuum dem Einfluß der weltlichen Mächte, die gegenüber dem Himmel nicht die geringste Autorität besaßen noch über irgendein Mittel verfügten, das Seelenheil zu gewähren oder zu verweigern.

Zarathustra hatte die erste spiritualistische Religion der Geschichte begründet, den Mutterboden für die drei monotheistischen Religionen geschaffen. Woher kam ihm diese Eingebung? Er war ja Buddha um ein Jahrhundert voraus mit dem Gedanken, daß die stoffliche Welt nur das Vorzimmer zu den weiten Räumen der Seele sei. In Wirklichkeit waren sie alle beide auf indischem Tuff gewachsen, denn Zarathustra war hervorgegangen aus dem Vedismus. Und auf diesem Boden, der seit jeher von den gigantischen Strömungen der Natur verwüstet wurde, hat die Allgegenwart des Todes schon immer zur Meditation über den vergänglichen Charakter der Welt verleitet. Das gilt für Buddha wie für Zarathustra.

So war denn die Priesterschaft mit der höchsten Machtfülle ausgestattet, die bis über die Grenzen des Reiches hinaus wirkte und die königliche Macht überlagern konnte. Um die Macht der Religion zu einer absoluten Macht werden zu lassen, hätte es nur noch der Beichte und der Sakramente bedurft. Etwa sieben Jahrhunderte später sollte dieses Zubehör der theokratischen Macht zum Einsatz kommen. In Zarathustras Reform war bereits sichtbar geworden, daß die neue iranische Religion das spätere Judentum, den Träger des Christentums, prägen sollte.

Obwohl von Dareios gnadenlos unterdrückt, überlebten die Magier als Repräsentanten der göttlichen Immanenz und gewiß auch dank der Unterstützung durch das Volk. Die Magier hatten das Spiel

also teilweise gewonnen, zumal der Zoroastrismus Verbreitung gefunden hatte und Dareios sich gezwungen sah, ihn zumindest dem Anschein nach zu respektieren.

Religiöse Toleranz lag in der persönlichen Tradition. Unter Kyros hatten alle Religionen ihr Daseinsrecht, selbst die babylonische und die hebräische.<sup>26</sup> Kyros scheint zwar ein Anhänger Zarathustras gewesen zu sein, es ist jedoch nicht gewiß, ob sein Zoroastrismus genauso »rein« war, wie die Priester sich das gewünscht hätten, denn sonst wäre der Monarch den Ausschließlichkeitsgeboten des Meisters gefolgt und hätte nicht gestattet, daß man anderen Göttern als Ahura Mazda opferte; außerdem war die Reform selbst in vielen Punkten »reformiert« worden, so daß sie weniger rigide erschien.<sup>27</sup> Die Magier, als Anhänger Zarathustras, können an dieser königlichen Toleranz keinen Gefallen gefunden haben, da sie ihre Macht (und gewiß ihre Einkünfte) schmälerte. Während Dareios den reformierten Kult des Ahura Mazda einführte, mußte er dennoch durch das Kaudinische Joch der Magier, falls dieser Anachronismus gestattet ist. Trotz der Unterdrückung, deren Opfer sie gewesen waren, trugen sie doch ein wichtiges Beutestück davon, denn sie konnten sich als unabhängige religiöse Macht behaupten.

Bleibt nur noch die Frage zu klären, wer denn diese Magier eigentlich waren, deren berühmtester Vertreter den Teufel erfand? Magier, die man selbst im Neuen Testament wiederfindet und zwar in der Weihnachtsgeschichte als die heiligen drei Könige. Nach Herodot waren es Meder. Sie bildeten eine Priesterkaste, deren Zugehörigkeit erblich war. Wahrsager und Propheten, die bei der Opferung weißer Pferde weissagten. Sie waren mit der medischen Invasion gegen Mitte des 9. Jahrhunderts ins Land gekommen. Bei der Errichtung des Königtums hatte ihr astrologisches und schamanistisches Geschick eine wichtige Rolle gespielt. Sie behaupteten sich standhaft, denn man findet sie außer unter den Achämeniden auch unter den parthischen, sassanidischen und seleukidischen Herrschern. Ihr Ansehen wuchs.

Es scheint, als wäre das Buch hier zu Ende: Satan wurde also um das 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im Iran geboren, und es

waren die Magier, die ihn, falls man so sagen darf, über das Taufbecken gehalten hatten. Und diese Erfindung war eine politische.

Die Lehre daraus ist eindeutig. Die religiöse Macht steht im Widerspruch zur Vielfalt und zur Demokratie, auch wenn diese himmlischer Natur wären.

Ein übervölkertes Pantheon sorgt für Unruhe unter den Sterblichen. Wenn Zarathustra sich entschied, das iranische Pantheon zu reformieren wie ein Innenminister die Wahlbezirke neu aufteilt, so hatte das seinen Grund darin, daß die religiöse Macht - gemessen an der weltlichen - kraftlos und der Kult heruntergekommen war.

Hier drängt sich ein Vergleich zwischen den alten Magiern und den zeitgenössischen Ajatollahs auf. Hervorgegangen aus einem starken Staat, durch die Reaktion und die zoroastrische Reform noch weiter gestärkt, mußten die Magier unausweichlich neidvoll auf die weltliche Macht blicken und eine Vereinigung zwischen Religion und Politik anstreben.

Doch an diesem Punkt verloren die Magier das Spiel. Sie hatten zwar den Teufel erschaffen, doch es gelang ihnen nicht, ihn als politische Gegenmacht einzusetzen. Diese Glanzleistung sollten erst die Christen vollbringen. Dennoch überlebte Mephistos Vorfahre, und mit ihm überlebten die Magier. Auf alle Fälle machten sie Schule.

Eigenartig ist nur, daß sich alles ganz anders abspielen sollte in dieser Gegend, und das noch eine ganze Zeit lang...

# Mesopotamien oder die Einführung der Schuld

Vom hohen Alter der mesopotamischen Kulturen - Bevor aus Mesopotamien eine iranische Provinz wurde - Das uferlose Pantheon - Über die Kosmogonien und mythischen Helden - Schuldgefühl - woher, warum, und der Anteil der Frau - Von der Erfindung des metaphysischen Bösen und der Einführung der Beichte - Das ökumenische Seelenheil, erstmals in Mesopotamien - Von den politischen Gründen dafür - Von theokratischer Tyrannei über ein kleines Territorium und die Bedeutungslosigkeit des Einzelnen

Das historische Bild des »Zwischenstromlandes« oder Mesopotamiens, gelegen zwischen Euphrat und Tigris, ist für die meisten Leute so unergründlich wie die Sumpfgebiete, aus denen ein großer Teil dieses Landstriches besteht. Von Bani Lam im Nordosten und von Nasiriyah im Westen bis hin zur Südspitze mit dem Aderlaß des Schatt el-Arab, der sich in den persischen Golf ergießt, sind es in der Tat riesige Sumpflandschaften, die bisher dem menschlichen Zerstörungswahn standgehalten haben. Nur mit den Booten der Anlieger kann man sich dort bewegen; primitive Fortbewegungsmittel, eine Kreuzung zwischen Einbaum und Gondel, deren Bug so spitz ist wie ein Dolch oder manch eine Zunge.

Bis auf wenige Ausnahmen hat kaum ein Reisender aus Europa diese Gebiete betreten. Selbst die modernen Iraker standen diesen Landstrichen, in denen Telefon und Kreditkarte völlig unangebracht sind, immer etwas reserviert gegenüber - bis zu dem Donnerschlag von 1991.

Gestern Mesopotamien, heute Irak, wird diese Region von der übrigen Welt nicht bewußt wahrgenommen, ein Schicksal, das sie mit

allen anderen Gebieten teilt, über die schon die antiken Kartographen nichts wußten und die sie mit den drei lateinischen Wörtern beschrieben: »Hic sunt leones«, hier gibt es Löwen, was in etwa heißen sollte: »Kümmert euch nicht weiter darum.« Sollte sich heute jemand hierher wagen, dürfte er überwältigt vor den mit Schilfgräsern dicht besetzten Spiegelflächen stehen, die sich in der Abenddämmerung in ein Meer von Blut verwandeln. Er wird sich nur schwer vorstellen können, daß auf diesen Ebenen Imperien mit so glanzvollen Namen wie Babylonien, Assyrien und Sumer gestanden haben. Und ausgerechnet hier soll die Schmiede des abendländischen Geistes gewesen sein? Selbst das klare und strahlende Griechenland, von dem wir so gerne annehmen, es habe uns vom ewigen Unruhestifter Orient befreit, selbst Griechenland hat einst unter dem Einfluß dieser morastigen Landstriche gestanden.

Um das Jahr 6300 vor unserer Zeitrechnung entsteht im Land zwischen den beiden Flüssen die erste Weberei, und genau dort werden auch zwei, drei Jahrhunderte später die ersten Rinder domestiziert, und der Mensch lernt das Milchtrinken. Um 3700 entstehen in Sumer die ersten Stadtstaaten. Und schließlich bestätigt das Individuum erstmals durch eigenhändige Unterschrift seine Existenz: das Siegel macht von nun an die Episteln kenntlich. Im Jahre 3400 setzt sich eine Erfindung durch, die unabsehbare Folgen haben wird: das Rad. Gegen 3100 sollte ein einzigartiges Produkt menschlichen Erfindungsgeistes es fertigbringen, alle Worte und alles Wissen unsterblich zu machen: die Schrift entsteht in Sumer.<sup>1</sup> Die Bronzezeit ist noch nicht vorbei, da werden bereits die dreitausend Verse des Gilgamesch-Epos auf zwölf Tafeln festgehalten, die dann später in Ninive, in den königlichen Bibliotheken von Sennacherib und Assurbanipal, wieder aufgefunden werden.<sup>2</sup> So weiß die gesamte Menschheit seit viertausend Jahren, daß der babylonische Heros Gilgamesch die Annäherungsversuche der Göttin Ishtar zurückgewiesen hat. Sie selbst war der Morgenstern und von Liebe ergriffen für die Schönheit des Halbgottes, der jedoch einzig und allein seinen Freund Enkidu liebte. Als dieser stirbt, bricht der Schmerz des großen Gilgamesch hervor. Der Held beschließt, am Ufer des Ozeans der Verstorbenen dem

Tode selbst die Stirn zu bieten. Da versucht die göttliche Schenkin Siduri Sabitu ihn zur Vernunft zu bringen und ihm die Grenzen der menschlichen Existenz vor Augen zu führen. Doch vergeblich, Gilgamesch macht sich auf ins Jenseits, um sich bei seiner Rückkehr bewußt zu werden, wie zerbrechlich der Mensch ist. Auf der Glückseligen Insel, auf der anderen Seite des Ozeans der Verstorbenen, wird Utnapischtim, der Gebieter über diese Stätte, Gilgamesch darüber belehren, daß seine Heldenprivilegien nur eine Gabe der Götter sind, also weder eine Errungenschaft noch eine Belohnung für sein Verdienst. Die göttliche Ungerechtigkeit wird in wenigen Versen beschrieben. Die Mächtigen verdanken ihre Macht nur ihrem Glück, die anderen nur ihrem Unglück. Das Böse ist schon in Gestalt des Todes gegenwärtig.

Aber Mesopotamien weiß bereits, daß es ein Spielball höherer Mächte ist, denn es hat die Sintflut erlebt, die im Gilgamesch-Epos durch Utnapischtim geschildert wird. Die Sintflut, die den Wahnsinn der Götter auf so unvergeßliche Weise demonstriert.

Diese Katastrophe hat sich tatsächlich ereignet, darauf lassen die Schlammablagerungen schließen, die von den Archäologen unter den Schichten alter Behausungen gefunden wurden. Es gibt keine zuverlässige Datierung dieses Ereignisses<sup>3</sup>. Für die Menschen jener Zeit und für die Hebräer im 8. und 4. Jahrhundert, welche die Berichte über die Sintflut zu eschatologischen Zwecken umgeschrieben haben, war die Sintflut universell, denn sie hatte wohl den größten Teil Mesopotamiens unter Wasser gesetzt durch die außergewöhnlich starken Hochwasserfluten von Euphrat und Tigris.

Die Sintflut lehrte die Bewohner Mesopotamiens, daß die Götter nicht unbedingt Freunde der Menschen waren. Doch die Semiten, die vor langer Zeit nach Mesopotamien gekommen waren<sup>4</sup>, konnten sich feindselige Götter nicht vorstellen. So deuteten die Hebräer die Sintflut auf eine Weise um, die es ihnen ermöglichte, eine Theologie des Bundes einzuflechten, eine Theologie, die um einiges erträglicher war, die aber das Bild von einem eifersüchtigen und rachsüchtigen Gott nicht auslöschte. In diesem Land war Gott zu keiner Zeit die lebenswerte Gestalt, die Zeus in Griechenland war.

Wie der Iran, stand auch Mesopotamien die längste Zeit unter Fremdherrschaft. Nur, wer die Okkupanten waren, weiß man nicht genau. Diese Feststellung entbehrt nicht der Ironie: die Urheber all der kulturellen Errungenschaften bleiben ohne Namen.

Die Herkunft der Sumerer ist dunkel. Man nimmt an, daß ihre Heimat am Ostufer des Euphrat war. Die »verlorene Stadt« in ihren Legenden hieß *Der in Ashunak*. Auch ihre Sprache gibt keinen erschöpfenden Hinweis, zum indogermanischen Sprachstamm gehört sie jedenfalls nicht.<sup>5</sup>

Ich habe nicht die Absicht, die Geschichte Mesopotamiens nachzuzeichnen, zumal sie überaus komplex ist. Ein kurzer Überblick könnte nicht einmal die Grundzüge erfassen. Von den Königen von Ur bis hin zur iranischen Vorherrschaft, unter der Mesopotamien bloß eine Provinz war, folgten die Dynastien so rasch aufeinander, wie die Grenzen sich veränderten. Der sumerischen Dynastie folgt eine semitische, die Dynastie von Akkad, und nach der Zerstörung des akkadischen Reiches behauptet sich die Dynastie der Gutäer, auf die wiederum eine sumerische Dynastie folgt, die sogenannte III. Dynastie von Ur. Nachdem das Reich von Ur auseinandergebrochen ist, teilt sich das Königreich in zwei Hälften, und die semitischen Könige lassen sich in Babylon, die assyrischen in Assur nieder, der Babylonier Hammurapi vereinigt das Reich, dann verschwindet seine Dynastie, und Assur und Babylon liegen wieder miteinander im Streit. Die assyrische Dynastie scheint gerade den Sieg davonzutragen, da nehmen die Meder Assur ein. Das alte Reich ist aufgespalten zwischen den Medern und einer chaldäischen Dynastie, deren berühmtester Vertreter Nabukudurri-usur II. sein wird, besser bekannt unter seinem biblischen Namen Nebukadnezar. Babylonien ist nur noch eine persische Provinz, und als Alexander im Jahre 330 einfällt, findet er in Babylon nur noch Ruinen der großartigen Zikkurat vor. Die Verwünschungen der Apokalypse sind Wirklichkeit geworden, aber mit vier Jahrhunderten Vorsprung: »Babylon, die Große, die Mutter der Huren und aller Greuel der Erde«<sup>6</sup>, die sich am Blute des Gottesvolkes berauscht hatte, ist nur noch eine Wüste.

Der Furor des Verfassers der Apokalypse überrascht uns heute,

denn Moses fand ja gerade in Babylon, im Kodex Hammurapi, die Inspiration zu seinen Zehn Geboten, die das Christentum übernommen hat. Im 1. Jahrhundert, zur Zeit da der Pseudo-Johannes sein rächesendes und visionäres Epos verfaßte, war Babylon nur noch ein Phantom und verdiente kaum eine derartige Entrüstung. Nur die Juden erinnerten sich immer und immer wieder daran, daß Nebukadnezar im Jahre 598 Jerusalem siegreich belagert, den jüdischen König Jojakim als Gefangenen nach Babylon verschleppt und den Marionettenkönig Zedekia auf den jüdischen Thron gesetzt hatte. Sie erinnerten sich auch daran, daß sich Zedekia im Jahre 587 ebenfalls auflehnte, daß die Babylonier wiederkamen und diesmal noch weitaus mehr Juden als Kriegsgefangene nach Babylon mitnahmen. Sie erinnerten sich daran, weil diese beiden Gefangenschaften den Untergang des Königreich Judäa besiegelten. Eine schmerzvolle Erinnerung! Von da an fragten sich die Juden, ob der Bund immer noch in Kraft war, und ob Gott immer noch seines Volkes gedachte.

Babylon erregte den Abscheu der Juden: Babylon verehrte mehrere Götter - ein Verbrechen. Welche Götter? »Es ist praktisch unmöglich, eine vernünftige Klassifikation der mesopotamischen Götter aufzustellen«, schreibt der Mesopotamienpezialist Georges Roux, »denn unsere Logik ist nicht dieselbe wie die der alten Völker.«<sup>7</sup> Er erklärt sich allerhöchstens bereit, eine Bewertung nach Schichten vorzunehmen: Die Hauptgötter dieses Pantheons waren Anu, Gott des Himmels und Vater der anderen Gottheiten; Nintud, die Muttergöttin der Götter, die jedoch ledig war; die himmlische Jungfrau Inini; Enlil, der Gott der Erde und seine Gemahlin Ninlil; der Gott des Wassers Ea, von den Sumerern En-ki genannt, und seine Gemahlin Damkina. Namen, Eigenschaften, Kultstätten dieser Götter und selbst ihre Identität waren nicht festgeschrieben. Für Nintud hat man nicht weniger als einundvierzig Namen aufgelistet.

»Die Anzahl der Götter hat sich mit der Zeit beträchtlich verringert«, schreibt Bottero. »Das Schöpfungsgedicht, entstanden etwa um 1200, zählt nicht weniger als sechshundert auf.«

Und nicht ein einziger Teufel in dem ganzen Topf. Enki, »Herr des Kia«, der Welt, die sich von der Erde bis in die Unterwelt erstreckt,

ist keineswegs ein Höllengott; er ist ja der Gott des Wassers, und für die Mesopotamier quillt das Wasser aus der Erde hervor. Das Böse sollte anderswoher kommen.

Wie so oft in den antiken Religionen, schmolzen die Identitäten ineinander oder überlagerten sich. Nintud und Innini hatten in etwa die gleichen Eigenschaften; wenn die Menschen sündigten und die Götter ihnen drohten, dann wendeten beide Göttinnen durch ihr Eingreifen die Strafe ab. Die Vorstellung von Schuld schloß bereits die Vorstellung von Vergebung ein. Und sie wird, genau wie im irdischen Leben, von den Frauen gewährt. Unsere göttlichen Fürsprecherinnen dürften also viel zu tun gehabt haben, die ewig schuldige Menschheit zu retten.

Der epische Atem der Mesopotamier brachte eine Vielzahl von Mythen hervor, angesichts derer die alttestamentarische Genesis sich nur noch wie eine siebentägige Gelegenheitsarbeit ausnimmt.<sup>8</sup> Und selbst in ihrer späteren Fassung ist sie noch von erstaunlicher Fülle. Denn die Mesopotamier - darin glichen sie den Sumerern oder den Semiten - machten sich von den Göttern das denkbar schrecklichste Bild. Der jüdische Genius ist weder dem Einfluß des epischen Atems der Babylonier entkommen noch dem heiligen Schrecken, den er all jenen einflößte, die ihn zu spüren bekamen. Neben dem Kodex Hammurapi, dem das Judentum die Zehn Gebote entnahm, hat es im ersten seiner Bücher, der Genesis, die Erzählung vom Anfang alles Seienden wiederaufgegriffen, das Schöpfungsgedicht, so wie es im Enuma-elish niedergelegt war. Ich entnehme die folgende Gegenüberstellung dem Buch von Bernard Teyssedre<sup>9</sup>:

### **Enuma-elish I,1-16**

*Als droben der Himmel noch nicht bekannt war,  
Und der feste Grund unten noch nicht benannt war,  
Als nur der uranfängliche Apsu, ihr Erzeuger,  
und Mummu-Tiamat, sie, die alle gebar,  
Ihre Wasser vereinigten...*<sup>10</sup>

### **Genesis 1,1-2**

*Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. Die Erde aber war*

*wüst und leer. Finsternis lag über dem Abgrund, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern...*

Jegliche Geringschätzung dieser heute so wenig bekannten Götter wäre unangebracht. Denn zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit werden die Götter in Mesopotamien sich den Menschen Untertan machen.

Es ist nicht leicht, den Göttern auf der Spur zu bleiben, da jede Stadt ihren Lokalgott hatte. Wenn ein Land das andere besiegte oder eroberte, wurden die Götter des Siegers mit denen der Unterworfenen vereint. Dabei änderten sich ständig Namen, Identität, oft sogar das Geschlecht. Niemand wüßte zu sagen, warum Ishtar später zu Astarte und schließlich zu Aphrodite wurde. Ursprünglich war sie männlich. Schamasch, der semitische Sonnengott, ist kein anderer als der sumerische Gott Utu oder Babbar<sup>11</sup>. Diese übertriebenen Synkretismen sind aus den Begegnungen zwischen den Religionen der Sumerer, der Semiten, der Babylonier und der Assyrer entstanden. Wollte man die Identitäten, die Verwandtschaften der etwa 4000 Götter annähernd entschlüsseln, so würde das die Hilfe eines elektronischen Wörterbuchs erforderlich machen. Ninurta zum Beispiel, der Kriegsgott, ist niemand anderes als der alte Gott Ninib, vereinigt jedoch mit Nusku, dem Feuergott. Der Gott Marbuk aus Babylonien ist derselbe Gott wie Nabu von Borsippa. Und die antagonistischen Kräfte von Wasser und Feuer werden leichtfertig übergangen, denn der Gott des Feuers, Gibil, was nur ein anderer Name für Nusku ist, ist nicht von Enki zu trennen, dem Gott des Wassers.

Zwei große Mythen scheinen dieses theologische Mosaik zu beherrschen, in welchem jedes Prinzip mit seinem Gegenstück verbunden ist, wie es die eben geschilderte Verbindung von Wasser und Feuer bezeugt. Der erste Mythos ist der von der Vermählung des Nergal, Herr des Totenreiches und Gott der sengenden Mittagshitze, mit einer Unterweltgöttin, Ereschkigal, der Herrin der Hölle, das heißt der Königin des Todes und der Kälte.

Diese Hochzeit ist wenig friedlich, und noch weniger ist sie ein galantes Ereignis. Wie berichtet wird, begibt sich Nergal auf Befehl der

Götter in die Unterwelt, um sich wegen einer Beleidigung bei Ereschkigal zu entschuldigen. Verführt durch die Schönheit ihres höllischen Körpers, gibt er dem Wunsch nach, mit ihr das zu tun, »was Mann und Frau miteinander tun«. Zweifellos führen seine Bemühungen zu beachtlichen Ergebnissen, denn beim Abschied klagt die höllische Verführerin:

*Nergal, mein wollüstiger Geliebter  
Noch nicht gesättigt bin ich von seinen Reizen,  
und doch ging er fort!*

Brennend vor Liebe schickt Ereschkigal Namtar, den Boten, um Nergal zur Rückkehr zu bewegen.

*Namtar, begib dich zu Anu, Enlil und Ea,  
zeig dein Gesicht an der Pforte von Anu, Enlil und Ea  
und sprich wie folgt:  
war ich doch ein kleines Kind,  
und habe nie die Freuden der kleinen Mädchen gekannt  
noch die Spiele der Kinder.  
Der Gott, den Ihr mir gesandt und der mir beiwohnte,  
er möge sich wieder zu mir legen!  
Schickt mir den Gott, auf daß er als mein Geliebter  
mein Nachtlager teile.*

Diese fiebrige, amouröse Rede, würdig der Heroinnen eines Richard Strauss 30 Jahrhunderte später, ist keinesfalls die eines untröstlichen späten Mädchens, sondern die einer rächenden Gottheit. Denn der Bote Namtar ist mit folgender Botschaft betraut: Sollte Nergal nicht Folge leisten, würde diese Drohung Wirklichkeit:

*Ich will die Toten erwecken und die Lebenden verschlingen,  
auf daß es auf Erden mehr Tote als Lebende gebe.*

Nergal ist gezwungen, dem Verlangen der Furie nachzugeben. Er steigt in die Unterwelt, kommt schlecht gelaunt dort an, erblickt Ereschkigal, lacht und schleift sie an den Haaren über den Boden, während sie weint und ihn anfleht, sie zu heiraten.

*Du kannst mein Gemahl sein, und ich deine Gemahlin,  
dir überlasse ich die Königsgewalt über die weite Erde!  
Ich werde dir die Tafeln der Weisheit in die Hände legen!  
Sei Herrscher, wie ich Herrscherin bin.*<sup>12</sup>

Wieder beruhigt, küßt Nergal die düstere Geliebte und ist bereit, sich den Thron mit ihr zu teilen. Nun enthält diese stürmische Liebesgeschichte mit der erstaunlichen Nähe zu den großen Mythen, die Richard Wagner so teuer waren, einen Symbolgehalt, den man kaum noch in Begriffe fassen muß, um ihn zu entschlüsseln: Die Welt der Lebenden ist auf das engste an die Welt der Toten gebunden, und die Macht der Unterwelt ist größer als die des Himmels. Die Verderbtheit sitzt im Herzen der lebendigen Materie. Und der Tod, das Böse, wird durch die Weiblichkeit Ereschkigals repräsentiert. Die Vorstellung von der Urschuld ist hier bereits im Keim vorhanden, ebenso wie die grundlegende Misogynie der Offenbarungsreligionen, die alle aus patriarchalischen Systemen stammen: Die Sexualität ist Träger der Schuld, und Ereschkigal ist bereits die große Verführerin, eine Ahnfrau Evas, aber auch Liliths, Adams ersten Weibes.

Tatsächlich ist es das wesentliche Merkmal der mesopotamischen Religion, daß sie auf der Schuld und der Vorstellung von einem dem Sein innewohnenden Bösen basiert.

Der zweite bedeutsame Mythos ist der von der Erschaffung des Menschen; der Mensch ist aus dem Blut des alten Gottes Kingu erschaffen, der sich zum Erzdämon wandelte und auf Anordnung des Gottes Marduk getötet wurde, da er im Kosmos Verwirrung gestiftet hatte. Nun ist aber Kingu ganz eindeutig ein Dämon: er ist böse und nur böse, ganz wie unser Teufel. Man kann von ihm keine Hilfe erwarten, wie sie etwa Ra in der ägyptischen Mythologie von dem unausstehlichen Seth erhielt. Das bedeutet, daß die Natur des Menschen, welcher ja ein Sohn des Kingu ist, durch und durch böse und dämonisch ist: er hat das Böse im Leib.<sup>13</sup>

Weder Poesie noch Humor können darüber hinwegtäuschen, mit welchem abfälligen Blick hier die Welt und die Menschennatur betrachtet wird. Und dennoch sind die mesopotamischen Kulturen voller

Poesie und Humor. Das ist schon erkennbar am Schöpfungsbericht, dessen Texte - welche eine Ironie! - in den Ruinen des Tempels von Assurbanipal gefunden wurden. Darin wird berichtet, wie Marduk, dieser Demiurg, Sonnengott und Schutzgott Babylons, mit dem weiblichen Drachen Tiamat kämpft. Interessant ist vielleicht, daß Tiamat auch die Urmutter des Alls ist, die Göttin des Salzwassers und Gemahlin des Süßwassergottes Apsu. Tiamat und Apsu hatten die Götter erschaffen, und der jugendliche Nachwuchs der beiden war geräuschvoll. Apsu beklagte sich darüber bei seiner Gemahlin: »Unerträglich ist mir ihr Benehmen. Bei Tag kann ich nicht ruhen, bei Nacht kann ich nicht schlafen. Ich will sie vernichten, um ihrem Treiben ein Ende zu setzen. So daß wir wieder Ruhe haben können, damit wir endlich schlafen können.«<sup>14</sup>

Darauf folgt ein erstaunlicher Disput, spießig und kriminell zugleich: wie in einer Durchschnittsfamilie am Samstagabend. Die Eltern sind wütend über den Krach der Kinder, und nun zanken sie darüber, ob man die Kinder umbringen soll, wie es der verdrießliche Apsu fordert, oder nicht. Die Götter bekommen Wind von der Sache. Marduk, der ausgesandt wird, um mit Tiamat den Kampf aufzunehmen und die Interessen der himmlischen Mächte zu vertreten, fährt auf seinem Wagen davon. Als die elf Verbündeten der Megäre ihn kommen sehen, ergreifen sie die Flucht. Die weibliche Drachengöttin erwartet ihren Feind. Der fängt sie mit einem Netz aus Licht ein, läßt aus seinem Rachen ein Donnerwetter los und durchbohrt sie mit seinen Pfeilen. Als sie tot ist, schneidet er sie der Länge nach durch, wirft ihre gesprenkelte Oberhälfte in die Höhe und erschafft dadurch das Himmelsgewölbe. Dann wirft er die Bauchseite nach unten und erschafft die Erde und die Meere. Übrigens wird Kingu, den seine Mutter hatte rufen lassen, damit er ihr beistehe, bei diesem titanischen Gefecht von Marduk getötet.

Eine blutige Kosmogonie, die auf einem Muttermord gründet, während der darin geäußerte männliche Heldenmut nur schlecht den Horror zu bemänteln vermag. Sicher würden die Freunde von Symbolen gerne den Sinn dieses Zweikampfs zwischen dem männlichen und dem weiblichen Prinzip entschlüsseln, der diesmal mit der Tö-

tung des letzteren endet. Das Böse, wir haben es bereits gesagt, ist die Frau. Wer will, mag daraus ersehen, wie fragwürdig die »ödpale« Deutung des innerseelischen Schicksals des Menschen ist.<sup>15</sup>

Der mesopotamische Sinn für Humor wird in einer anderen Kosmogonie, in der es um die Erschaffung der häßlichen Menschen geht, noch deutlicher. Der Süßwassergott Enki, der spätere Vater Marduks, wird von seiner Mutter Nammu, der Göttin der tiefen Gewässer, geweckt. Sie beklagt sich über die mühselige Arbeit, die ihr die Götter auferlegt haben. Enki schlägt ihr vor, zu ihrer Erleichterung Marionetten zu erschaffen. Dazu brauche sie als erstes, sagt er, etwas Schlamm aus den Schichten zwischen der Erde und den tiefen Gewässern. Aus diesem Schlamm, der dem Körper Nammus entnommen werden müsse, könne man die Herzen der Marionetten herstellen. Acht weitere Götter halfen bei der Sache mit, und auf diese Weise entstand der Mensch.

Die Geschichte geht jedoch noch weiter. Um seinen Erfolg zu feiern, veranstaltete Enki ein Festgelage. Dabei wurde viel Bier getrunken. Enkis Gemahlin Ninmah betrank sich. Sie betrachtete diese Geschöpfe wohl etwas skeptisch, denn sie sagte zu Enki: »Was ist schon ein Menschenkörper wert? Ich könnte ihn mit Leichtigkeit auch machen.« - »Wohlan«, entgegnete ihr Gemahl und nimmt die Herausforderung der Betrunknen an. »Ich verspreche Euch: jedem Menschen, den Ihr erschafft, seinen Platz zu geben.« Ninmah stellte nun einen Eunuchen her, eine unfruchtbare Frau und vier Krüppel. Enki weist ihnen ihre Rolle in der Gesellschaft zu. Den Eunuchen macht er zum Beamten, die unfruchtbare Frau zur Konkubine, nur was er mit den vier Krüppeln gemacht hat, weiß man nicht. Dann fand er Gefallen an dem Spiel, »er forderte Ninmah auf, weiterzuspielen, nur würden sie jetzt die Rollen vertauschen. Jetzt wolle er die skurrilsten Kreaturen erschaffen, und dann müsse sie ihnen einen Platz geben. Ninmah nahm die Herausforderung an. Enki schuf zuerst einen Mann, > dessen Geburt schon weit zurücklag < - das war der erste Greis. Dieser stellte sich Ninmah vor. Sie bot ihm ein Stück Brot an, aber der Greis hatte keine Zähne mehr und auch nicht mehr genug Kraft, um danach zu greifen; Ninmah wußte nicht, was sie mit dem

Unglücklichen tun sollte. Um das Maß voll zu machen, brachte der inzwischen völlig betrunkene Enki seine Gemahlin in Verlegenheit, indem er noch fünf Männer und fünf Frauen erschuf, von denen einer unförmiger und elender war als der andere. Ninmah fand keinen Platz für sie. Der Abend endete mit großem Radau.«<sup>16</sup>

Man möchte meinen, die Mesopotamier brächten den Göttern kaum mehr Achtung entgegen als die Griechen oder die Kelten. Aber die Ähnlichkeit ist rein oberflächlich. Dieser Bericht von einer Schöpfung, die ernsthaft beginnt und als grausiges Gesellschaftsspiel endet, stellt die Götter als grausame Mächte dar. Wenn die Menschen nicht gerade die Produkte des Bösen sind, so sind sie nur erschaffen worden, um den Göttern als Handlanger zu dienen.

Die Assyrer sind durchdrungen vom Gefühl ihrer eigenen Knechtschaft, es sei denn, einer ist mächtig, das aber ist nur den Fürsten vorbehalten. Davon zeugt die folgende Kostprobe, ein Dialog zwischen einem Herrn und seinem Diener, der fast schon Moliere (oder Brecht) vorwegzunehmen scheint und den Titel »Dialog des Pessimisten« trägt:

*»Diener, gehorche mir!«*

*»Ja, mein Herr, ja!«*

*»Ich werde eine Frau lieben.«*

*»Ja, liebe, mein Herr, liebe. Liebt der Mann eine Frau, so vergißt er darüber Mühe und Verdruß.«*

*»Nein, Diener, ich werde keine Frau lieben.«*

*»Liebe nicht, mein Herr, liebe nicht. Die Frau ist eine Fußangel, ein Eisendolch, und scharf geschliffen! Sie schneidet einem Mann den Hals an.«<sup>17</sup>*

Da findet sich nichts Gemeinsames mit der hellenischen Religion und Kultur, die ganz selbstverständlich und anmaßend die Freiheit als höchstes Gut beanspruchten. Die sumerische Religion hingegen hat die Freiheit nie in Erwägung gezogen; die Freiheit ist eine Erfindung der griechischen Philosophie. Ihre Liturgie nimmt nicht nur die jüdische und christliche Liturgie vorweg, sie ist auch eine der düstersten Manifestationen der orientalischen Lebensangst, wie man sie in

den religiösen Messen byzantinischen Ursprungs wiederfindet. Es sind endlose, monodische, an die Götter und vor allen an Enlil gerichtete Lobeshymnen, *ershemmas*, die von der Flöte begleitet und von Prostrationsgesängen, *kishubs*, unterbrochen werden. Sie begleiten das Ankleiden der Götter, ihre Verehrung, ihre Mahlzeiten, ihre Hochzeiten.

Die Kleriker der klassischen Epoche unter der letzten Dynastie von Ur und den Königen von Larsa und Isin arbeiteten komplexe Liturgien aus, bei denen das Arrangement der *ershemmas* und der *kishubs* dazu diente, große theologische Themen darzustellen, die »von der düstersten und bußfertigsten Art waren«<sup>18</sup>. Jede Liturgie enthielt eine Hymne an das »Zorneswort« jenes Gottes, an den die Liturgie sich richtete. Hier findet man mühelos den Ursprung des christlichen *Dies irae*. Und ebenso den der Litaneien, denn in den Liturgien gab es auch eine lange Titularlitanei, in der die angeflehten Götter des sumerischen Pantheons aufgezählt wurden, wobei auf die Nennung ihres Namens ein klagender Refrain folgte. Eine flehende Anrufung beschließt diese herzerreißenden Zeremonien, die einem ewigen Karfreitag glichen.<sup>19</sup> Darüber hinaus gab es »eine unglaubliche Vielzahl von Geboten, vor allem aber von Verboten... So durfte man unter keinen Umständen einen Eid ablegen, ohne sich die Hand gewaschen zu haben, die dabei gehoben werden mußte; man durfte keinen göttlichen Namen anrufen, während man eine Hacke schwang; man durfte weder aus einem Becher aus ungebranntem Ton trinken noch in der Steppe Reisigzweige ausreißen oder in den Rohrpfanzungen ein Schilfrohr knicken ... «<sup>20</sup>

Hier sind wir schon fast in Byzanz angekommen, denn das Modell für den liturgischen Kalender ist bereits vorgezeichnet, vollständig und fertig zur Anwendung: jeder Monat enthält die entsprechenden Liturgien, die Messen, die von den Priestern oder *galas* an bestimmten Tagen gesungen werden müssen. Die Liturgien bezwecken, daß schlechte Vorzeichen sich nicht bewahrheiten. Selbst der ökumenische Gedanke klingt hier bereits an, denn zum ersten Mal in der Geschichte der Religionen werden Messen zelebriert, um Unheil abzuwehren, das *die gesamte Menschheit* bedroht. Doch in »diesen musi-

kalischen Messen lag nichts Apotropäisches im Sinne der Magie«, erläutert die Encyclopaedia Britannica<sup>21</sup>; was bedeutet, daß es sich nicht um magische Beschwörungen handelte, wie man vermuten könnte. »Es sind nüchterne Hymnen zu Ehren der Götter, unterbrochen von pessimistischen Schilderungen menschlichen Leidens, dem entsetzlichen Elend des Lebens.« Man kann sich gut vorstellen, wie in den gigantischen Tempeln die Trauerzüge dunkeläugiger, schwarzbärtiger Priester vorüberzogen, die mit pedantischer Gewissenhaftigkeit endlose Leidensmessen abhielten.

Für den Fall, daß öffentliche Zeremonien den Ansprüchen nicht genügen sollten, hatte die sumerische Religion eine Reihe von Bußgebeten für den Hausgebrauch vorgesehen - private Bußpsalmen, eine weitere Neuerung. Eine andere Psalmensammlung zur Lobpreisung, zur Beichte und zur Fürbitte ist erst später entstanden. Die Psalmen wurden in Anwesenheit eines Priesters gesprochen. Und erstmals begegnet uns der Beichtritus. Man kann sich denken, wie überrascht die Archäologen über das Sumerisch der Texttafeln waren, obwohl diese Sprache längst zurückgedrängt war (analog zum Lateinischen in der Liturgie der römisch-katholischen Kirche).

Erneut stellt sich an den Verfasser der Apokalypse die Frage nach dem Grund seines Zorns im Hinblick auf Babylon: die berühmte »Hurenmutter« war ein Ort, an dem sich unsere Totenmessen im Vergleich zu den damaligen Feierlichkeiten wie ein liebreizender Opernverschnitt ausnahmen. Nichts auf der Welt ist so durch und durch düster wie die sumerische Religion, und ich wage zu behaupten, daß die Verzweiflung zur gleichen Zeit und am selben Ort erfunden wurde wie die Schrift, nämlich in Sumer.

In diesem Zusammenhang sollte man nicht der Frage ausweichen, warum die sumerische Religion eine so frappante Ähnlichkeit mit den Offenbarungsreligionen aufweist, ganz besonders mit dem Judentum und dem Christentum. Woher kommt dieses Gefühl von Schuld, fragt man sich, auf das die theologischen Grundzüge dieser Religion zurückzuführen sind. Und nun wird man mit noch etwas größerer Deutlichkeit das Grundschema der Erschaffung des Teufels wiederfinden, das sich im Iran abgezeichnet hatte.

In theologischer Hinsicht waren die Sumerer und Semiten der Ansicht, daß für ihr Unglück und ihre schwerwiegende Schuld in den meisten Fällen die Dämonen verantwortlich waren. »Die Dämonologie war ein sehr wichtiger Aspekt ihrer Religion«, schreibt die *Encyclopaedia Britannica*. Während ihre iranischen Nachbarn die Gottheit und die Gegen-Gottheit zentralisiert hatten, praktizierten die Mesopotamier noch immer einen Polytheismus, dessen Pantheon mit Dämonen ausgestattet war. Es gab ihrer sieben davon, halb-menschliche Monstren mit Tierköpfen von Löwe, Panther, Hund, Schaf, Widder, Vogel und Schlange.

Dieses grauenerregende Septett schmückte sich mit zwei beklagenswerten Erfindungen: Pazuzu der Assyrer, einem Dämon mit vier Flügeln, dem Kopf einer Fledermaus und einem Skorpionschwanz, der die Südostwinde verkörperte; und Lamaschtu, der Teufelin des Kindbettfiebers, der Reinkarnation der Sumererin Dimme, eines weiblichen Alptraums; auf bildlichen Darstellungen säugt sie an der einen Brust einen Hund und an der anderen ein Schwein.<sup>22</sup>

Mehrdeutigkeit, wie bei den vedischen Göttern, ist hier nicht mehr gegeben. Obwohl leibliche Tochter des Anu, des Himmelsgottes, war Dimme ja die Schwester eines schrecklichen Bruders, der kaum besser war und dem man wahrhaftig keine einzige gute Tat nachsagen konnte: Utukku limnu hieß dieser Bruder, Herr der Dämonen. Für die Mesopotamier waren die Begattungen unter Göttern nur selten ein Quell der Freude. Ein dritter Dämon, Namtar, Bote der Ereschkigal, war kein anderer als der Sohn von Enlil. Diese widerwärtigen göttlichen Ableger hielt man für Hervorbringungen der Unterwelt und bezeichnete sie als »bitteres Gift der Götter«. Die Unterwelt nimmt mehr und mehr die Färbung der späteren Hölle der Offenbarungsreligionen an, vor allem der jüdischen Gehenna.

Entgegen der landläufigen Annahme gab es eine spezifische Vorstellung von der Sünde schon vor den Offenbarungsreligionen in der sumerischen Religion, lange vor der Urschuld aus der Geschichte von Nergal und Ereschkigal. Sie gilt als Folge des Fluchs der Dämonen, deren Macht über die Menschen bewirkt, daß sie die religiösen Gebote mißachten oder ein Tabu verletzen. Hier zeichnet sich bereits

die Vorstellung von der Erbsünde ab, denn in den *Shurpu* und den *Maqlu*, akkadischen (das heißt semitischen) Texten, in denen die Sünden wider die Sittlichkeit oder das Ritual aufgezählt werden, ist erstmalig von einer Sünde die Rede, die nicht vom Bittsteller selbst, sondern von einem seiner Vorfahren begangen worden ist.

Deutlicher wird hier auch die Auffassung, daß nur die Sünder von Dämonen heimgesucht werden und daß die Besessenheit eines Menschen ein Zeichen für seine Versündigung ist, eine Vorstellung, die in den Varianten der assyrischen und babylonischen Religion noch stärker hervortritt und über das Judentum auch in das Christentum eingehen wird. Der Zeitpunkt ist ganz entscheidend, denn hier wird zum allerersten Mal die irdische Ethik im Himmel verankert: wie die vedischen Magier und später die Anhänger Zarathustras, maßen sich die Kleriker Mesopotamiens die gesetzgebende Autorität an, da das Recht von der Ethik abgeleitet werden soll.

Ob man das Seelenheil erlangt, hängt nämlich von der Intervention des Klerus ab, von den Magiern also. Das »Seelenheil« muß hier - vorgreifend - in einem christlichen Sinn verstanden werden, nicht als »Besserung«, nicht wie in anderen Kulturen, wo der durch den Zauberer oder Schamanen vorgenommene Exorzismus überhaupt keine eschatologische Bedeutung besitzt. Nur der babylonische Magier ist in der Lage, die Verwünschungen auszusprechen, die den Eindringling vertreiben sollen. Es handelt sich bei dieser Dämonenvertreibung um eine äußerst lange Zeremonie, bei der viele magische Rituale vollzogen, die teuflischen Machenschaften geschildert und die Namen der Dämonen genannt werden, denn die Identität des verantwortlichen Dämons ist nicht bekannt, und indem man sie allesamt aufzählt, ist die Möglichkeit am größten, den wahren Schuldigen zu vertreiben. Dann besprengt man den Körper des Kranken mit Wasser, legt ihm Teig, Gräser, Salz und andere Substanzen auf. Die magischen Zauberformeln sollen den Dämon dazu zwingen, in diese Substanzen einzugehen, die anschließend vernichtet werden. Man bindet bunte Bänder an das Krankenbett und zerreißt sie hinterher, um zu zeigen, daß das Band zwischen ihm und dem Dämon nun zerrissen ist. Das ist die Zeremonie des *kuppuru*,

das heißt der Reue, die hier ebenfalls zum ersten Mal in der Geschichte der Religionen in Erscheinung tritt und später vom Judentum übernommen wird.

Ein Exorzismus ist eine langwierige Prozedur, und mitunter ist er wirksam, denn oft interveniert dabei ein ungeweihter Priester, ein *asu*, der weder Psalmensänger noch Magier oder Prophet oder Wahrsager ist. Er ist vielmehr das, was wir heute einen Arzt mit Apothekerapprobation nennen würden; und obgleich seine Kunst zu einem guten Teil aus abergläubischen Praktiken besteht, weisen die aufgefundenen Texte darauf hin, daß die Ärzte Mesopotamiens gründliche Kenntnisse über die Wirkungen bestimmter Heilpflanzen und Mineralien hatten. Ein gutes Brechmittel, ein fiebersenkendes Mittel, ein Desinfektionsmittel oder heilsame Augentropfen können offenbar »die Teuflischen« zum reumütigen Rückzug bekehren, und natürlich gewinnt die Religion dabei.

Dämonen halten den Menschen gefangen und lassen ihn nicht los. Daher erhält er schon bei seiner Geburt einen göttlichen Beschützer, einen besonderen Gott, der ihm an Tugend weit überlegen ist. Dieser Gott wohnt in dem Sterblichen, verläßt ihn jedoch, sobald dieser eine Sünde begeht, und macht damit den Dämonen Platz. Da haben wir also auch unseren Schutzengel!

Umfangen von seiner Religion, bleibt dem Menschen kein Fluchtweg, weder nach rechts noch nach links, weder nach unten noch nach oben; es bleibt ihm nur die Wahl zwischen Ehrerbietung und Verdammnis. Das Leben ist ein schmaler und gefährlicher Pfad, auf dem der kleinste Fehltritt das ewige Verderben für den Reisenden bedeuten kann.

Man muß nur die Enge des Schauplatzes bedenken: Mesopotamien ist eine Landzunge, das eine Stück gehört zu Asien, das andere zu Afrika, es hätte zehnmal derselben Seitenlänge bedurft, um daraus ein Ägypten zu machen. Auf einer so kleinen Fläche sollte die Herrschaft mühelos und rücksichtslos ausgeübt werden können. Und das geschah auch.

Als Mesopotamien später unter den Nachfolgern Alexanders vom Seleukidenreich geschluckt wird, sucht man es plötzlich vergebens

auf der Landkarte; der längliche Hefekloß ist in dem großen griechischen Backtrog verschwunden.

Über das Königtum in Mesopotamien ist zu sagen, daß es ab Sumer Religionen hervorgebracht hat, die die Menschen bis ins Innerste versklavt und erniedrigt haben, und zwar aus rein politischen Gründen. In keiner anderen Religion ist das Individuum bis zu diesem Grade gedemütigt worden, um es zu unterwerfen. Eine Unterwerfung, die weit davon entfernt war, zum »Fortschritt« beizutragen. Die Königreiche Mesopotamiens haben das metaphysische Böse erfunden, das sich in der Vorstellung von einer Urschuld zusammenfassen läßt, welche die Kelten und Griechen umgehen konnten, ohne würdelos, unfähig oder verrückt zu sein. Denn die Definition dieser Schuld war das Produkt von Menschen, die denjenigen, denen sie es aufbürdeten, gleichgestellt waren. Die Schuld war nur die Frucht politischer Erfindungen, und zwar der Beamten, die mit kleinlicher Gewissenhaftigkeit eine brutale Theokratie verwalteten und die Berechnungen Machiavellis um 35 Jahrhunderte vorwegnahmen.

Mesopotamien erfand die Schuld, um das Individuum zu erniedrigen, ja schlimmer noch: damit das Individuum seine Erniedrigung selbst rechtfertigt, der Iran erfand den Teufel, um es zu terrorisieren. Das Bett für unsere diabolisierten Monotheismen war bereitet. Sie mußten sich nur noch hineinlegen.

## **Die Kelten oder 35 Jahrhunderte ohne Teufel**

Vom indogermanischen Ursprung der Kelten - Was uns die Geschichtsschreiber überliefert haben - Eine neue Religion, ihre 400 Götter und ihre Große Göttin - Die Anwesenheit der Dämonen und die Abwesenheit des Teufels bei den Kelten - Die Vettern von Harlekin: Über Loki, den göttlichen Trickster, und ähnliche Götter - Warum die Kelten keinen Gott der Unzucht, des Lasters, der Unvollkommenheit, des Bösen und der Schwäche haben konnten

Die Mehrheit der Anthropologen stellte in den sechziger Jahren die Behauptung auf, der Ausgangspunkt des Menschen sei Afrika gewesen. Von dort aus habe die Migration eingesetzt, wenn auch zu einer unbestimmbaren Zeit. Im Mittleren Osten angekommen, habe sie sich in mindestens zwei Hauptströme gespalten, von denen einer sich nach dem heutigen Europa und der andere nach Asien bewegte. Von dort aus sei ein Teil der anwachsenden Menschheit, wahrscheinlich Nomaden, über die Behringstraße bis nach Amerika gekommen. Ein anderer Teil soll über den Seeweg zu den Inseln des Pazifischen Ozean gelangt sein. Damit wäre unser aller Mutter die »afrikanische Eva« gewesen.

30 Jahre später mußte diese Hypothese aufgegeben werden. Knochenfunde in Asien bewiesen, daß sich die Hominisation, das Erscheinen des ersten Wesens mit aufrechtem Gang, auch in Asien ereignet hatte. Und ebensogut konnte es an anderen Orten, etwa in Europa, geschehen sein. Die Hypothesen über die Besiedlung der Erde und ihren chronologischen Verlauf sind unzuverlässig. Tatsächlich ging man noch bis Anfang der achtziger Jahre davon aus, daß die Besiedlung der amerikanischen Kontinente vor der letzten Eiszeit

stattgefunden hat. Kurze Zeit darauf machte man eine außergewöhnliche Entdeckung, die vor allem von amerikanischen Archäologen mit lebhafter Skepsis, wenn nicht mit offenem Unbehagen aufgenommen wurde. Französische Archäologen nämlich hatten in Brasilien Grotten entdeckt, die darauf hindeuteten, daß es schon weit vor den ermittelten Daten Menschen gegeben hatte, also mindestens vor 30.000 Jahren, wie später die Radio-Karbon-Tests bestätigten. Anfang der neunziger Jahre konnte die Richtigkeit dieser Datierung nicht mehr angefochten werden, und aus der anfänglichen Hypothese, daß die amerikanischen Kontinente weitaus früher bevölkert worden sind als angenommen, war nun eine feststehende Tatsache geworden.

Bleibt noch die Frage, wie sich so ungleiche Ethnien hatten herausbilden können - wie man es sich am Beispiel der Kelten, großgewachsen und blond, und der mongoliden Asiaten, kleinwüchsig und schwarzhaarig, vergegenwärtigen kann. Denn auch das kann das Bild vom Teufel beeinflussen.

Zur besseren Verständigung möchte ich eine Hypothese anführen, die am häufigsten bei Anthropologen Zustimmung findet. Diese These besagt, daß durch wiederholte Vermischung mehrerer, relativ isoliert lebender Populationen und die wiederholte Weitergabe dominanter oder rezessiver Gene sogenannte genetische »Pools« entstehen, in denen sich bestimmte körperliche Merkmale behaupten. Auf diese Weise soll das Überwiegen rezessiver Gene das blonde Haar und die blauen Augen der hellhäutigen Völker Nordeuropas, der Kelten also, hervorgebracht haben. So sind auch die individuellen Merkmale von Angehörigen mongolider Völker durch genetische Faktoren bestimmt: sie bedingen die Zusammensetzung des Ohrenschalzes und den fast platten Querschnitt ihres Haars, der sie sowohl von den Afrikanern unterscheidet, die einen runden Kapillarquerschnitt haben, als auch von den weißen Volksgruppen, die wieder andere Formen aufweisen. Diese zahlreichen Unterscheidungen waren der Anlaß zu der Fiktion von den Menschenrassen, die man dankenswerterweise heute aufgegeben hat. Jeder Genetiker weiß aus Erfahrung, daß ein alteingesessener Frankfurter oder New Yorker in genetischer

Hinsicht unter Umständen einem Melanesier von den Trobriand-Inseln näherstehen kann als seinem Wohnungsnachbarn. Es gibt nur eine einzige ungeteilte menschliche Rasse.

Im öffentlichen Bewußtsein rangieren die Kelten, wie die Etrusker und die Griechen, auf der Skala des Ruhms im Abendland ganz oben. Über ihre Ursprünge ist wenig bekannt, nur soviel, daß sie zur großen Gemeinschaft der Indogermanen oder Indoeuropäer zu rechnen sind. Schon das Wort »Kelten« hat zu verwirrenden Spekulationen und halsbrecherischen Phantasien über Druiden, Menhire und allerlei Übernatürliches geführt, die aber leider alle zu starker Vereinfachung neigen. Romantische Voreingenommenheit glaubte, daß die Einbildungskraft reicher wäre als die Wirklichkeit. Doch wenn man mit den Wissenschaften einen höflichen, aber reservierten Umgang pflegt, stellt sich heraus, daß genau das Gegenteil der Fall ist. Alles in allem erfuhren wir in »Asterix der Gallier«, der in zahlreichen Einzelheiten von beachtlicher historischer Genauigkeit ist, mehr über die Kelten als bei manchen wissenschaftlichen Widerkäuern.

Da uns der Begriff *Keltoi* von den Griechen überliefert wurde, die als erste von ihnen berichtet haben, sollten wir zumindest die Beschreibung respektieren, die sie uns von den alten Kelten gaben: Es waren hochgewachsene, blonde Menschen mit blauen oder grauen Augen, die nördlich der Alpen lebten.

Im 1. Jahrhundert vor unserer Zeit berichtet Diodor von Sizilien aus zweiter Hand über die »Gallier«, sie hätten ein schreckliches Aussehen und tiefe, rohe Stimmen, ihr Wortschatz sei beschränkt, sie redeten in Rätseln und Anspielungen und ließen vieles unerklärt. Sie neigten zu Übertreibungen, um sich selbst ins rechte Licht zu rücken, und erniedrigten dabei andere. Obwohl gefährlich und angeberisch, seien sie auch sehr flink im Lernen und Begreifen. »Sie haben auch lyrische Dichter, die sie Barden nennen. Sie singen teils Elegien und teils Satiren und begleiten ihren Gesang mit Instrumenten, die den Lyren ähneln. Sie haben auch Philosophen und Theologen, die sie mit besonderer Wertschätzung behandeln und die sie Druiden nennen.«

Also ausgekochte Aufschneider, zweifellos sentimental und empfänglich für Ironie. Strabon bewertet sie Anfang des 1. Jahrhunderts als unbelehrbare Stänkerer, couragiert und leicht für Krawalle zu haben, andererseits aber auch rechtschaffen und arglos, jederzeit bereit, der Gefahr ins Auge zu blicken, selbst wenn ihnen nur ihre Stärke und ihr Mut zur Seite stünden.

Die Kelten unterscheiden sich von den Griechen zwar durch ihr verrücktes Betragen und die Kargheit ihrer Sprache, haben mit ihnen jedoch etwas gemeinsam: die Vorliebe für den öffentlichen Vortrag von Gedichten.

Man nennt sie auch Nordländer, *Norsen*, und sie scheinen sich zunächst in drei Gruppen aufgespalten zu haben: die Skandinavier, welche der griechischen Beschreibung genau entsprechen, mit Adler-nase, einem länglichen (dolichocephalen) Schädel und sehr blonden Haaren; die Alpinen, die man in Südost-Frankreich, in Savoyen, in der Schweiz, in der Po-Ebene, in Tirol, in der Auvergne, in der Bretagne, in der Normandie, in den Ardennen und in den Vogesen trifft, mit rundem Kopf, kräftiger Nase, haselnußbraunen Augen, braunem Haar, von untersetzter Statur; und schließlich die Südländer, von mittlerer Größe, sehr schlank, mit einem länglichen Gesicht, dunklen Haaren und dunklen Augen. Diese Beschreibungen dürften auf jene Volksgruppen zutreffen, welche die zweite Welle der großen Invasionen bildeten, die den Alten Kontinent bevölkerten.<sup>1</sup> Die erste Welle, die von Osten nach Westen schwappte, bestand angeblich aus Völkern, die vor etwa drei Jahrtausenden vor unserer Zeit aus Indien gekommen sein sollen. Die zweite Welle, die um das achte Jahrhundert vor unserer Zeit nach Westen und Norden vorstieß, stammte wahrscheinlich aus Mitteleuropa. Und die dritte Welle, die erst im Mittelalter mit der Niederlassung keltischer Ethnien in den bereits errichteten Königreichen auslief, setzte im 5. Jahrhundert ein.

Die Hypothese, daß die Volksstämme der drei Invasionswellen eine gemeinsame Herkunft hätten, wird von fast allen Experten bestätigt. Tatsächlich glaubt man, »in den Kelten die Nachfahren der ersten indogermanischen Eroberer des Kontinents wiederzuerkennen«.<sup>2</sup> Für diese Hypothese spricht die keltische Sprache, die zum indogermani-

sehen Sprachbaum gehört, dessen 4500 Jahre alten Wurzeln »irgendwo« zwischen Karpaten und Ural liegen. Tatsächlich ist die keltische Sprache sowohl mit der lateinischen als auch mit den slawischen Sprachen, mit dem Hindi und dem Griechischen verwandt.

Als die Kelten ins Land einfielen, fanden sie also keineswegs verödete Landstriche vor. Ihre Ahnen, die Völker der Urnenfelderkultur und die Protokelten, waren ihnen bereits vorausgeeilt. Dennoch scheint den Kelten der zweiten und dritten Welle, trotz manch gewissenhaft ausgearbeiteter Genealogie, ihre Herkunft unbekannt gewesen zu sein. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn schließlich bevorzugten sie die mündliche Überlieferung. Das wird in der gesamten, übrigens erst spät entstandenen, keltischen Literatur deutlich: Wenn Worte keine Poesie sind, dann sind sie überflüssig; und die Vergangenheit ist entweder ein wunderbares Märchen oder langweilig. Die Legenden, die sich auf die Herkunft dieser Völker beziehen, verschmelzen mit dem Imaginären. »Im Buch der Invasionen heißt es, die ersten Eroberer Irlands, 51 Frauen und drei Männer, stammten von Noah selbst ab, und mit Ausnahme eines einzigen Mannes seien alle bei der Sintflut ums Leben gekommen. Der Überlebende, Fintan, der die Gabe der Magie besaß, hatte sich in einen Lachs verwandelt, um die Fluten zu durchqueren. Als das Wasser sich zurückgezogen hatte, verwandelte er sich in einen Adler und danach in einen Falken, stieg in die Lüfte und schaute von oben zu, wie aus den zurückgehenden Wassern allmählich die Berge und die Ebenen auftauchten.«<sup>3</sup>

Es ist also anzunehmen, daß sämtliche Völker der europäischen Einwanderung einschließlich der Kelten ähnliche oder gleiche Glaubensvorstellungen hatten wie die Völker, die den Vedismus und den Zoroastrismus hervorgebracht haben. Bemerkenswert ist jedoch, daß diese Volksgruppen keineswegs dieselben Religionen geschaffen haben wie die Indoarier. Die Zweige ein und desselben Baumes gaben also verschiedene Früchte.

Die »ursprünglichen« Kelten, die der zweiten Invasionswelle, sollen aus dem heutigen Mitteleuropa stammen, von dort breiteten sie sich ab der sogenannten La-Tène-Zeit<sup>4</sup>, die im 5. Jahrhundert einsetzt, außerordentlich schnell aus. Sie erreichten die Britischen In-

seln, Spanien, Griechenland und Rußland. Sie lebten in Stämmen und unterschieden sich lediglich durch die Gebiete, in denen sie siedelten. Die einen definierten sich als Iren, die anderen als Gallier, Dänen oder Norweger... Zur gleichen Zeit hatten die geborenen Nomaden, die aus Germanien und Böhmen gekommen waren, Gallien besetzt. Sie benötigten nur fünfzig Jahre, um die Pyrenäen zu überqueren und Spanien zu erreichen.<sup>5</sup> Alexander von Makedonien ist wahrscheinlich ein Kelte gewesen, nicht anders als Vercingetorix; Kelten waren auch die Wikinger, die zehn Jahrhunderte später Amerika entdeckten.

Die Vorurteile der römischen Geschichtsschreiber gegenüber den Kelten sind größtenteils unberechtigt; die Protokelten, die bereits seit dem 3. Jahrtausend vor unserer Zeit Wagen mit Rädern benutzten, hatten ihren Nachfahren hochentwickelte Kenntnisse in der Metallurgie überliefert. Auch die Frage, ob sie nicht doch Barbaren gewesen sind, hängt vom Standpunkt des Betrachters ab. Denn schon die Völker der Urnenfelderkultur schmorten seinerzeit ihr Fleisch in bronzenen Kesseln und besaßen außerdem ein hochentwickeltes Gespür für Ästhetik, was ihre Goldschmiedekunst und ihre Bekleidung beweisen. Und als die Wikinger mit dem Schiffbau gerade anfangen, gelang ihnen das maritime Meisterstück, einen Schiffstyp zu entwickeln, mit dem sie bereits fünf Jahrhunderte vor den Karavellen des Kolumbus die Ozeane überqueren konnten.

Im Jahre 279 vor unserer Zeit besetzten die Kelten erneut Makedonien und fielen über Thrakien und Thessalien in Griechenland ein. Von nun an gehörten sie zum europäischen Landschaftsbild. Keltische Söldner schlugen sich in den hellenischen Kriegen des 3. Jahrhunderts, und auch die Spezialgarde der 400 Gallier, ein Geschenk Roms an den berühmten Herodes Antipas aus dem Neuen Testament, bestand aus Kelten. Etwa 20.000 andere Kelten machten sich auf den Weg, um Kleinasien zu erobern und ließen sich in Galatien nieder. Kelten gab es in der Bretagne wie in der Türkei, in Spanien wie in Rußland, ein prächtiger Klecks aus flüssigem Gold, der in alle Richtungen verlief, unter den Grenzen durch und später über die Meere hinaus.

Unser Wissen über die Kelten verdanken wir dem Werk eines isländischen Gelehrten aus dem 13. Jahrhundert, Snorri Sturluson, der die keltischen Legenden in der Prosa-Edda<sup>6</sup> zusammentrug, die zur Grundlage aller späteren Untersuchungen werden sollte. Die bruchstückhafte Überlieferung sagt wenig über die Religion der Protokelten. Vor allem pflegten sie den Brauch, die abgeschlagenen Köpfe ihrer Feinde zu sammeln. Sie waren überzeugt, daß sie die geheiligte Kraft eines abgeschlagenen Kopfes für sich nutzen könnten - als Trophäe schützte sie ihren Besitzer vor übernatürlichen Mächten<sup>7</sup>.

Diese Obsession ist festverwurzelt bei den Kelten, wie es die Taten des jugendlichen Helden und Spitzbuben Cúchulainn zeigen, der nicht fähig war, sich mit irgend jemandem auseinanderzusetzen, ohne ihn alsbald zu köpfen.<sup>8</sup>

Der Glaube, daß Blau die geheiligte Farbe der verehrten Muttergöttin sei, brachte die Kelten dazu, sich vollständig damit zu bemalen. Deswegen hießen die Kelten Schottlands, die den Römern soviel Ärger gemacht hatten, »die Pikten« oder »die Bemalten«. Nicht zuletzt deshalb standen sie auch bei den römischen Autoren, die ihnen Kannibalismus unterstellten, in einem so schlechten Ruf. Mit Sicherheit waren diese Leute für Römer ungeheuerliche Barbaren, die sich völlig nackt, den Körper blau beschmiert, auf leichten Wagen brüllend ins Schlachtengetümmel warfen.

Wenn Tacitus von dem Schauspiel berichtet, das die Römer am steilen Ufer der Meerenge von Menai, zwischen Wales und der Insel Anglesey, erwartete, kann man leicht seinen Schrecken teilen: Schwarz verhüllte Frauen warfen sich mit flammenden Fackeln wie Furien auf die römischen Legionen, während eine Gruppe von Druiden in weißen Gewändern laute Verwünschungen ausstieß. Solcher Raserei waren die Römer noch nie begegnet. Daß die Kelten bei ihren Festen darüber hinaus ohne Scham in aller Öffentlichkeit koitierten, machte sie bei den Römern ganz gewiß nicht beliebter.

Aber schließlich hatten sie ein Pantheon. Mommsen gerät ins Schwärmen über die »ungeheure Verschiedenheit dieses [...] in barocken und phantastischen Mengen sehr irdischer Dinge sich gefal-

lenden keltischen Olympos«, welchen er übrigens für »aller Reinheit und Schönheit bar« hält. Auch versichert er, es wäre vergebliche Mühe, »von dem inneren Wesen der aus Spekulation und Imagination wunderbar zusammengestellten Druidenlehre eine Vorstellung geben zu wollen«<sup>9</sup>. Doch schließlich vergleiche Mommsen ja auch die keltische Religion mit der griechisch-römischen, die er wahrscheinlich für geeigneter erachtet, den Geist zufriedenzustellen. Eine für das 19. Jahrhundert typische Fehleinschätzung. »Mindestens vierhundert Götter«<sup>10</sup> hat man in diesem Pantheon gezählt. Es regiert dort eine Große Göttin, Danu, für deren Nachfahren sich die Kelten Irlands halten, die *Tuatha De Danann*, die Danusöhne. Es ist unmöglich, sie in irgendeine Genealogie einzuordnen; von Catal Hüyük bis hin zu Lepenski-Vir und den Etruskern haben so viele Kulturen die Große Göttin verehrt, daß es gewagt wäre, ein genaues Schema der verwandtschaftlichen Verbindungen zum indoarischen Ursprung der Kelten aufzustellen. Wahrscheinlich haben alle Ackerbaukulturen die Fruchtbarkeit des Bodens und der Herden - zunächst eine Überlebensgarantie und später eine Quelle des Reichtums - vergöttlicht. Bei den keltischen Artefakten werden die Fruchtbarkeit und die fruchtbarkeitserhaltende Sexualität auf geradezu obsessive Weise thematisiert. Die Liste ist lang und reicht von den Phallus-Menhiren, auf denen Göttinnen dargestellt sind, die beidhändig ihre Vagina spreizen, bis zu gigantischen Gravuren auf Kreidelfen, die Männer mit erigiertem Penis darstellen. Die Vorstellungswelt der Kelten scheint zwischen den Polen Sexualität und Tod, zwischen Obszönem und Makabrem, geschwankt zu haben.

Jedenfalls war Danu nicht die einzige Muttergöttin: »Die Göttinnen des keltischen Pantheons waren generell Muttergöttinnen, deren Attribute das häusliche Leben symbolisieren. Daher halten sie Kinder, Früchte oder Brotlaibe in Händen.«<sup>11</sup>

Denselben Schwierigkeiten begegnet man bei einer himmlischen Genealogie der männlichen Götter. Der Gott Lug, Namensgeber für die französische Stadt Lyon (Lugdunum), ist eine Synthese zwischen dem iranischen und dem griechischen Pantheon: er ist zugleich ein Kriegsgott und ein Gott der Magie, der Sonne, des Blitzes und des

Handwerks; er ist Ares, Hermes, Helios, Zeus und Apollon in einer Person.<sup>12</sup>

Auch die »jüngsten« Zeugnisse, die der zweiten keltischen Invasionswelle, können uns keinen Aufschluß über die religiösen Vorstellungen der Kelten geben. Von Stamm zu Stamm verschieden, sind uns dennoch viele ihrer Praktiken und Riten bekannt. Ihr größtes Fest, das Samhain-Fest, fand in einer Herbstnacht (unseres 31. Oktober) statt und feierte die Erschaffung der Welt, die begann, als das Chaos der Ordnung wich. Es war eine schreckliche Zeit, in der die Geister der Toten auf der Erde herumspukten, solange man ihnen keine Opfer darbrachte. Die Christen haben das Fest einfach um einen Tag verschoben, um am 1. November Allerheiligen<sup>13</sup> zu feiern. Die Kelten glaubten also an Totengeister, das heißt an ein Weiterleben der Seele nach dem Tod. Für die Anrufung dieser Geister waren die Druiden zuständig, und diese brachten, wie Strabon berichtet, zur Divination ein Menschenopfer dar. In seinem Abriß zur Geschichte von Trogus berichtet der römische Geschichtsschreiber Justin im 3. Jahrhundert, daß sich die Kelten in dieser Kunst sehr hervorgetan hatten.

Die Kelten glaubten an Dämonen und Totengeister, die auf den Hügelgräbern herumspukten<sup>14</sup>, doch einen Hinweis auf den Teufel als den Gegenspieler eines Schöpfers gibt es nicht.

Cernunnus, ein vieldeutiger Gott, dargestellt mit Hörnern am Kopf, dessen Name der »Gehörnte« bedeutet, erinnerte wohl an die Unterwelt. Er war jedoch, wie auch Proserpina, die Göttin der Unterwelt, ein Fruchtbarkeitsgott, Gott des Glücks und der Ernte.<sup>15</sup> Sollte das ein Teufel sein, so war dieser *Gott aller Hirsche*, dem unser eigener Teufel seine Hörner verdankt, auch ein guter Teufel, falls er gerade dazu aufgelegt war. Die Bedeutungen der vertretenen Gottheiten durchdrangen sich wechselseitig, und Cernunnus ist, ebenso wie unser heiliger Hubertus, ein Vetter des Gottes Pan, denn auch er war der Schutzgott der Jäger. Im Museum von Reims kann man eine spät entstandene Darstellung von ihm betrachten, die auf das 2. Jahrhundert zurückgeht. Er ähnelt dort Pan und wirkt nicht bedrohlich. Sein Abbild im Musée de Cluny, ebenfalls gallo-romanischen

Ursprungs, ähnelt jedoch gewaltig unserem mittelalterlichen Teufel mit seinen Bockshörnern und dem starren Blick.

Die römischen und die gotischen Künstler brauchten sich aus dem großen Repertoire an Figuren dieser Art nur zu bedienen, um die charakteristischen Wesenszüge des Großen Bösen festzuhalten.

Andere Bilder machen ratlos und unschlüssig. Das Monster von Noves, ein Fundstück aus dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeit, erscheint einem auf den ersten Blick als eine der perfektsten Darstellungen des eigentlich christlichen Teufels: mit langen Zähnen und Krallen, Phallus und geöffnetem Maul, aus dem noch ein halber Menschenarm hängt, während das Monster sich mit seinen Pranken auf zwei abgeschlagene Köpfe stützt. Doch es ist nicht der Teufel, sondern der Gott Crom Cruach, der *Gebeugte vom Hügel*, eine mit übernatürlichen Kräften ausgestattete Figur aus den Blutrivalen der Kelten, bei denen Menschen geopfert und, wie Julius Cäsar berichtet, wahrscheinlich rituell verzehrt wurden.

Von Crom Cruach sind uns nur Steinbilder überliefert, man hatte ihn aber sogar in Gold gestaltet, wie es in dem Text eines anonymen Mönchs aus dem 11. Jahrhundert im *Leinster*-Buch heißt:

»/... ] Sie führten sich schlecht auf,  
klatschten in die Hände, schlugen sich die Leiber,  
weinten bei dem Monster, das sie in Ketten legte,  
und ihre Tränen fielen als Regen nieder.  
Zwölf Steingötzen erhoben sich in einer Reihe;  
Doch das Götzenbild des Crom war aus Gold.«<sup>16</sup>

Crom war also ein Hochgott. Das bezeugt auch die Legende, wonach alle Erstgeborenen der Oberhäupter sämtlicher Clans auf dem Mag Siecht, einer zur Anbetung der Götter genutzten Hochebene, dem Gott Crom geopfert werden mußten. Das war im 16. Jahrhundert vor unserer Zeit unter der Regentschaft des nicht weniger legendären Herrschers Tiernmas von Schottland.

Doch auf den zweiten Blick spiegelt diese Verbindung von Fruchtbarkeit und Tod die Ambiguität der übernatürlichen Mächte wieder, die ebenso gütig wie grausam sind. Nur wir Zeitgenossen des 20.

Jahrhunderts, die wir über zwei Jahrtausende hinweg auf die christliche Ikonographie konditioniert wurden, erkennen darin ein Bild des Teufels. Denn wenn Crom der Teufel gewesen sein soll, müßten auch wir ihm glücksbringende und fruchtbarkeitsspendende Kräfte zusprechen.

Es gibt noch einen anderen Gott, der ein Anwärter auf den Titel eines keltischen Vorfahren des Teufels zu sein scheint, und das ist Loki. Dumezil hat ihm eine ganze Studie gewidmet und gleich zu Anfang schreibt er, daß Loki »unter den skandinavischen Göttern einer der sonderbarsten ist«. <sup>17</sup> Loki ist der listige Spaßvogel des nordischen, skandinavischen und germanischen Pantheons, der Vater und Anführer der den Göttern feindlich gesinnten Mächte, als da sind der Fenriswolf, Hel, die Göttin der Unterwelt, und die Midgardschlange. <sup>18</sup> Er ist ein Gott, der in jeder beliebigen Gestalt auftreten kann; er gilt in den keltischen Legenden als der Vater des achtfüßigen Hengstes Sleipnir. <sup>19</sup> Sein Name wird volksetymologisch mit logi (»Lohe«) in Verbindung gebracht. <sup>20</sup>

Obwohl er häufig seine äußere Erscheinung verändert, tritt Loki meist in der Gestalt eines kleinen, fast zwergenhaften Mannes auf. Sollte er wahrhaftig ein Teufel sein? Dumezil jedenfalls will sich nicht damit begnügen, nur einen Schwindler, einen *trickster*, in ihm zu sehen. Der Trickster ist eine mythische Figur, der man in vielen Religionen wiederbegegnet, vergleichbar einem Hofnarren, einem Joker, dem es erlaubt ist, den König zu ärgern, ohne dann seine Stellung bei Hofe zu verlieren. Auffällig ist, daß man Loki auch in Religionen begegnet, die in keiner offenkundigen Beziehung zueinander stehen. Im Pantheon der zentralafrikanischen Yoruba ist es Ashu, der Bote aller Götter, der in dieser Religion etwa die Stellung eines Hermes-Mercurius einnimmt. Dumezil sieht in Loki eher den wahren Genius des Bösen.

Aber Loki steht im Dienste des Gottes Odin. Und ihn zeichnet ein Wesenszug aus, der auf keinen anderen keltischen Gott außer Odin und Thor, seine Kumpanen, zutrifft, und das ist seine Umgänglichkeit. Selbst mit den Riesen und Monstern steht er auf vertrautem Fuße. <sup>21</sup> Unglücklicherweise läßt er sich keine Gelegenheit entgehen, sei-

nem vorgesetzten Herrn und anderen Unsterblichen listige und manchmal sehr üble Streiche zu spielen, und so ist er schuldig am Tod des Gottes Baldur und hätte um ein Haar die Zerstörung der Welt in Gang gesetzt.

In der germanischen Mythologie ist Loki die wirkende Kraft der kommenden Apokalypse oder der »Götterdämmerung« (Ragnarök): »Zeitalter der Stürme, Beilalter, Schwertalter...« Die Menschen werden sich so lange bekämpfen, bis die ganze Welt in Flammen aufgegangen ist. Dann werden die Götter sich für den Endkampf gegen die Mächte des Bösen bewaffnen: Die Riesen greifen unter der Führung des Ymir zu den Waffen, die Söhne des Muspell unter der Führung des Loki, und Surtur bewaffnet sich mit dem Feuer. Der Wolf Fenris wird den Großen Gott Odin auffressen, dessen Sohn Vidar wiederum Fenris töten wird. Thor seinerseits wird die Midgardschlange besiegen, aber durch ihren vergifteten Atem selbst den Tod finden. Freyr wird von Surtur, dem Feuergott besiegt werden, und daraufhin wird dieser die ganze Welt in Brand stecken. »Die Sonne wird dunkel, die Erde sinkt ins Meer, es stürzen vom Himmel die leuchtenden Sterne.«<sup>22</sup> Wie wir sehen, sind sich die Apokalypsen sehr ähnlich!

Loki wäre somit der Feuergott, ein Nachfahre des indoarischen Agni, bis auf den Unterschied, daß er nicht durch einen Kult verehrt wird. Und doch ist er bei den Bauern von Norwegen, Schonen, Dänemark, Färoer und Island noch immer lebendig: »Formeln, Sprichwörter, Erzählungen enthalten seinen Namen«, berichtet Dumezil. »In Telemarken wirft man die Haut der Milch ins Feuer und sagt, das ist für Lokje«, der unser Loki zu sein scheint. Und in manchen Gegenden Schwedens und bei den finnischen Schweden wirft ein Kind, dem ein Zahn ausgefallen ist, diesen ins Feuer und sagt: »Lokje, gib mir einen Beinzahn für einen Goldzahn!«

Ob Feuergott oder nicht, jedenfalls hat Loki mit dem Feuer zu tun. Das spräche für sein »infernalisches« Wesen. Andere Spezialisten haben einen Gott des Wassers, der Vegetation und der Höllenmacht in ihm gesehen, ja sogar den »Joker«, mit dem die Weltgeschichte ihren Abschluß fände, eine Interpretation, die von einer sarkastischen

Weltsicht ausgeht. Wie nach einem mittelalterlichen Mysterienspiel über die großen Schicksale der Menschheit seit der Schöpfung - und der Regisseur schickt einen grotesk aussehenden Schauspieler, einen Zwerg, auf die Bühne, auf seinem Kopf eine Schellenkappe, mit einem roten und einem gelben Strumpf angetan, ließe ihn den Vorhang zuziehen und sagen: die Geschichte ist aus, weil sie einfach zu lächerlich ist.

Ganz bestimmt sogar ist die Geschichte lächerlich, und wenn es Lokis Ansicht ist, und er der Teufel wäre, könnte man gegenzeichnen. Aber schließlich wollen wir Lokis Wesen bestimmen: Ist er nun der Teufel oder nicht? Oder ist er, bis auf kleine Abweichungen, der Neffe des Persers Ahriman? Das ist fragwürdig, denn er ist ein Ase<sup>23</sup>, vom Geschlecht jener Götter oder Aesir, die im Asgard wohnen, dem nordischen Olymp, zusammen mit den anderen Halbsterblichen, Odin, Thor, Tyr, Baldur (den Loki schließlich töten wird), Herimdall und den Göttinnen Frigg, Nanna und Sif. Allein schon diese Tatsache entkräftet die Hypothese, er könne ein Teufel sein - und erst recht nicht *der* Teufel -, denn es geht wohl kaum an, daß Höllengeist und Himmelsgeist in demselben Wohnviertel leben. Aber sehen wir weiter.

Die Hypothese von Loki als einem Gott der Vegetation kann wohl verworfen werden: es war einer seiner üblen Streiche, der schönen Göttin Sif die Haare, natürlich aus Gold, abzuschneiden. Sie war die Gemahlin von Thor, des Gottes der Stürme und der Fruchtbarkeit, leiblicher Sohn des großen Odin. Sifs güldenes Haar war ein poetisches Bild für die im Wind wogenden Weizenfelder und paßt vorzüglich zu ihrer eigentlichen Funktion einer nordischen Kybele und Göttin der Ernte und der Vegetation. Wäre der niederträchtige Loki tatsächlich für die Vegetation zuständig gewesen, dann wäre er zunächst einmal ein überflüssiges Doppel des erhabenen Thor und schließlich hätte er, indem er die arme Sif schor, ein Verbrechen wider sich selbst begangen.

Ein anderes Mal erfährt Loki, daß die Göttin Freyja sich sehnlichst einen Halsschmuck wünscht, den vier Zwerge geschmiedet hatten. Diese sind bereit, ihr den Schmuck zu überlassen, unter der Be-

dingung, daß sie jedem von ihnen eine Liebesnacht gewährt, eine brünstige Version von Schneewittchen. Loki setzt Odin, den Gemahl der Göttin, über diesen Handel in Kenntnis, und dieser erteilt Loki den Auftrag, den Schmuck zu stehlen. In Gestalt einer Mücke dringt Loki nachts in Freyjas Zimmer ein, sticht sie in den Hals und nutzt den Schrecken, um ihr den Schmuck zu stehlen.

Lokis andere Bedeutungen verdienen weitere Beschäftigung; man hielt ihn für den Wassergott. Nun ist ausgerechnet der vedische Feuergott Agni zugleich auch ein Gott des Wassers, »in dem die Seele des erloschenen Feuers wohnt«. Dumezil hält ihn für den Gott der unterirdischen Mächte: ohne bequeme Vergleiche anstellen zu wollen, trifft dies wieder einmal im selben Maße auf Agni zu; auch dieser indoarische Gott ist aus den Tiefen der Erde entstanden.<sup>24</sup>

Eliade hingegen ist, angeregt durch eine Beobachtung Dumézils, davon überzeugt, daß Loki der Teufel ist. Dumezil hatte nämlich darauf hingewiesen, daß Loki die Entsprechung einer satanischen Figur, Duryodhana sei, »der Inkarnation des Dämons unseres Zeitalters schlechthin«.<sup>25</sup> Doch Eliade übertreibt. Zwar besteht diese Ähnlichkeit, doch Duryodhana nimmt in der Mahabharata<sup>26</sup> nicht die Rolle des Teufels ein, und erst recht ist er nicht für das Weltende verantwortlich. Er ist mit Sicherheit ein verabscheuungswürdiger Charakter, dessen größtes Unrecht darin besteht, beim Würfelspiel das gesamte Vermögen des Königssohns Dhritarashtra gewonnen zu haben; aber schließlich macht er nicht einmal den Versuch, dem verstorbenen Königssohn die Seele zu entreißen, als dieser mit seinem Hund in den Himmel kommt und er ihm den Zutritt verweigert, weil die Himmelmächte keine Hunde zulassen.

Wir sind an einen wesentlichen Punkt geraten, der die Teufelsvorstellung berührt. Hier geht es um die ewige Seligkeit und das Schicksal der Welt, das heißt um die Lehre von den letzten Dingen oder die Eschatologie. Vielleicht wäre es gut, wenn man der gängigen Auffassung, nach der die Evolution der Religionen unausweichlich das Christentum vorbereitet, etwas kritischer gegenüberträte. Der keltische *Ragnarök* ist gewiß *ein* Weltuntergang, aber es ist nicht *der* Weltuntergang, wie ihn die drei monotheistischen Religionen darstellen,

nämlich als endgültiges Ende des Kosmos. Denn nach dem zuvor geschilderten Durcheinander heißt es: »Die Erde steigt neu ergrünt aus dem Meere auf[...] Alles Unheil wandelt sich in Segen.«<sup>27</sup> Diese Vision ist fast identisch mit jener, die im Alten Ägypten des Neuen Reiches Gültigkeit hatte.

Das besagte Ende der Welt ist nämlich nichts anderes als die Vollendung eines großen Kreislaufs, nach dessen Abschluß ein neuer Kreislauf seinen Anfang nimmt. Daß Loki hierbei eine führende Rolle spielt, nämlich die eines streitbaren Provokateurs, liegt daran, daß »die germanischen Mythen eine Doktrin heroischer Götter überliefern, nach der die Ordnung der Welt durch den Kampf aufrechterhalten und die Welt vor dem Anbruch eines neuen Universums vernichtet wird«. Das bedeutet, daß es gut ist, miteinander im Kampf zu liegen, weil es das Gleichgewicht der Kräfte aufrechterhält und die Erneuerung der Welt in Aussicht stellt.

Es ist also sinnlos, in Loki einen Vorreiter des Teufels sehen zu wollen. Letzten Endes ist er auf den ersten Blick nichts weiter als ein Narr<sup>28</sup>, und auf den zweiten Blick eine zur Aufrechterhaltung der Weltordnung notwendige Kraft, gleich seinem Kollegen Eshu in der Religion der Yoruba.

Die Kelten hatten übrigens ein ganz besonderes Gespür für die Erfindung derartiger Gestalten. Paradebeispiel hierfür ist Bricriu, der »mit der vergifteten Zunge«. Kein Gott, sondern der legendäre Anführer eines Volksstammes aus Ulster, der während der Regierungszeit des ebenso legendären Königs Conor Mac Nessa lebte. Er ist eitel, denn er möchte, daß seine Gäste das Gastmahl in seinem Hause in schmeichelhaftester Erinnerung bewahren. Obgleich ein sehr unfeiner Mensch, hat er sich ein prachtvolles Schloß bauen lassen, das überall kopiert wird. Aber er bleibt ein Unruhestifter, wie es in dem Märchen »Das beste Stück dem Besten«<sup>29</sup> heißt. So lädt er alle Oberhäupter von Ulster zu sich ein und überzeugt jeden einzelnen davon, daß nur er allein das Anrecht auf den Leckerbissen hat, das Beste also für den Besten. Beim Festmahl kommt es zu Rivalitäten katastrophalen Ausmaßes, da jeder Anspruch auf den Leckerbissen erhebt. Doch Bricriu treibt es noch schlimmer: er beginnt, die Frauen seiner

Gäste zu verführen, indem er wiederum jede einzelne davon überzeugt, daß sie die Verführerischste von allen ist. Zwietracht zu säen bereitet ihm großes Vergnügen.

Und doch ist auch Bricriu kein Teufel, er ist scharfsinnig und hat sogar prophetische Gaben<sup>30</sup>, und in den späteren Texten wird er, laut Dumezil, »häufig als ein *ollam*, ein Gelehrter, dargestellt«. Wenn er boshaft ist, so nur deshalb, weil er weder seine Zunge im Zaum halten noch ein Geheimnis bewahren kann, da ihm andernfalls auf der Stirn ein Furunkel so groß wie eine Faust wachsen würde.

Das andere Beispiel eines Schurken ist Ermissyen, der nicht eher ruht, bis er Menschen, die gut miteinander auskommen, gegeneinander aufgehetzt hat. Eine gelegentlich widerliche Figur, die dem König von Irland, nachdem dieser seine Halbschwester gehehlicht hatte, die geschenkten Pferde auf schreckliche Weise verstümmelt und damit einen Krieg auslöst. Bei anderer Gelegenheit wird er durch seinen Scharfblick zum Friedensstifter, indem er eine List der Iren vereitelt, die ihre Krieger zum Überfall in Säcken versteckt hatten.<sup>31</sup>

Dumezil stellt Loki und Bricriu noch eine weitere Gestalt zur Seite: Syrdon, der einer ausgestorbenen Volksgemeinschaft, den Narten, entstammt. Ihre Tradition wurde von anderen Stämmen des Kaukasus fortgeführt: von den Osseten, den letzten Nachfahren der Volksstämme der Skythen, Sarmaten, Alanen und Roxolanen, sowie von den Tartaren, den östlichen und westlichen Tscherkessen, den Tschetschenen und Inguschen<sup>32</sup>. Auch er hat »Gefallen daran, Böses zu tun«, und man nennt ihn die »Geißel der Narten«. Er ist gewissenlos und ausschweifend, treibt mit den Unglücklichen und den Sterbenden seinen Spott und mit allen ein böses Spiel. Man sagt ihm einen teuflischen Ursprung nach; in einer der Versionen über seine Geburt ist er der Sohn eines Teufels und einer schönen Narterin; in einer anderen ist er der Sohn einer Teufelin, die durch eine Verwünschung schwanger geworden war.

Hier haben wir also auf Anhieb einen weiteren überzeugenden Kandidaten für die Rolle des Teufels. Doch leider wird er bei Streitigkeiten von den Narten oft zum Schiedsrichter bestellt, denn er ist sehr intelligent, und trotz seiner Boshaftigkeit steht er ihnen zu Dien-

sten. Durch ihn werden wir unwillkürlich an die List erinnert, die Odysseus anwandte, um seine Freunde aus der Gefangenschaft Polyphems zu befreien; genauso listig befreite Syrdon die Narten aus den Fängen des Riesen. In dem Märchen »Der Narte Uryzmaeg und Uaerp und Aeldar«<sup>33</sup> spielt er sogar die Rolle des Großherzigen, denn er bringt den berühmten Uryzmaeg von einem Liebesabenteuer ab, welches dessen guten Ruf gefährdet hätte. In demselben Märchen heißt es dann noch: »Gott hatte Syrdon mit Absicht geschaffen, damit die Narten nicht ohne ihn leben können.« Was sich mit der Rolle unseres Teufels und seiner Beziehung zu Gott recht schlecht verträgt.

Daraus geht hervor, daß Syrdon, Evnissyen, Loki, Cúchulainn und Bricriu Gestalten sind, welche die eine Seite des keltischen Charakters verkörpern: sie sind zänkisch, prahlerisch, grausam, verschlagen, aber intelligent und im Grunde gute Kerle und dem Gemeinwesen zusetzen, sobald sie gebraucht werden. Es sind die Vettern von Nasreddin Hodscha und Till Eulenspiegel, ja sogar Vorfahren des türkischen Karagöz<sup>34</sup>, Vorfahren unseres Harlekin, all dieser gerissenen Burschen.

Demnach gibt es bei den Kelten keinen Teufel. Wie die Griechen sind sie Händler und Piraten, sind stolz auf ihre Kraft und schätzen den Mut über alles; sie sind anmaßend, abenteuerlustig, ganz gewiß abergläubisch, aber gleichzeitig davon überzeugt, daß man mit Intelligenz den Zorn der Götter abwenden kann. Sie haben sich über kleine Königreiche verstreut, in denen die Gesellschaften ihre Stammesstrukturen bewahrt haben, ohne daß sich dort je eine zentrale und zentralisierende Macht gebildet hätte, und der hätten sie, wären sie ihr begegnet, gewiß eine lange Nase gedreht.

Bleibt zu fragen, warum die Religion bei den Kelten nie jenes Stadium erreichte, in dem sie zwangsläufig den Teufel hervorbringt, wie es die Iraner vorgemacht haben. Denn es gibt eine gemeinsame Herkunft.

War es der Mangel an religiöser Struktur, der sie vor dem Teufel verschonte? Wohl kaum: die Druiden<sup>35</sup>, die Diodor als »Philosophen und Theologen« bezeichnet, scheinen in den keltischen Gesellschaften eine Stellung innegehabt zu haben, die derjenigen der Magier im

Iran gleichkam. Auf keinen Fall zaghaft, stand der Klerus im Zentrum der Schlachten und feuerte die Kämpfenden an. Julius Cäsar spricht ihnen neben ihrer religiösen Bedeutung noch die Rolle von Richtern zu: »Sie entscheiden über fast alle öffentlichen und Privatstreitigkeiten. Ist irgendein Verbrechen begangen, ist ein Mord vorgefallen, handelt es sich um einen Erbschafts- oder Grenzstreit, überall entscheiden sie und bestimmen Belohnung und Strafe.« Ihre Tribunale wurden einmal jährlich im Karnutenwald, in der Nähe von Chartres, abgehalten. »Hier kommen aus allen Teilen des Landes diejenigen, die Streit miteinander haben, zusammen und unterwerfen sich den Sprüchen und Urteilen der Druiden.«<sup>36</sup> Und diese Urteilsverkündungen waren keine Angelegenheiten von geringer Tragweite, oftmals »betrafen sie ganze Familien, denn nach dem keltischen Gesetz, so wie es in den alten irischen Gesetzestexten genau festgehalten ist, konnten alle Angehörigen eines Angeklagten, und nicht etwa nur der Schuldige selbst, für dessen Vergehen zur Verantwortung gezogen werden. So konnte es geschehen, daß ein Mann, der seine Herde auf den Feldern seines Nachbarn hatte weiden lassen, den Befehl erhielt, ihm seine eigenen Felder eine ganze Saison lang zur Verfügung zu stellen.«<sup>37</sup> Die Funktion der Druiden ist also vergleichbar mit der jüdischer Rabbiner jener Zeit.

Diese Gleichsetzung der Rolle des Priesters mit der des Gesetzgebers<sup>38</sup> ist typisch für eine Theokratie, die noch ausgeprägter war als die des Iran, in der nur der König der Gesetzgeber war, wie es das Beispiel Dareios gezeigt hat. Tatsächlich war die Gesellschaft der Kelten aufgeteilt in Druiden, Magier und Gesetzgeber, in Krieger und in Freie, das heißt Besitzer von Viehherden, wie Eliade schreibt<sup>39</sup>. Folglich hätten die Druiden auf dem Gipfel der keltischen Gesellschaftspyramide thronen müssen angesichts ihrer juristischen Macht. Dadurch waren sie den Stammesoberhäuptern gleichgestellt, wenn nicht sogar überlegen. Also stellt sich die Frage, welches Phänomen dafür verantwortlich ist, daß sie nicht denselben Weg verfolgten wie die iranischen Magier und nicht die Zentralisierung des Pantheons förderten, die auf die Verkündigung eines einzigen Gottes und seines Gegenspielers, des einzigen Teufels, hinauslief.

Das Ganze wird verständlicher, wenn man bestimmte Faktoren zusammenfaßt. Zunächst einmal war die keltische Gesellschaft nicht so streng organisiert, wie Eliade schreibt. Die Strukturen (die ökonomischen, welche die gesellschaftliche Hierarchie bedingen) waren zwar genau abgegrenzt, mit einer Fürstenmacht an der Spitze und einer beständigen Gruppe von Druiden; charakteristisch war für diese Gesellschaft aber auch ihre große soziale Mobilität. Denn die Krieger, die Gelehrten und selbst die Handwerker, die zusammen die Elite bildeten, »waren auf Gedeih und Verderb dem König unterworfen und abhängig von Erfolg oder Mißerfolg«. <sup>40</sup> In der keltischen Gesellschaft mußte man sich durch seinen Mut, seine Leistungen, durch Schönheit, Luxus, Eroberungen und durch sein Redner- oder Dichtertalent hervortun. Man kann es auch eine »Meritokratie« nennen, eine Herrschaft der Verdienstvollen, in der persönlicher Mut und damit die Individualität als oberste Tugend galt, was den Vorstellungen von einer Feudalgesellschaft zuwiderläuft.

Selbst nach ihrer Christianisierung legten die Kelten im Kampf weiterhin eine erstaunliche Bestialität an den Tag, deren Schilderung in ihren Legenden zu finden ist. In der Sage der Feröer <sup>41</sup>, einer epischen Sammlung über Kriege und Helden, sind Streitaxt und Schwert wesentliche Rhetorikenelemente, um vermißte Krieger zu rächen oder private Fehden zu regeln. Die Männer fallen um wie die Fliegen, enthauptet, verstümmelt, durchlöchert oder in Stücke gehauen. Und das zu einer Zeit, als den Wikingern längst christliche Vergebung beigebracht worden war. Der Heldenkult hat in der keltischen Kultur Vorrang, und er war seinerzeit wesentlich stärker ausgeprägt, als er es in der iranischen Gesellschaft jemals war. Keltische Götter waren also Götter der Kraft und der Stärke, und da es keinen Gott der Schwäche gibt noch je gegeben hat, konnte es auch keinen Gegengott geben, der diesen Mangel hätte repräsentieren sollen. Der Teufel, eine theoretische Macht, konnte nur dann ein Feind sein, wenn er über Mut, Intelligenz und Hinterlist verfügte. <sup>42</sup>

Mit ihrer stammesrechtlichen Strukturierung ohne zentralisierte Gewalt war eine Religion unter einem ebenso zentralisierten Klerus nicht erforderlich. Es hat zu keiner Zeit einen großen Keltenstaat

oder eine keltische Metropole gegeben. Jeder Stamm besaß seine eigenen Druiden, die von denen des Nachbarstaates unabhängig waren. Bis zum Ende des Römischen Reiches haben die Kelten ein stets sich wandelndes und bewegliches Mosaik gebildet, wobei das Interesse der Juten, Angeln und Sachsen sich auf England richtete, wo sie in der Folgezeit sieben kleine Staaten gründeten und ihren Paganismus fortsetzten. Unterdessen hatten die Franken, die Vandalen, die Alemannen, die Ostgoten, die Westgoten und eine Menge anderer Völker auf dem Kontinent nach Gebieten gesucht, auf denen sie sich relativ sicher niederlassen könnten.<sup>43</sup> Selbst nachdem bereits die ersten europäischen Königreiche Gestalt angenommen hatten, unternahmen die Wikinger weiterhin ihre Seefahrten, ihre Plünderungs- und Eroberungszüge, herrschten über die Hebriden, die Orkney- und die Shetland-Inseln, Isle of Man und Dublin und wagten es dabei gelegentlich, ihre Angriffe und Plünderungen bis auf den Kontinent, bis nach Paris und Hamburg, auszudehnen. Die schwedischen Waräger gelangten sogar bis nach Nowgorod, und die Wikinger ließen sich im Jahre 896 an der Seinemündung nieder, derweil sie allesamt Heiden blieben.<sup>44</sup> Die Christianisierung der Wikinger war erst im Jahre 1000 abgeschlossen. Schweden war der erste Wikingerstaat und wurde im Jahre 600 durch die Könige von Upsala aus der Dynastie der Ynglingar geeint. Dem Piratentum schworen die Wikinger erstmals im Jahre 911 ab.

Und schließlich hatten die Kelten paradoxerweise nie ein Nationalbewußtsein entwickelt: so kämpfen die Kelten (Juten, Angeln und Sachsen) gegen andere Kelten, die Bretonen Englands, um sie im Jahre 450 aus Gallien zu vertreiben. Und wieder sind es Kelten, diesmal die dänischen Wikinger, die sich mit anderen Kelten schlagen, nämlich mit den Angeln und Sachsen, um ihnen im Jahre 862 Northumberland und Ostanglien oder East Anglia zu entreißen. Jeder einzelne keltische Stamm wirft begehrlche Blicke auf die Besitzungen anderer keltischer Stämme. Unter diesen Umständen war es unmöglich, eine geschlossene Religion einzuführen.

Als die Kelten, damals Normannen genannt, sesshaft wurden und Staaten gründeten, das Königreich von England, die Normandie,

Apulien und Sizilien, oder an deren Gründung teilhatten, wie beim Kiewer Reich, dem Fürstenstaat Polen und dem Königreich Ungarn, gelangten sie unter intensiven christlichen Einfluß<sup>45</sup>. Ihre Religion löste sich auf und hinterließ dem Christentum einige wenige Riten und Legenden. Ihr kultureller Einfluß schwindet, bis die keltische Kultur im 19. Jahrhundert wiederaufersteht, vor allem in der Vergangenheitsschau der angelsächsischen Literatur. Als die letzten wahren Nomaden müssen die Wikinger der Zugkraft der von anderen Kelten gegründeten Königreiche weichen. Wie Regis Boyer schreibt, »war der Einfluß der Wikinger bei genauer Betrachtung für Mittel- und Südeuropa nicht prägend«, und wenn sie »in Osteuropa recht schnell resorbiert wurden und ihr Einfluß in Westeuropa letzten Endes nur von kurzer Dauer war«<sup>46</sup>, so liegt das daran, daß sie mit stabilen und mächtigen, religiösen und politischen Systemen zusammenstießen.

Das Ende ihrer Seefahrt und ihres Donnerkrachs ruft den Teufel auf den Plan; er hatte 35 Jahrhunderte gebraucht, um endlich gegen die keltische Unerschrockenheit aufzutreffen zu können.

## Griechenland oder Die Demokratie treibt den Teufel aus

Über Griechenland und wie man es sich vorstellt - Die fremde Herkunft der griechischen Götter und ihr zügelloses Betragen - Auf dem Olymp gibt es keinen Teufel - Die heroische Dreistigkeit der Griechen gegenüber ihren Göttern und ihrem Freiheitsgefühl - Über den Aberglauben in der hellenischen und hellenistischen Welt - Platon im Zwiespalt, mit der Hexerei im besonderen und der Religion im allgemeinen - Vom Geschick der Griechen, ihre Ängste zu behandeln - Über die dionysischen, eleusinischen und orphischen Mysterien - Die Demokratie als schützender Mantel gegen den Teufel

Die Idee, in Griechenland nach dem Teufel suchen zu wollen, mag einem zunächst einmal absurd vorkommen; wir wissen sehr wohl, daß er in diesem Land nie Quartier bezogen hat. Woher wir das wissen? Weil Leute, die an den Teufel glauben, verdrießlich dreinschauen, und wenn ich sage, >die Leute<, dann meine ich damit die Kunst, denn die Menschen der vergangenen Jahrhunderte haben uns lediglich das Bild ihrer selbst hinterlassen. Die Gestalten der gotischen wie der byzantinischen Kunst haben ein reichlich kränkliches Aussehen, sie wirken ausgemergelt, ihre Gesichter sind grämlich vor Falten. Das berühmte Lächeln von Reims ist geradezu blutleer, und aus dem trübseligen Antlitz der Majestas Domini in der Hagia Sophia von Istanbul sprechen ganz gewiß nicht die Freuden der Gottheit.

Und so mißachtet die christliche Kunst immer weiter die Heiterkeit und die Schönheit des Körpers, bis sie schließlich dem Ansturm der Renaissance unterliegt. Die erste lächelnde Frau, die Mona Lisa (und dabei ist sie doch quasi noch in Trauer), gelangt durch diese Frechheit zu phänomenaler Berühmtheit. Und das nicht etwa, weil ihr Lächeln

cheln mysteriös wäre, nein, einzig deshalb, weil sie lächelt! Vielmehr, weil das Lächeln der griechischen Kunst wieder da ist, das archaische, leicht spöttische und triumphierende Lächeln der *kouri*. Das Lächeln liegt über der Harmonie der Architektur und selbst in den Formen der Vasen. Die Begründung liegt auf der Hand: die griechischen Götter kannten keine Feinde. Das Göttliche triumphiert, und die Menschen bleiben heiter. Oder umgekehrt. Das Lächeln verließ die griechische Kunst nicht, bis sie im hellenistischen Pathos, in orientalischer Emphase, versank.

Eigentlich wäre unsere Untersuchung jetzt überflüssig, wenn sie nicht Antwort auf die Frage gäbe: Warum ist Griechenland davon ausgenommen? Wie kam es dazu, daß Griechenland, das doch den Erfindern des Teufels, den Indogermanen, zeitlich wie räumlich so nahe war, daß dieses Land von diesem Plagegeist verschont blieb? Was war an Griechenlands Göttern so außergewöhnlich, oder vielmehr an den Menschen dort? Schließlich erschaffen die Menschen die Götter nach ihrem Bilde.

Wenn man sich die griechischen Götter vorstellt, dann sieht man sie meist als leicht bekleidete Heroen vor sich, die ihr selbstbezogenes Leben führen und sich ausschließlich zu ihrem eigenen Nutzen in die Angelegenheiten der Menschen einmischen. Hier gibt es nichts, was mit den monotheistischen Religionen vergleichbar wäre, wo die Gottheit eifersüchtig über die Taten des einzelnen und der Gemeinschaft wacht und nicht davor zurückschreckt, das Tun und Treiben der einen gegen das der anderen gegeneinander aufzuwiegen.

Im Vergleich zu den monotheistischen Religionen wirken die griechischen Götter frivol, wenn nicht gar lächerlich. Kein einziger unter ihnen könnte ein Aufstrahlen des Seins bewirken, wie die Gottheiten der heute dominierenden monotheistischen Religionen, Jehova, Gott oder Allah. Nicht das transzendente Einswerden, das die Schlacken des einzelnen verglühen läßt und ihn von seinen Kontingenzen reinigt, um ihn zur Erleuchtung durch den Glauben zu geleiten. Wollte man der Schwäche des menschlichen Geistes nachgeben, der in Veränderungen gern eine Entwicklung sieht - man denke an die Illusion vom »Sinn der Geschichte« -, so könnte man daraus folgern,

daß die monotheistische Darstellung der Gottheit wesentlich umfassender, profunder, dynamischer und geheimnisvoller wäre als die eines Zeus, des Herrschers über den Olymp.

Damit würde jeder Versuch, in den Religionen Griechenlands und Roms nach dem Teufel oder seinen Vorläufern zu suchen, ad absurdum geführt. Sollte sich tatsächlich irgendein Monster in die griechische Mythologie verirrt haben, das notfalls in der Genealogie des Teufels der Monotheismen Aufnahme finden könnte, dann wäre es nicht wesentlich interessanter eine Figur der Baseler Fastnacht. Man hat eben immer nur die Feinde, die man verdient Griechenland wäre dann nichts weiter als ein bizarrer Augenblick in der Geschichte des menschlichen Geistes, ein archaischer Unfall, dessen Rückstände allerhöchstens für Museen und Fachliteratur etwas taugen.

Doch die Dinge liegen ganz anders. Es ist hinreichend bekannt, daß die Geschichte ohne Griechenland und Rom undenkbar wäre.

Griechenland, wie wir es durch Ausgrabungen und wissenschaftliche Forschung kennengelernt haben, bedeutet unendlich viel mehr. Griechenland ist die Arena, in der für jeden von uns das Duell zwischen der Freiheit und der alten, eingefleischten monotheistischen Idee ausgetragen wird oder werden sollte, wonach es ohne Teufel auch keinen Gott gibt. Nur dieser tödliche Kampf kann die Idee ausrotten, ohne Teufel wäre der Mensch der Gottlosigkeit ausgeliefert. Letzten Endes ist das auch der Kampf zwischen Theseus und Minotauros, dem einzigen griechischen Monster, das unserem hörnertragenden Teufel entfernt ähnlich sieht. Griechenland zu erforschen heißt, ein Labyrinth zu betreten, in dessen Mitte das Monster lauert, und den metaphysischen Kampf um die Freiheit aufzunehmen.

Wir sollten Griechenland bewundern, denn es hat sich den Teufel vom Leibe gehalten.

Nur, welches Griechenland? Jenes Griechenland, das man uns so lange billig verkaufen wollte, war den theoretischen Darstellungen des 18. und des 19. Jahrhunderts entliehen und gründete im allgemeinen auf dem, was man in den Geisteswissenschaften als das »Jahrhundert des Perikles« bezeichnet, das in Wahrheit nur ein halbes Jahrhundert gedauert hat. Griechenland ist kein monolithischer

Marmorblock, den sich die Römer auf einen Schlag angeeignet hätten, um ihn dem restlichen Europa zu übergeben. Das hellenische und hellenistische Griechenland erstreckte sich über das gesamte Mittelmeerbecken. Es reichte sogar bis an die äußerste Grenze Asiens, und das von Griechenland ausgebürgerte Alexandrien verdient es zumindest, ebenso dazugerechnet zu werden wie das Griechenland Athens oder Korinths. Von seinen Ursprüngen bis zu seinem Niedergang, von den mykenischen Einwanderungen des 2. Jahrtausends und den dorischen des 12. Jahrhunderts vor unserer Zeit bis zum Erscheinen der byzantinischen Herakliden im 7. Jahrhundert, war der griechische Geist etwa dreißig Jahrhunderte lang lebendig. Während dieser Zeit machte die griechische Kultur Metamorphosen durch wie kaum eine andere, vielleicht mit Ausnahme von China.

Griechenlands Stern ist nicht blitzartig aufgegangen. In der homerischen Zeit war es zunächst nichts weiter als eine kleine Ansammlung von Stadtstaaten geringer Ausdehnung, die zumeist der Gewalt unbedeutender Könige unterworfen waren. Sie stürzten sich gern in Kriege, wie Thukydides arglos schreibt, deren Würze in Plünderungen und Piraterie lag. Eine Religion gab es dort gewiß schon in der Bronze- und der Eisenzeit, doch gleich den Strukturen des Landes war ihr Gewebe locker und bunt gemischt. Sie bestand aus einer Sammlung von Mythen und Legenden, die von menschenähnlichen Helden und kaum definierten Mächten, Naturgeistern, handelten. Gewiß nicht nur Folklore, aber von einer einzigen, für alle verbindlichen Religion kann keine Rede sein; die Kulte haben »keine ausgefeilten Riten und erfordern keinen Klerus. Man ehrt die Götter mit Opfergaben, einfachen Trankopfern, die in denselben Kelchen dargebracht werden, aus denen man gleich darauf wieder trinken wird, oder mit Hekatomben, bei denen zum Opfer eine ganze Herde geschlachtet wird«. <sup>1</sup> Diese Merkmale werden bis zum Erlöschen der letzten hellenistischen Feuer bestehenbleiben: die Griechen stehen in direkter Verbindung zu ihren Göttern. Mit der Überwachung der Tempel und der Ausführung bestimmter Riten betraute Priester sollten erst später in Erscheinung treten und nie jene Macht in Händen halten, die ihnen in anderen Kulturen, wie der ägyptischen oder ira-

nischen, übertragen wurden. Das griechische Pantheon wird sich im Laufe der Jahrhunderte klarer abzeichnen und erweitern, aber es wird nie seine Eigentümlichkeit verlieren: es ist eine Gesellschaft von Heroen, die es verdienen, bewundert und gefürchtet zu werden, aber keiner von ihnen reicht an die metaphysischen Dimensionen des absolut Guten oder Bösen heran.

Griechenlands Sprache stammt, laut Herodot, von den Phöniziern, die Religion aus dem Orient, die Wurzeln der Vergangenheit sind in den rohen Kulturen der Ägäer zu suchen; und ein Gutteil seiner Größe verdankt Griechenland einem Helden, der beileibe nicht griechisch ist. Es war ein Makedonier, das heißt ein Barbar halbnomadischer Abstammung, der nicht einmal Griechisch sprach: es handelt sich um Alexander.

Historisch gesehen ist das »Griechenland« unserer Geistesgeschichte, das Griechenland Racines, Poussins, Stefan Georges oder Hölderlins, eine gänzlich literarische Fiktion. Die Hellenen, die der westlichen akademischen Tradition so sehr am Herzen lagen, von der Federfuchseri Winckelmanns bis zur Selbstbedienung Goethes, diese Hellenen waren zur Zeit von Homer nichts als ein kleiner Volksstamm in Thessalien!

Das aus Schwärmerei und Unwissenheit hervorgegangene Griechenland ist die höchste Schaumkrone einer Sprungwelle, die drei Jahrtausende hindurch den Mittelmeerraum peitscht; einige ihrer Strömungen reichen sogar bis ins 7. Jahrtausend zurück. Die mykenischen Kulturen, welche die ersten Steine zusammenfügten, aus denen viel später einmal das »klassische Griechenland« werden sollte, sammeln sich zunächst um die Insel Kreta und breiten sich allmählich bis zu den Kykladen und anderen Inseln aus. Nun gibt es aber nichts, was weniger griechisch wäre als Kreta vor viertausend Jahren, das heißt am Ende der Steinzeit oder des Neolithikums. Die ersten Kreter sind Anatolier oder Nordafrikaner<sup>2</sup> oder gleich beides zusammen und praktizieren den Kult der Großen Göttin. Sie sind Orientalen und interessieren sich weitaus mehr für den Süden als für den Norden. Ihre Beziehungen zu Ägypten sind ebenso intensiv wie offensichtlich: der Palast von Knossos trägt den Stempel der Kolossal-

tempel Ägyptens. Selbst ihre Steinvasen imitieren die ägyptischen. Erst Ende des 2. Jahrtausends, während der Epoche der 14. ägyptischen Dynastie, sollten sich die Verbindungen zu Ägypten lockern, und zwar geschieht das, als das mykenische Reich so viel Macht und Autonomie erlangt hat, daß seine Könige und die Pharaonen sich mit eifersüchtigen Blicken zu messen beginnen. Und ausgerechnet auf diesem fremden Territorium, in einer Grotte in der Nähe von Psychro, wird Zeus geboren, der König der Götter.

Die mykenische Kultur erreicht etwa um das Jahr 1250 vor unserer Zeit ihren Höhepunkt; sie umfaßte damals nicht nur die Kykladen und die Sporaden, sondern auch »unser« Griechenland, Messenien, den Peloponnes, Kephalaria, Attika und Euböa, einen Teil Äoliens und Thessaliens. Athen, Korinth, Theben und Delphi, die berühmten Stätten der antiken Tragödie und des zeitgenössischen Imaginären, sind unter die Fuchtel orientalischer Eroberer gefallen.

Es wäre denkbar, daß jetzt die Mykenen Griechenland gründen. Weit gefehlt. Aus unbekanntem Gründen werden die Volksstämme Eurasiens von einem plötzlichen Expansionsdrang erfaßt. Die Illyrer und die Daker, allesamt Frühkelten, dringen in den Balkan ein, während die Thrakophrygier in entgegengesetzter Richtung auf Anatolien zustürmen. Und genau in diesem Augenblick setzen jene, welche man später die »klassischen Griechen« nennen wird, die Dorer, die Äolier, die Ionier, zum Sturm auf die hellenische Halbinsel an, drängen die Mykenen zurück und begründen die ersten Anfänge Griechenlands. Wer sind diese Eindringlinge? Fremde barbarische Stämme, wahrscheinlich aus Griechenland stammend wie die Dorer, Asiaten wie die Ionier<sup>3</sup>, und später Phygier, die ebenso wie die Äolier Asiaten und in Wahrheit Knider waren, welche die äolischen Inseln, unser heutiges Lipari, kolonisiert hatten. Leute mit fremdem Blut in den Adern, wie die Ionier und die Äolier, die sich mit den Persern<sup>4</sup> vermischt hatten.

Sie alle mehr oder minder frischgebackene Indogermanen, gierig nach Mythen, eine Vorliebe, die sie an Griechenland weitergeben sollten. Denn die Griechen lieben Fabeln und prächtige Erzählungen, tragische Schauspiele und auch Komödien. Aischylos, Sophokles

und Euripides sind nicht von ungefähr Griechen, und die Römer haben ihnen deswegen zu keiner Zeit ebenbürtige Rivalen bieten können. Und so wollen wir diese Eindringlinge kurz würdigen: Es sind die Dorer, vormals Mykener, die Apollon und Herakles in Griechenland bekannt gemacht haben, jene höchsten Götter, deren Kulte die Nachbarn in Erstaunen setzten.

Ein Wunder daher, daß es trotz alledem ein Griechenland gegeben hat. Aus diesen endlosen Invasionen und Durchmischungen ging Kultur ganz eigener Art hervor. Das griechische Pantheon haben wir ja schon kennengelernt. Und es ist nicht minder paradox als etwa das hinduistische. In einem schrecklichen Anfall von Eifersucht zieht Apollon, dessen Name für Schönheit, Licht und göttlichen Glanz steht, dem Satyr Marsyas bei lebendigem Leibe die Haut ab, weil dieser besser Flöte spielt als er selbst. Obgleich der Alleinherrscher Zeus mit Hera verheiratet ist, spielt er unablässig den Galan, verführt Antiope, Alkmene, Leda, Europa und ist nicht sonderlich dogmatisch, wenn sich die Gelegenheit ergibt: er entführt auch den hübschen Ganymed (ein anderer schöner Jüngling, Phaenon, der auch im Himmel endete, findet seltener Erwähnung). Poseidon, Gott der Meere, erbost darüber, daß Athen der Athena den Vorzug gegeben hat, setzt einfach das Land unter Wasser. Aphrodite, die Gemahlin des widerwärtigen Hephaistos, der selbst zwar auch ein Gott, früher aber ein hinkender Schmied war, betrügt ihren Gatten mit Ares und läßt sich zu Leid und Freud auch noch öffentlich in flagranti ertappen. Hermes, der doch immerhin die Seelen in die Unterwelt geleitet und später Schutzpatron der ehrgeizigsten religiösen Strömungen wird, stiehlt dem Apollo fünfzig Kühe... Wollte man die beinahe menschlichen Schwächen, die Vergehen, wenn nicht gar Verbrechen der griechischen Götter aufzählen, es nähme kein Ende. Es sind Verführer und Diebe, treulos, grausam, mordlustig, jähzornig, hinterlistig. Schöne Götter, in der Tat. Wie kommen diese wenig schmeichelhaften Bilder zustande? Vergessen wir nicht, daß die Götter des Olymp letzten Endes nichts anderes sind als Produkte der menschlichen Vorstellungskraft. Aber auch sie mußten vorsichtig sein, wenn sie nicht das Schicksal des Prometheus erleiden wollten, der für die

Menschen das himmlische Feuer stahl und dafür an einen Felsen gekettet wurde, während der Adler des Zeus ihm die Leber wegfraß.

Hätten die Griechen sich tatsächlich nicht vorstellen können, welchen Aufschwung die Gottheit in den Jahrhunderten nehmen sollte, die auf den Niedergang Roms und den Einfall der Barbaren folgten? Sollten sie seltsamerweise keine höhere Kraft in dem göttlichen Prinzip gesehen haben? Gewiß, Hesiods Kosmogonien berufen sich immer wieder auf das Übernatürliche, doch die griechischen Götter bleiben dem kritischen Blick der Sterblichen ausgesetzt; man sagt ihnen keine guten Absichten nach, und die Ethik haben sie nicht gerade erfunden. Sie sind weder zwangsläufig noch jederzeit den Menschen wohlgesonnen. Zwar nimmt Athene Orest unter ihren Schutz, nachdem er seine Mutter Klytämnestra getötet hat, und als sie den Areopag zusammengerufen hat, läßt sie die Waagschale zu seinen Gunsten ausschlagen, so wie sie ja auch in der *Ilias* Partei ergreift und auf der Seite des Diomedes kämpft. Schöne Beweise von Zuneigung für die Sterblichen (und Verachtung oder Feindseligkeit für die ändern). Aber die Götter sind nicht immer wohlwollend, wie es die Büchse der Pandora bezeugt, ein vergiftetes Geschenk, das Zeus dem Epimetheus gemacht hatte, dem Bruder des Prometheus und Gemahl der Pandora. Eines Tages öffnet Pandora, von Neugier gepackt, die Büchse, und alle Leiden, Krankheiten und darin eingeschlossenes Elend kommen über die Menschheit.

Nach Meinung der Griechen waren die Götter also weder Freunde noch Feinde der Menschheit. Die göttlichen Angelegenheiten sind für die Sterblichen undurchschaubar. Das läßt sich bei vielen Gelegenheiten beobachten. Herakles, leiblicher Sohn des Zeus, tötet in einem Anfall von Irrsinn im Palast seines mutmaßlichen Vaters, Amphitryon, seine eigenen Kinder. Und, wie Euripides in seiner Tragödie *Herakles* erzählt, als er wieder bei Sinnen ist und von Verzweiflung und Gewissensbissen gepackt wird, möchte er sich das Leben nehmen, doch Theseus beruhigt ihn: »Wozu? Der Götter Sein befleckt du, sterblich, nicht.« Später dann, als der erboste Herakles an den Göttern, die ihn um den Verstand gebracht haben, Rache nehmen will, folgert er: »Der Gott ist herrisch, gegen die Götter bin es ich«,

während Theseus ihm entgegnet: »Glaubst du, die Götter kümmert's irgend, wenn du drohst?«<sup>5</sup> Mitten in der klassischen Periode, etwa um das Jahr 424 vor unserer Zeit, präsentiert Euripides dem griechischen Publikum ein so ernüchterndes Götterbild. Und genau dieses Bild beherrscht die griechische Religion von Anfang bis Ende ihrer Geschichte.

Doch die Sterblichen lassen sich von den Göttern ebensowenig einschüchtern. Als Achill sich anschickt, Agamemnon das Schwert in den Leib zu stoßen, spürt er eine Hand auf seinem Haar, wendet sich um und erblickt Athene, die herbeigeeilt ist, um ihn mit dieser ebenso liebevollen wie charmanten Geste zu beruhigen. »Warum, o Tochter Zeus' des Ägiserschütters, kamst du?« ruft er, noch immer von Wut ergriffen. »Etwa den Frevel zu schauen von Atreus Sohn Agamemnon?«<sup>6</sup>

Die griechischen Götter sind ebenso unberechenbar wie ihre fernen indoarischen Vorfahren. Man weiß nie genau, was als nächstes in sie fahren und zu bösen oder guten Taten antreiben wird. Welche religiösen Gefühle sollte man ihnen also entgegenbringen? Was hat Religion im antiken Griechenland überhaupt bedeutet, fragt man sich angesichts solcher Götter. Der Begriff Religion kann jedenfalls hier nicht in derselben Weise verstanden werden wie in den monotheistischen Religionen, das heißt als eine religiöse Praxis des einzelnen, die in Zurückgezogenheit und stiller Andacht vollzogen wird und den Gläubigen zur Transzendenz führen soll. Wir müssen hier auf die Etymologie des Wortes zurückgreifen, um seinen Sinn zu erfassen; das lateinische *ligare* bedeutet »verbinden«. Und die griechische Religion ist genau dies: ein Bindeglied zwischen den Gläubigen, oder genauer gesagt, ein Band zwischen den Bewohnern des Stadtstaates. Es ist unmöglich, die Religion im antiken Griechenland zu verstehen, ohne die Rolle zu kennen, die ihr innerhalb des Stadtstaates zukam: ihre politische Rolle.

Die Religion war das Bindemittel des Staatsverbandes; ihre Götter waren wie überall Heroen, die ihre Rolle in den Schöpfungen und Gründungsmythen spielten. Ihr Kult war kein metaphysisches Unternehmen, nicht Ritualisierung des Strebens eines Einzelnen nach

Transzendenz, sondern die Feier eines Wertes, der mit der Wesenheit des Staates selbst gleichgesetzt wurde. So ist die griechische Demokratie eng verbunden mit den »staatsbürgerlichen« Idealen, die von den Göttern verkörpert werden. Nach der Assimilation der griechischen Götter durch das römische Pantheon beginnt für sie der Abstieg, begleitet von der Lächerlichmachung durch die Imperatoren. Die Griechen stürzten ihre Tyrannen mit Hilfe ihrer Götter, während die Römer ihre Götter mit Hilfe der Tyrannen stürzten. Aber der wahre Gott der Griechen ist die *polis*.

Zugleich läßt der griechische Geist in seiner glänzenden Vielfalt schon bald eine alerte Wachsamkeit erkennen, wenn es um die menschliche Würde geht. Sie findet in der Geschichte der Religionen nicht ihresgleichen. Das paradoxe Genie der Griechen, so könnte man sagen, bestand darin, sich Götter auszudenken, deren Tyrannei aber gleichzeitig abzulehnen. Denn die Tyrannei, die absolute Herrschaft eines Einzelnen oder einiger weniger, ist mit dem Griechentum unvereinbar. Als ein thebanischer Herold nach Athen kommt und nach dem dort regierenden König fragt, antwortet ihm Theseus: »Zuerst begannst du, Fremder, deine Rede falsch, / Da einen Herrn du suchtest hier: Beherrscht wird / Von einem Manne nicht, nein, frei ist dieser Staat... «<sup>7</sup> Und so werden auch die Götter in Frage gestellt, und man sagt ihnen Lasterhaftigkeit, Jähzorn, Schandtaten und rüde Sitten nach, welche die Gläubigen unserer monotheistischen Religionen geradezu schockieren würden.

Griechenland steht auch für den einzigartigen Augenblick in der Geistesgeschichte, als die Vernunft so lange an den selbstgeschaffenen Mythen nagte, bis sie nurmehr die lächerliche Konsistenz einer Qualle hatten, die stundenlang im Sand der Sonne ausgesetzt war. Etwa im 5. Jahrhundert vor unserer Zeit beginnt der Zynismus mit der Plünderung dieses auf Märchen und Geschichten spezialisierten Kaufhauses, das von der Religion, von Dichtern und von der Überlieferung eingerichtet worden war. Ein staunenswertes Beispiel jener Respektlosigkeit, die für die Freiheit unerlässlich ist. So behauptet Diogenes, der Gründer dieser Schule: »Was ich vorhin bei Ödipus noch vergaß: Er ging nicht nach Delphi, um das Orakel zu befragen,

sondern traf mit Teiresias zusammen und erfuhr durch dessen Sehergabe großes Leid, was er aber seinem eigenen Unverstand zuzuschreiben hatte. Er bekam nämlich zu hören, daß er bei seiner eigenen Mutter geschlafen und Kinder von ihr habe. Das hätte man vielleicht geheimhalten oder in Theben als gesetzlich erklären sollen. Statt dessen machte er es später aller Welt kund und rief, außer sich, laut, er sei zugleich Vater und Bruder derselben Kinder, Gatte und Sohn derselben Frau«. Worauf ihm sein Gesprächspartner entgegnet: »Du, Diogenes, stellst Ödipus dar als den größten Dummkopf der Welt; die Griechen aber glauben, er habe nur kein Glück gehabt, an Verstand aber sei er allen überlegen gewesen [...]« Bei dieser Antwort bricht Diogenes in Lachen aus, er fährt fort, Ödipus als Schwachkopf und Symbol der Dummheit hinzustellen, und bezweifelt, daß Ödipus das Rätsel der Sphinx tatsächlich gelöst habe.<sup>8</sup> Diogenes war es auch, der dem Helden Alexander auf dessen Frage, welchen Dienst er ihm erweisen könne, mit der ihm eigenen Frechheit antwortete: »Geh mir aus der Sonne.« Über Platon machte er sich lustig, indem er ihn fragte, warum er denn auf den *Staat* noch *Die Gesetze* habe folgen lassen, als ob dieser nicht schon Gesetze hätte. Kurz, er entmystifiziert Helden und Heldentaten seiner Zeitgenossen, denen man, besonders im 19. Jahrhundert, eine übertrieben ehrerbietige Hochachtung meinte entgegenbringen zu müssen.

Nun stehen aber Diogenes und die übrigen Kyniker wie Monimos, Onesikritos, Demetrios, Demonax und Heraklit ebenso für Griechenland wie Platon, Aristoteles, Sophokles, Aischylos und Phidias. Zweifellos gibt es beim »rasenden Sokrates«, wie ihn Platon nannte, eine sonderbare Ähnlichkeit mit den Weisen Indiens und insbesondere den Gymnosophisten, die seinerzeit gleichfalls und zwar als erste Entsagung und völlige Besitzlosigkeit predigten. Möglicherweise haben wir es wieder einmal mit indoarischen Einflüssen zu tun, denn die Griechen kannten die hinduistischen Gymnosophisten in der Tat, wenn sie jene auch auf gebührend ironische Weise assimiliert hatten.

So versteht man ohne Schwierigkeit, daß die Götter bei diesem Gegenwind nicht immer nur hohes Ansehen genossen und noch weniger die Dämonen. Viel später erregte sich Kaiser Julian über ihren Spott,

bezeichnete die Kyniker als schamlos und die Diogenes zugeschriebenen Tragödien als ekelerregend und niederträchtig, ganz zu schweigen von denen des Oinomaos, dieser »schändlichsten aller Schamlosigkeiten«, dieser »größten aller Abscheulichkeiten«.<sup>9</sup> Bekanntlich liegt das daran, daß Götter und Tyrannen unter einer Decke stecken. Leugnet man heutzutage die Existenz des Teufels, erregt das die Besorgnis der Polizei, wie wir gegen Ende dieses Buches sehen werden. Denn von der *polis* führt ein direkter Weg zur Polizei.

Doch ein Kaiser ist immer verdächtig, und so sehr Kaiser Julian auch von Griechenland begeistert sein mochte, war er dennoch ein Römer, noch dazu einer mit christlicher Erziehung. Die Griechen, zumindest die der klassischen Epoche, glaubten ja nicht einmal an ihre Orakel, Pythien und sonstigen Auguren, deren Kehlen doch als Resonanzboden göttlicher Verlautbarungen galten. Wieder ist es Theseus, der König Adrastos tadelt für seinen Besuch beim Orakel Phoibos, wo er Apollos Zustimmung einholte, bevor er unglückseligerweise seine Töchter mit Fremden verheiratete: »Auch du scheinst einer dieser Schar und weise nicht, / Da Fremden du, von Phoibos' Sprüchen unterjocht, / Als ob die Götter lebten, deine Tochter gabst!«<sup>10</sup>

In den 13 Jahrhunderten seiner Geschichte kann man Griechenland durchaus eine heroische Vermessenheit bescheinigen, die sich von religiösen Gefühlen und Lebensangst befreit hatte, und gewiß auch vom Aberglauben, der *deisidaimonia*, auch wenn seit dem 5. Jahrhundert Magier, Zauberer, Thaumaturgen und Hexenmeistern, *magoi*, *goetoi*, *pharmakoi*<sup>11</sup>, zweifelhafte Kulthandlungen ausführten. Das Wort *deisidaimonia* verdient unsere Aufmerksamkeit; es bezeichnet nicht nur die törichte und vernunftswidrige Angst vor dem Unbekannten, sondern die übertriebene Furcht vor den Göttern, den *daimones*. Die christlichen Theologen gehen von einer völlig irrigen und anachronistischen Interpretation des Wortes »Dämon« aus: es bedeutet ganz einfach »Gott«, gelegentlich auch »Geist« oder »Genius«. Epikaste fürchtet den bösen Blick ihrer Nachbarin, weil diese die schöne Hochzeit ihrer Tochter zum Scheitern bringen könnte. Und so bittet sie heimlich einen *pharmakos*, der nicht nur ein Apo-

theker ist, um Rat. Dieser bereitet dann aus widerwärtigen Ingredienzien einen Brei und verbrennt ihn anschließend auf einem Dreifuß, während er nicht minder abscheuliche Zaubersprüche dahersagt, um der Nachbarin die Zauberkraft zu nehmen.

Trotz allgemeiner Ächtung greifen Scharlatane wie dieser erstaunlich oft in das Privatleben der Bürger ein. Denn der Alltag der Griechen war keineswegs frei von Zauber und Hexerei. Bei solchen Gelegenheiten rief man dann gern auch die schwefelige Hekate an, eine Spielart der Artemis, man wandte sich an Pluton, Persephone, an Hermes und noch viele andere, später sogar an eine Abart des Gottes der Hebräer, der in Iavoth umbenannt wurde. Man bat diese Geister, unter einem ganz bestimmten Dach Unfrieden zu stiften oder zu verhindern, daß dieser oder jene beim Geschlechtsverkehr auch nur das geringste Vergnügen hätte, und zwar am besten rückwirkend und in alle Zukunft.

André Bernand<sup>12</sup> zitiert mehrere Beschwörungsformeln, die von wundervoll drastischer Ausdruckskraft sind: »Euch betraue ich [mit diesem Zauber], Ihr Götter und Göttinnen der Unterwelt, Pluton Uesmigadoth und Kore Eroschigal und Adonai, auch Barbaritha genannt, und Hermes aus der Unterwelt, Thot und Anubis, auch Pseriphta, welche die Schlüssel des Hades in Händen hält, und euch, ihr Geister der Unterwelt, ihr allzu früh verstorbenen Jungen und Mädchen, ihr jungen Männer und jungen Frauen, Jahr für Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag, Nacht für Nacht, Stunde für Stunde. Ich rufe alle Geister an, die sich an diesem Ort befinden: steht diesem Geist bei, der hier vor euch steht. Erwache für mich zu neuem Leben, du Totengeist, wer auch immer du sein magst, Mann oder Frau, und be gib dich an jeden Ort, in jedes Quartier, in jedes Haus; Heronus, der Thsenubasthis zeugte: sorgt dafür, daß sie weder den vaginalen noch den analen Beischlaf kennenlernt, noch je mit einem anderen Mann als mir allein Wollust empfinden würde.«

Neben einer ganzen Reihe exotischer, wenn nicht gar extravaganter Gottheiten wie Baruchambra, Barbaramchelumbra, Abrathabrasax, Sesengenbarpharages und anderen Gestalten, die den Phöniziern, den Asiaten und dem undurchdringlichen Hinterland Siziliens oder

Maltas, wenn nicht sogar der entfesselten Phantasie der Zauberer selbst entliehen waren, »arbeiteten« die Zauberer auch mit den offiziellen Göttern der Griechen, woraus wiederum folgt, daß die griechischen Götter nicht bloß jene lichten Gestalten waren, die der Humanismus in ihnen sehen wollte. Diese Götter hatten ihre dunklen Seiten, und wenn sie ihren abergläubischen Auftraggebern noch nicht bedrohlich und finster genug waren, suchten die sich andere, ebenso »offizielle«, aber fremde Götter wie Thoth und Anubis.

Diese Zauberer arbeiteten auch mit Totengeistern, die heimtückisch und aufdringlich genug waren, sich in die Angelegenheiten jener Welt einmal einzumischen, die sie hatten verlassen müssen. Wie viele andere Völker auch, waren die Griechen überzeugt, daß Menschen, die auf schmerzvolle und tragische Weise gestorben waren, sich als Geist den Menschen gegenüber ziemlich nachtragend verhalten würden. Und so kam es, daß man diese Geister für seine eigenen niedrigen Zwecke einspannen konnte, und sie ließen ihrer Gehässigkeit freien Lauf.

Auch hier entdecken wir trotz gründlicher Suche keinen Hinweis auf einen Hauptteufel, zumal es bei der hellenischen Hexerei meistens bloß um mindere Delikte geht, um Fleischeslust oder kleinliche Streitereien. Die Götter und die Toten werden für wollüstiges Begehren bemüht. Zur Wirksamkeit der Rezepturen eines Liebestranks läßt sich nur vermuten, daß schon die Zeitgenossen der frustrierten Liebenden darüber gelacht haben.

Auf den ersten Blick scheint es übertrieben, abergläubische Praktiken und Religion miteinander zu vergleichen, da die magischen Praktiken offenkundig verächtlichen Zwecken dienen. Auf den zweiten Blick zeigt sich jedoch, daß hier eine pseudoreligiöse Praxis heimlich ins Negative abgeleitet, also in jenen Bereich, den man später das Böse nennen wird.

Die Beschwörungsformeln lassen unschwer erkennen, welche Motive hinter dem Aberglauben standen: Frustration und persönliche Niedertracht. Nicht nur die Religion hat hier ihre vorrangige Funktion verloren, die in der Stärkung der Tugenden der *polis* liegt; jetzt unterhöhlt sie sogar den Stadtstaat, denn sie dient nur noch dazu,

ein Individuum im Kampf gegen ein anderes Individuum zu stärken, und zwar verdeckt. Denn die bösen Geister fleht man nicht am helllichten Tag an; alles findet in der Abgeschlossenheit der Offizinen von Magiern, Zauberern oder anderen Thaumaturgen statt. Nicht die bekannten großen Namen wie Zeus, Apollo, Dionysos, Athene und Aphrodite werden angerufen, sondern die »Nebengötter« oder Götter der Unterwelt, chthonische Götter wie Pluton oder dunkle Vetter der großen Götter wie Hekate, der Doppelgängerin der Artemis.

Eine durchgehende Konstante, der wir in den monotheistischen Religionen wiederbegegnen, ist die Anschauung, daß die unheilvollen Kräfte von außen kommen. Diese teuflische Vorform der späteren christlichen Zauberei, von der die abergläubischen Glaubenspraktiken der Griechen geprägt sind, ist denn auch sehr aufschlußreich: Sobald es um die Erfüllung persönlicher und verwerflicher Wünsche geht, wendet man sich an die Mächte der Finsternis. Daher ist es auch verständlich, daß an die bösen Geister vor allem jene glauben, die den größten Nutzen hieraus zu ziehen hoffen: die krummen Teufel, das sind sie selbst!

Man versteht nun auch wesentlich besser, warum die Urteile der Philosophen über diese Gegenreligion so streng ausfielen: für Platon ist die *magganeia*, das heißt die Magie, »voller Heimtücke und Hinterlist«<sup>13</sup>. Ehrenwerte Bürger brauchen die Götter nicht übermäßig zu fürchten. Und Sokrates führt weiter aus: »Der *goetos* ist ein Scharlatan.«<sup>14</sup> Wer sich der Totengeister für persönliche Zwecke bedient, stört die Ordnung des Stadtstaates. Um den Konflikt zwischen offizieller Religion und Aberglauben besser einschätzen zu können, muß daran erinnert werden, daß Sokrates und Platon, Meister wie Schüler, Parteigänger einer quasi totalitären Gesellschaft sind, ohne immer als solche erkannt zu werden. Der ideale Stadtstaat ist eine Utopie, deren Beschreibung in *Der Staat* einem das Blut in den Adern gefrieren läßt.<sup>15</sup>

In diesem Zusammenhang kann man sich fragen, was Platon denn unter religiösem Gefühl verstand. Selbst als er die initiierten und an den Mysterien beteiligten Zauberer der offiziellen Religion gegen-

überstellt, ist seine Rede verdächtig: »Alle jene aber, die nicht nur die Meinung vertreten, es gebe keine Götter, oder diese kümmerten sich nicht um uns oder sie seien durch Bitten zu beeinflussen, sondern die außerdem, gleich wilden Tieren, voll Verachtung gegen die Menschen, die Seele mancher Sterblichen an sich locken und zudem behaupten, sie vermöchten auch die Seelen der Toten erscheinen zu lassen, ja, die sogar versichern, die Götter überreden zu können, indem sie mit Opfern und Gebeten und Beschwörungen einen Zauber über sie ausüben, die im weiteren aus lauter Geldgier nicht nur einzelne Mitbürger, sondern ganze Familien und sogar Städte ins völlige Verderben zu stürzen versuchen - wer also solcher Dinge schuldig befunden wird, den soll das Gericht gemäß dem Gesetz dazu verurteilen, in jenem Gefängnis in der Mitte des Landes eingekerkert zu bleiben, wo ihn kein Freier je besuchen darf...«<sup>16</sup>

Eine ziemlich kategorische Aussage. Dennoch fragt man sich, auf wen Platon eigentlich so böse ist, denn man kann sich nur schwer Zelebranten vorstellen, die einerseits der Überzeugung sind, es gebe keine Götter, und ihnen andererseits Opfer von ruinösen Ausmaßen darbringen. Zumindest ist diese Rede bereits widersprüchlich. Schließlich verweist auch die Anspielung auf »jene, die gleich wilden Tieren...« zwar implizit, aber dennoch deutlich auf die Teilnehmer an den Bacchanalien, die sich in der Tat in Pantherfelle hüllten, gar in das Fell des Pantherweibchens, das dem Dionysos verbunden ist. Und auf den ist Platon nicht gut zu sprechen.

Darüber hinaus weiß Platon, der seine Götter sicher gut kennt, daß sie genauso sind, wie er behauptet, sorglos und bestechlich zugleich und obendrein noch launisch, gewalttätig und parteiisch. In Wahrheit greift Platon unter dem Vorwand, die Zauberer zu schmähen, nicht nur die Exzesse religiösen Eifers an, sondern auch die Götter selbst, und zwar über den Umweg einer krummen Rhetorik. Man findet es bestätigt im *Eutyphron*<sup>17</sup>, in dem er den Theologen gleichen Namens zu Sokrates führt und diesen eine Rede über die Pietät halten läßt. Dieser Eutyphron ist ein ziemlich mittelmäßiger Kopf und unfähig, Sokrates zu verstehen. Im idealen Staat wäre er zweifellos ein Beamter.

In Wahrheit, und das sieht man sowohl im *Eutyphron* wie im *Timaios* ist Platon ein Pythagoreer, sozusagen ein Orientale *per procura*. Er ist ein Mystiker, der Zarathustra und dem Orphismus weit näher steht als dem attischen Geist. Die Pythagoreer glauben nämlich an die Metempsychose, eine Vorstellung, die sie auf direktem Wege vom hinduistischen Vedismus übernommen haben. Und damit glauben sie an ein Weiterleben der Seele, was man ganz deutlich im *Phaidon* und im *Gastmahl* erkennen kann. Darin behauptet Platon, es gebe Vermittler zwischen den Menschen und den Göttern, die berühmten *daimones*, die ursprünglich gut sind. Und genau dieses Thema wird die christliche Scholastik wieder aufgreifen.

Im ersten Jahrhundert wird die neupythagoreische Lehre mit der platonischen verschmelzen; für beide gibt es in der Welt eine höchste Ordnung: die Idee. Jacqueline de Romilly hat das folgendermaßen ausgedrückt: »Sie [die Idee, der Platon die ganze Welt unterordnen will] erhält eine strahlende und unauslöschliche Existenz: alles, was wir für wahr halten, ist nur deren blasse Kopie.«<sup>18</sup> Hier erkennt man bereits die Vorstellung von der realen Welt als einer Illusion, die in der Gnosis bis zu der Behauptung weitergetrieben wird, alles Stoffliche sei schlecht. Woraus folgt, daß Platons Religion nicht griechisch ist. Nirgends wird das so deutlich wie in *Der Staat*: als er das Prinzip des absoluten, vollkommenen, erkennbaren und verstehbaren Guten erläutert und glorifiziert, macht Platon freiheraus seinen Widerwillen gegen das griechische Pantheon und die ganze hellenistische Religionspraxis deutlich, zu denen er sich in den anderen Dialogen nicht zu bekennen wagt, oder vielmehr, die er hinter einer zweideutigen Sprache versteckt hält und mit rhetorischen Lumpen verhüllt. Durch diesen religiösen Totalitarismus, der in krassem Gegensatz zur griechischen Kultur und ihrer Dialektik von Objekt und Subjekt steht, wird Platon letzten Endes von der hellenischen Landschaft ausgeschlossen, in welcher er überdies einen einzigartigen, geradezu ungehörlichen Platz einnimmt, der ihm weitaus mehr aufgrund seiner späten Lehre als aufgrund seiner Taten zugewiesen wurde. Denn das in *Der Staat* gefeierte absolute Gute impliziert das absolute Böse, das heißt genau den Teufel, der dem griechischen Geist doch so fremd

ist. Sofortige Evakuierung des Olymps, Deportation seiner Götter! Eine solche Position nimmt bereits die Gnosis und sogar das Christentum vorweg, und aus diesem Grunde kann der Platonismus vom platonischen Christentum auch so bequem aufgegriffen und adoptiert werden. Später wird diese Position erneut in den verschiedenen Formen des Theismus in Erscheinung treten, als diffuses Gottheitsgefühl, das während der Französischen Revolution ebenso plötzlich wie kurz wieder aufblühen sollte. Platon war also gewissermaßen schon ganz nah am Teufel vorbeigegangen.

Xenokrates, wie Aristoteles ein Schüler Platons, wird geradezu eine systematische Dämonologie erstellen: er sieht die *daimones* als umherirrende Seelen an, die bereits existierten, bevor sie im Leib Gestalt annehmen, und nach dem Tod des Leibes weiterleben, und er trifft seine Unterscheidung zwischen guten und bösen *daimones*.

Für Aristoteles, der in erster Linie die Hexerei im Auge hat, ist der Neid die Antriebskraft der Zauberer. Da der Neid, *phthonos*, ein niederes Gefühl ist, wird er unweigerlich die Harmonie des Stadtstaates stören, das höchste Ideal der griechischen Welt. Und so kann die Zauberei diesem Ideal nur abträglich sein: sie wird im Verborgenen praktiziert, in rußgeschwärmten Offizinen - im Gegensatz zur Religion, die ja würdevoll und öffentlich zelebriert wird. Bernand hat sehr schön dargelegt, daß der Neid von vielen griechischen Denker als Hauptursache des Streits angesehen wird<sup>19</sup>; woraus folgt, daß deren Werkzeug, die Zauberei, der Religion schadet, die ja selbst wiederum für Ordnung sorgen soll. Die Annahme, Aristoteles habe mit der Verdammung des Neides unterstellen wollen, es handle sich hierbei um eine Form des Bösen, ist unrichtig: er hält ihn nur für einen »Fehler«.

Auch Plutarch hat sich, unter dem Einfluß des Orients und des Iran, in seinen beiden Abhandlungen, *De Iside et Osiride* und *De defectu oraculorum*, mit den Dämonen befaßt. Er knüpft teilweise an Xenokrates an und beschreibt die *daimones* als in einem Zwischenreich verweilende Seelen, die zu Göttern werden oder auf die Stufe des Menschseins zurückfallen können. Er unterteilt sie in gute und böse Dämonen, und in recht verworrener Weise beschuldigt Plutarch

die bösen Geister, Götter wie Menschen zu bösen Taten zu verleiten, während die guten Geister diese zu Wohltaten anspornen. Das gnostische Gedankengut ist offenkundig: es gibt also zugleich Geister des Bösen wie Geister des Guten. Hier horcht die christliche Apologetik auf, denn die Existenz böser *daimones* befreit die Götter von der Verantwortung für ihre schlechten Taten. Eine überaus ungriechische Idee, denn sie verneint die Freiheit, indem sie Menschen wie Götter übernatürlichen Mächten unterwirft. Wir sind hier noch längst nicht beim Teufel angelangt, aber wir sind auch nicht mehr sehr weit von ihm weg, denn sobald man anfängt, zwischen guten und bösen Dämonen zu unterscheiden, wird der Dualismus hellhörig, und schon unterscheidet man letztlich zwischen Engeln und Dämonen.

Man ist also noch weit davon entfernt, bei den griechischen Philosophen den Abglanz der Mächte des Bösen zu finden, denn der Abglanz der Göttlichkeit des Guten läßt sich hier genausowenig ausmachen. Da die griechische Philosophie aber von der griechischen Kultur ausgeht, wäre es absurd, sie als eine rein intellektuelle Konstruktion zu betrachten, die mit der alltäglichen Wirklichkeit und mit den Glaubens Vorstellungen der Griechen nichts zu tun hätte. Kojève hat das sehr klar dargelegt<sup>20</sup>: Am Ziel ihrer Gedanken krönen die Stoiker die Philosophie des Aristoteles, die selbst platonischen Ursprungs ist. Sie sagen, daß die höchste Gottheit in Übereinstimmung mit dem Kosmos in einem ewigen Werden begriffen sei, und der Kosmos, in welchem sich diese Gottheit manifestiert, folge einer zyklischen Bewegung. Hier finden wir den zugleich aufsässigen und ängstlichen Skeptizismus, der uns aus der gesamten griechischen Literatur entgegenschlägt. Wenn alles unaufhörlich zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt, gibt es keinen »Sieg« des einen Prinzips über das andere; woraus wieder einmal hervorgeht, daß die griechische Philosophie die Vorstellung von Geschichte im modernen hegelschen Sinne verwirft. Ebenso weist sie die Vorstellung von der Apokalypse zurück, wie sie das spätere Judentum einführen wird. Nichts schreitet fort, jede Bewegung ist Illusion, wie es in dem Paradox des Zenon zum Ausdruck kommt. In der hellenistischen Epoche schließt also die

griechische Philosophie - und folgt damit selbst dem Bild, das sie vom Lauf der Dinge zeichnet - den von Heraklit begonnenen Kreis, der ja als erster die ewige Wiederkehr behauptete. Im menschlichen Denken ist ebensowenig ein Fortschritt auszumachen wie im Kosmos.

In diesem Rahmen kann es weder ein Prinzip des absolut Guten noch des absolut Bösen geben, wie Kojève hervorhebt<sup>21</sup>, folglich auch keinen Gott des Guten und keinen Gott des Bösen. In der Spätphase der Stoa, die von hellenistischen Denkern und Rhetoren wie Apollonius von Tyana getragen wurde, wird man sehen, wie die Gnosis dieses Thema wieder aufgreift; denn dort ist die Schöpfung die Tat eines Demiurgen, der jenseits von Gut und Böse steht. Die für das eine wie das andere Prinzip stehenden jüdisch-christlichen Götter, Gott und Teufel also, sind nur sekundäre und transitorische Gottheiten.

Wenn sich der »griechische Philosoph« (im weitesten Sinne) von der hellenisch-hellenistischen Praxis distanziert, so liegt das daran, daß er dem Unbehagen, das jeder Mensch angesichts seiner Grenzen und seiner Zerbrechlichkeit empfindet, kaum Raum läßt. Das Gefühl des Heiligen ist ihm fremd. Dennoch kann die griechische Glaubenspraxis die Grenzen der Staatsreligion überschreiten, und nicht nur im Bereich des Aberglaubens, das bezeugen die Mysterien. Die Antwort auf die Frage, wie die Griechen mit der Lebensangst und all den Ungeheuern umgingen, müssen wir daher an anderer Stelle suchen.

Da gab es bis zuletzt die Praxis des Menschenopfers. Daß es überhaupt in Griechenland solche Opferungen gegeben haben soll, ist schon an sich eine schockierende Vorstellung. Doch Plutarch kann es bezeugen. In seiner Geburtsstadt Chäronea stand er als Oberrichter einer Zeremonie vor, die »Vertreibung des Hungers« genannt wurde; diese bestand darin, einen Sklaven mit Ruten eines bestimmten Baumes zu schlagen (lateinisch *Agnus castus*, dem besondere Eigenschaften zugeschrieben wurden), ihn anschließend aus der Stadt zu treiben, während die Teilnehmer schrien: »Hinaus mit dem Hunger und herein mit Gesundheit und Wohlstand.« Nicht immer blieb das Opfer nur symbolisch: »Jedesmal, wenn Marseille, eine der glän-

zendsten und geschäftigsten griechischen Kolonien, durch eine > Pestseuche< heimgesucht wurde, pflegte sich ein Mann aus den unteren Klassen als Sündenbock anzubieten; ein Jahr lang wurde auf öffentliche Kosten für seinen Unterhalt gesorgt, und nach Ablauf dieses Jahres wurde er in heilige Gewänder gekleidet, mit heiligen Zweigen bedeckt und durch die ganze Stadt geführt, während die Bewohner, wenn er an ihnen vorüberging, beteten, alles Unheil ihrer Stadt möge über sein Haupt kommen. Auch er wurde zur Stadt hinausgeworfen oder außerhalb der Mauern zu Tode gesteinigt.«<sup>22</sup>

In Kleinasien gab es für den Fall einer Seuche oder eines Erdbebens immer eine Person, die mit dem ganzen Unglück der Gemeinschaft beladen werden konnte, ein häßliches oder verwachsenes Wesen, das im Vorherin für diese Zwecke ausgewählt worden war. Zum Klang der Flöte schlug man ihm auf das Geschlechtsorgan, und anschließend warf man ihn auf den Scheiterhaufen. Eine Opferung war nicht nur für Ausnahmefälle vorgesehen, sie konnte auch regelmäßig zelebriert werden. Wie Frazer weiter berichtet, wurden bei früheren Erntefesten der Thargelie in Athen ein Mann und eine Frau vor die Stadt geführt und zu Tode gesteinigt. In Abdera, in Thrakien, war es sogar ein gut situiertes Bürger, der sich selbst als Sündenbock anbot. Bei den leukadischen Zeremonien war es üblich, alljährlich einen jungen Mann ins Meer zu werfen, um damit eine Schuld bei Poseidon, dem Gott der Fluten, zu begleichen.

Da die Griechen glaubten, daß die Götter ebenso eitel und lüstern seien wie die Menschen und zu ihrer Besänftigung Opfer verlangten, hofften sie auf diese Weise, ihr Gemeinwesen zu reinigen. Der Begriff einer Reinigung birgt jedoch den Gedanken der Unreinheit in sich. Die Griechen hatten also doch eine Vorstellung vom immateriellen Bösen, das man bannen konnte, indem man mit der einen oder anderen Gottheit ihres Pantheons handelseinig wurde. Dieses Böse lag jedoch nicht in der Hand einer bestimmten Gottheit, sondern war der negative Aspekt jener Gottheit, der man das Opfer darbrachte. Auf den Leukaden konnte der Gott, für den der junge Mann als Opfer ins Meer geworfen wurde, sowohl Apollo als auch Poseidon sein oder gleich alle beide.

Die Opferung vollzog sich in ritueller Form, doch sie bildete nur einen Teil der Riten, wie wir aus den Mysterien wissen. In der hellenischen Epoche waren die drei wichtigsten Mysterien: die dionysischen, die eleusinischen und die orphischen. Erstere widmen sich der Verehrung eines Helden thrakischer Herkunft, Dionysos, dem Gott nicht nur des traditionellen Rebstocks, sondern auch des Weizens, der Obstgärten, der Blumen, je nach Region. Als einer von mehreren Söhnen aus der ehebrecherischen Verbindung von Zeus und Semele wurde Dionysos nach einer kretischen Version des Mythos auf Betreiben der Hera (der rechtmäßigen Gattin seines Vaters) von den Titanen zerstückelt, gekocht und verspeist. Diese Tat sollte für die Titanen fatale Folgen haben, denn in einem Wutausbruch vernichtete Zeus seine früheren Diener. Der Körper des Dionysos, von Apollo wieder zusammengesetzt, soll in Delphi begraben worden sein; andere meinen, daß er in Theben in seiner ursprünglichen Gestalt wiederauferstanden ist; wieder andere, daß Zeus ihn ein weiteres Mal gezeugt habe. Die griechische Religion kennt von jedem Mythos mehrere Varianten.

Sofort stellt sich einem die Frage, ob es sich bei den Titanen nicht um eine Spielart der Dämonen handeln könnte, die das Urbild des ewigen, zu neuer Gottheit wiederauferstandenen Helden massakriert hatten. Gleich unserem Luzifer und seinen Legionen gehörten Mitläufern, die vom Himmel zur Hölle niederfuhren, werden die Titanen an den Fuß des Olymp hinabgeschleudert und dann vollends vernichtet. Vom *Theta* des Wortes Theos bis zum *Zeta* des Namens Zeus ist die phonetische und die semantische Verschiebung schnell vollzogen, und dieser Gottkönig, der seine treulosen Gefolgsleute »zum Teufel« schickt, erinnert lebhaft an den Gott der Christen, der seine ungetreuen Engel in die Hölle verbannt. Der grauenvolle kannibalische Exzeß der Titanen ist zugleich auch ihr letzter, denn kein Mythenforscher kann sich erinnern, ihnen je wieder begegnet zu sein. Ihre Asche kann nur zur Erschaffung der Menschen dienen. Andererseits ist es denkbar, sagt Eliade, daß der Mythos vom Abschlichten des Dionysos eine Nachbildung der Initiationsriten darstellt, die in der Tat Übergangsriten enthalten, bei denen Menschen gesiedet und zerstückelt wurden.

Dionysos, der etwa um das 7. Jahrhundert vor unserer Zeit von Thrakien oder Phrygien, wo er Sabazios hieß, in das Pantheon aufgenommen wurde, findet bereits in den mykenischen Texten Erwähnung.

In der griechischen Kunst wird er schon früh als netter, dicklicher und stets lächelnder Gott dargestellt, dem man allein seinen Wutanfall zur Last legen konnte, bei dem er Orpheus durch die Mänaden abschlachten ließ. Sein eigener, nicht minder grauenhafter Tod wird dem bösen Blick, dem *phthonos* der Hera zugesprochen, die aber als des Zeus Gemahlin beileibe keine Höllengöttin darstellte. Die Griechen jedenfalls liebten Dionysos, denn sie weihten ihm das große Fest, das in manchen Regionen jährlich oder, wie in Kreta, alle zwei Jahre gefeiert wurde.

Die Mänaden oder die »Rasenden« im Gefolge des Dionysos sollen Menschen zerstückelt und roh verspeist haben, wenn man Euripides in seinen *Bacchantinnen* glauben soll. Menschenopfer in dieser Form scheinen aber ab dem 4. oder 5. Jahrhundert vor unserer Zeit nicht mehr vorgekommen zu sein. Und das aus gutem Grund: Die dionysischen Feiern, unmittelbarer Ausdruck des Einsseins mit den Kräften der Natur und der Mystik nahestehend, sind keine Sühneriten. Sie vertreiben nicht das Böse, sondern feiern das Leben, die metaphysische Vereinigung mit den Toten, den Lebenden und den zukünftigen Generationen. Daher kann man sagen, daß die Religion hier bei weitem den Rahmen der *polis* sprengt.

Korybantisch waren die dionysischen Mysterien. Diese »Besessenheit« hat so manchen fassungslos gemacht. Die unzüchtigen Ausschweifungen gingen über den Horizont von Herodot und Demosthenes hinaus. Gewiß hätten sie den Teufel darin gesehen, wenn - wenn sie ihn gekannt hätten.

Die Eleusinischen Mysterien stellen den zweiten Typus dar. Im Grunde waren ihre Anlässe landwirtschaftlicher Art wie Aussaat, Keimen und Ernte. In Eleusis, zwischen Athen und Megäre gelegen, standen sie unter der doppelten Schirmherrschaft von Demeter und deren Tochter Kore. Der Mythos besagt nämlich, daß Pluton, der Gott der Unterwelt, eine Frau gesucht und Kore entführt hatte. Auf

der Suche nach ihr gelangte Demeter nach Eleusis, und als Göttin der Fruchtbarkeit hinderte sie den ausgesäten Weizen am Keimen. Pluton erhielt den Befehl, die Geraubte zurückzugeben, und so kehrte Kore auf die Erde zurück, ließ den Weizen keimen und brachte bei dieser Gelegenheit den Sohn Platons zur Welt, dessen Name auf Griechisch »Reichtum« bedeutet. Doch da Kore einen Granatapfel gegessen hatte, ein Symbol sowohl für Tod als auch für Geburt, konnte sie nicht für immer auf Erden weilen, und es wurde ein Kompromiß geschlossen, wonach sie ein Drittel des Jahres an der Seite ihres Gemahls und den Rest der Zeit bei ihrer Mutter verbringen sollte. Da Demeter auf diese Weise wieder versöhnt war, begründete sie die eleusinischen Mysterien.

Jeder Versuch, Pluton mit unserem Teufel oder irgendwelchen seiner Vorformen in Verbindung zu bringen, wäre nutzlos, da er nicht einmal den ewigen Tod repräsentiert, sondern einen transitorischen. »O dreimal glücklich sind die Sterblichen, welche, nachdem sie die Mysterien geschaut, in den Hades gehen werden: nur sie können dort leben; für die anderen wird alles ein Leiden sein«, schreibt Sophokles über die eleusinischen Mysterien. Das bedeutet, daß die Mitwirkung an der Vereinigung der gegensätzlichen Kräfte der Natur ein ewiges und glückliches Leben sichert.

Der dritte Typus, die orphischen Mysterien, weist Ähnlichkeit mit den anderen Mysterien auf. Orpheus wurde auf Befehl des Dionysos von den Mänaden zerstückelt. Aus schlichter Eifersucht ließ er den musikalischen Helden hinschlachten, denn statt Dionysos besang Orpheus beharrlich den Apoll. Eliade behauptet im Anschluß an Diodorus von Sizilien, Orpheus sei ein Reformator der dionysischen Mysterien gewesen.<sup>23</sup> Reformator mag das falsche Wort sein, denn die orphischen Mysterien verweisen auch auf die eleusinischen. Auch hier gibt es einen kurzen Aufenthalt in der Unterwelt sowie eine Errettung von den Toten, die der Euridice, die an einem Schlangenbiß gestorben war.

Wollte man die Varianten der griechischen Mythen, ihre Interferenzen und ihre Ursprünge analysieren, würde man sich in ihrem Gewebe verheddern. Hervorgehoben werden sollte der aus geprägte An-

tagonismus zwischen dem Orphismus und der gesamten hellenischen und hellenistischen Kultur sowie ihr orientalischer Ursprung und die deutlich vorchristliche Natur der orphischen Mysterien: Das Rezitieren der orphischen Hymnen führte keineswegs zu sinnlicher Erregung, die orphischen Mysterien schrieben ganz im Gegenteil eine sittenstrenge Lebensweise vor, wobei der Genuß von Wein und Fleisch verboten und sexuelle Abstinenz üblich war. Nur unter Einhaltung der orphischen Disziplin konnte man das Seelenheil erringen, in die elysischen Gefilde eingehen und das Leiden in der Unterwelt vermeiden, das jene erwartet, die ein dionysisches Leben geführt hatten. Die Sorge um das Jenseits und das Seelenheil steht bereits in starkem Kontrast zur gesamten hellenischen Kultur.

Der Orphismus ist die erste griechische Bewegung, die im Keim - wenn nicht gar ausgekeimt - die Grundsätze des Antagonismus zwischen Gut und Böse sowie den Begriff der Urschuld enthält. In den orphischen Texten<sup>24</sup> sagt schon die Tatsache, daß die Menschen aus den sterblichen Überresten der Titanen geschaffen wurden, daß Böses in ihnen steckt. Die Titanen hatten das Fleisch eines Gottes, Dionysos, gegessen, somit enthielten ihre sterblichen Überreste göttliche Elemente, die folgerichtig auf die Menschen übergingen. Vor dem Erscheinen des Menschen war die Welt in vollkommener Ordnung. Durch die Schuld der Titanen wurde das Gleichgewicht gestört. Daher muß von nun an jeder Mensch seinen Teil der Göttlichkeit wiederfinden, um das Seelenheil erlangen zu können. Hier haben wir also eine Vorform der christlichen Eschatologie. Es kommt zwar kein Teufel darin vor, doch der Rahmen ist bereits gesteckt, und der Böse braucht nur noch in Erscheinung zu treten.

Zu Recht heißt es in der *Encyclopaedia Universalis*: »Der Orphismus ist im wesentlichen eine Protestbewegung. [...] Die orphische Mystik [...] ist eine systematische Infragestellung der offiziellen Religion des griechischen Stadtstaates.« So überrascht es auch nicht, daß der Orphismus in Griechenland kaum Erfolg hatte, abgesehen vom Einfluß auf Platon, vor allem durch das Zutun anderer Mysterien wie der pythagoreischen, die viele Elemente der orphischen Mysterien aufgriffen.

Der Orphismus ist so wenig griechisch, daß man bis ins Jahr 1962 annahm, es handele sich um eine spätere Konstruktion. Seinerzeit wurden Texte aufgefunden, die bis auf das Ende des 5. Jahrhunderts vor unserer Zeit zurückgehen. Nun war nicht mehr daran zu zweifeln, daß es sich sehr wohl um eine alte Mythentradition handelte, die bereits sehr früh in Griechenland Fuß fassen wollte, auch wenn ihr dies nicht gelang. Orpheus, damals von Diodor als »Prophet des Dionysos« und »Begründer aller Initiationen«<sup>25</sup> bezeichnet, ist nicht nur ein Zeitgenosse des Dionysos, sondern wahrscheinlich sogar älter als dieser. Über das hohe Alter könnte man sich wundern, da sich in Griechenland schon sehr früh eine Anhänglichkeit gegenüber den Göttern herausbildet, den »Geschenkefressern«, wie Hesiod sie in einer Schmährede nennt. Hesiod, einer der Gründerväter der griechischen Religion, lebte in der Übergangsperiode vom 8. zum 7. Jahrhundert, und von seiner *Theogonie* bis hin zu den allerletzten hellenistischen Denkern läßt sich eine klare Linie ausmachen. Für Hesiod war die Welt am Anfang ein Chaos, und erst Zeus konnte nach erbitterten Kämpfen seine Herrschaft errichten. Für Orpheus dagegen existierte von Anfang an das Ei, aus dem der erste Gott, Eros, also das Antichaos, schlüpfte. Für die einen bildete sich die Ordnung nach den Peripetien des Chaos heraus, für die anderen existierte sie bereits von Anfang an. Es ist undenkbar, daß die Orphisten Hesiod oder die herrschende Strömung des hellenistischen religiösen Denkens nicht gekannt haben sollen. Daraus muß man schließen, daß sie, wenn auch nicht gerade als Protestler, so doch zumindest in einer gewissen Isolation gelebt haben. So möchte man gerne glauben, daß der *genius loci* Griechenlands den Orphismus fortan nur in einem abgegrenzten Bereich duldete. Durch die Art, wie er sich darstellte, mußte er zwangsläufig das Mißtrauen der Griechen wecken, denn er stellte den Priester, der zur Vermittlung zwischen Göttern und Menschen berufen war, an die Spitze der von Dumezil vorgeschlagenen Triade: König, Priester, Krieger. Mit verheerenden Folgen für die Demokratie, die doch das Wesen des Stadtstaates ausmachte. Auf diese Weise wäre man schnell bei einer heiligen Allianz angelangt, die eine rechtmäßige Tyrannenherrschaft begründen konnte und in jedem

Fall zu einer Verschmelzung von König und Priester oder aber zu einer Vergöttlichung des Königs gelangt wäre, wie es in Ägypten oder im kaiserlichen Rom der Fall war.

Nun versteht man besser, warum der wütende Dionysos Orpheus dem Zorn der Mänaden überantwortete. Dieser Aspekt des Orpheusmythos liegt chronologisch zweifellos vor der Implantation des Orphismus und spiegelt die Abneigung der Griechen gegen den singenden Helden wider. Woher kommt also der Orphismus? Woher Orpheus? Man weiß es nicht. Die Archäologie ist ein ewig un abgeschlossenes Kapitel, und die Wege der indogermanischen Volksstämme des 2. und 1. Jahrtausends sind uns nur unzureichend bekannt. Fest steht immerhin, daß dieser abstinenten, vegetarischen, sittenstrenge thrakische Gott weder seinem Landsmann Dionysos noch irgendeinem anderen gleicht. Genausowenig ist er ein Skythe oder Phrygier, und sein Charakter läßt unweigerlich an den Iran denken. Falls er von dort gekommen sein sollte, hätte dies im Laufe der großen Völkerwanderungen geschehen müssen, als die Völker Zentralasiens sowie des Nahen und Mittleren Ostens zwischen dem 15. und 13. Jahrhundert vor unserer Zeit auf Wanderschaft gingen. Vielleicht wird man ja eines Tages im Iran oder in Afghanistan ein Porträt des Gottes mit der Lyra entdecken, von dem man mit Sicherheit sagen kann, daß es zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort entstanden ist. Bis dahin können wir nur festhalten, daß Orpheus beinahe den Teufel im Olymp eingeführt und dieses falsche Monster auf die Hänge des Hymettos losgelassen hätte. Griechenland, das den Indogermanen und dem Orient so nahe stand, und das so begierig auf Mythen war, konnte diesem Fremden grade noch einmal entweichen.

Die hellenische und die hellenistische Demokratie hatten den Teufel der Grenzen verwiesen. Denn der gefallene Engel ist im Grunde nur eine Kriegslist der totalitären Mächte. Niemals hatte ein griechischer Klerus sich je das überstaatliche Recht angemahnt, eine klare Trennung zwischen Gut und Böse zu treffen. Die Griechen vergaßen niemals, daß sie ihre Götter erfunden hatten und daß diese ein Spiegel ihrer selbst waren. Damit will ich sagen: Niemals sind die Griechen irgend jemandes Sklave gewesen.

Und das folgende Paradox ist zu schön, als daß ich es unerwähnt lassen möchte: Jene Kultur, die die Tragödie erfand, dieses Schauspiel von der Knechtschaft, triumphierte durch das Drama, dieses Schauspiel von der Auflehnung gegen das Schicksal.

# Rom oder die Ächtung des Teufels

Über den Einfluß Roms auf spätere Jahrhunderte — Über die Ursprünge der römischen Religion - Hat die geschwächte Religion auf das Christentum gewartet? Lügen Historiker? - Die Religiosität der Römer - Warum ihre Götter des Bösen nicht ernst zu nehmen sind - Von der ursprünglichen Bedeutung der *religio* - Persönlicher Umgang mit den Göttern verboten oder die *superstitio* - Kein Teufel unter einem lächelnden Himmel

Der Geist Roms, dieser Mutter aller Gesetze, Roms Weltmachtstellung und die bis heute sichtbaren Spuren des Imperiums, all das hat sein historisches Schicksal nicht abwenden können. Kaum ein Potentat oder Ideologe, der sich nicht auf Rom berufen hätte. Jeder beanspruchte für sich mindestens eine Stola, am liebsten aber den kaiserlichen Purpurmantel. Eine lange List im Verlauf der Jahrhunderte, sie reicht von Ludwig XIV. und Napoleon, die sich in römischer Manier porträtieren ließen, bis zu Mussolini und Hitler, ganz zu schweigen von den unzähligen Diktatoren kleineren Zuschnitts, die sich als die Begründer eines Neuen Roms definierten. Wie Versailles eigentlich nichts anderes ist als eine überdimensionierte römische Villa, so sind auch die Berliner Regierungsgebäude des wilhelminischen Kaiserreichs, das Capitol und das Weiße Haus in Washington lediglich Kopien der römischen Vorbilder.

Die byzantinischen Kaiser schmückten sich auch weiterhin mit dem Titel »Augustus«, obwohl sie längst zum Christentum übergewechselt waren und damit im Widerspruch standen zum römischen Geist. Rom, vom Handel zu Macht gekommen, wurde ausschließlich nach politischen Grundsätzen regiert. Das hat ihm den Vorwurf eingebracht, keine »Seele« gehabt zu haben, keine christliche, faschisti-

sche, nazistische oder was auch immer. Und man machte sich schnell daran, ihr eine auf den Leib zu schneiden. Denn in Rom gab es tatsächlich weder einen Gott (und schon gar keinen *einzig* und transzendenten) noch einen Teufel. Also gab es auch keine Hölle. Wie zum Teufel soll man sich Rom ohne Teufel vorstellen?

Und so stritt man hartnäckig über die Ursprünge der römischen Religion.<sup>1</sup> Jeder versuchte, dem anderen seinen Standpunkt aufzuzwingen und zu beweisen, daß die römische Religion gar nicht römisch gewesen sei. Sie soll sich vielmehr seit der Gründung auf das Christentum vorbereitet haben! Ein gelegentlich bis an die Grenzen des Grotesken getriebener Revisionismus war offenbar von der Absicht geleitet, Rom zu »sakralisieren«. Das Vorbild für diese Strategie lieferte das britische Empire, und schließlich wurde sie von Imperialisten jeglicher Couleur übernommen. Römische Geschichte wurde Pflichtfach in den Schulen. Aber wie sollte man Roms Polytheismus rechtfertigen? Behauptete man doch ständig, der Polytheismus, dieser Irrweg der Gottlosen, habe stets nur geistig Unterentwickelte, Barbaren, Heiden hervorgebracht. Also übertrieb man die Berichte von Sueton und Tacitus noch ein wenig, schwärzte nach Bedarf die Gesichter der kaiserlichen Christenverfolger und schuf eine breite Kollektion verwachsener, sittenloser Schwachköpfe und blutrünstiger Gewalttäter, die Gott sei Dank nicht das »rechte« Rom vertraten, das Rom Vergils, Ciceros und Marc Aurels. Erst Ende dieses Jahrhunderts stellte sich heraus, daß Tacitus die Ereignisse in böser Absicht verzerrt hatte und daß Nero Rom nicht hat niederbrennen lassen, denn er war 50 Kilometer entfernt davon; daß er inmitten der Asche der ewigen Stadt weder die Lyra noch die Laute erklingen ließ, und daß er sogar über den Brand, bei dem er unter anderen seinen schönsten Palast verloren hatte, sehr bestürzt war. Schlimmer noch, man wußte nun, daß dieser »hysterische Histrione« - »Werkzeug des Satans« laut Seneca - die Bibliothek im Tempel des Augustus wiederaufbauen ließ und daß er die Belletristik und die schönen Künste beträchtlich gefördert hat.<sup>2</sup>

Weitere peinliche Berichtigungen folgten. Viele Historiker haben sich bemüht, den Römern eine mystische Gottesvorstellung anzu-

dichten, die der jüdisch-christlichen in erstaunlichem Maße ähnelt und sich im *mana* vereinigt finden soll - ein im 20. Jahrhundert der Ethnographie Melanesiens entlehntes Wort, das den Sinn für das Heilige bezeichnet.<sup>3</sup> Doch es wäre absurd, die römische Religion durch einen Begriff erklären zu wollen, der von der anderen Seite der Erdkugel stammt und für den die Römer gar keine Entsprechung besaßen, obgleich sie doch Meister des sprachlichen Ausdrucks waren. Dann könnte man auch gleich den Buddhismus durch die Transsubstantiation der Hostie erklären. Vergessen wir also das *mana*. Dann etwa *numen*? Zumindest ist es ein römisches Wort, Vergil führt es in der *Äneis* an, und obgleich man sich noch nicht einstimmig auf eine Definition geeinigt hat, übersetze ich es einfach ganz dreist mit »göttlicher Gegenwart«. Man wird sich schon denken können warum: die Hypothese ist ganz und gar plausibel: der Mensch hatte schon immer einen Sinn für das Übernatürliche. Aber was hat man damit erklärt? Bekanntlich hatten die Römer einen entwickelten Sinn für das Praktische; sie gaben ihren Göttern Namen, die ihrer Funktion entsprachen, und machten sie damit gewissermaßen zu Verwaltern. Der Gott des ersten Pflügens heißt Vervactor, der des zweiten Reparatur, der Gott des Eggens hieß Imporcitor, der des Säens Insitor und so fort. Diese Götter mögen meine Unverschämtheit verzeihen: die Opfer, die ihnen zur Erntezeit von den Römern dargebracht wurden, erinnern stark an die Entlohnung von Saisonarbeitern. Ich bin nicht der erste, der unter diesen »praktischen« Göttern nach einer teuflischen Gestalt gesucht hat. Doch niemand ist bisher fündig geworden.

Aber woher kamen diese nützlichen Götter? Wann und durch wen wurde Italien kolonisiert? Besaßen diese Völker eine Religion? Nun war Italien selbstverständlich schon weit vor den Römern besiedelt, und die Römer wiederum stammten von den Italikern ab. Seither läßt sich eine große Homogenität der Kulturen erkennen. Es gab zwei Hauptstränge: die Gräberfeldkultur, bei der die Toten in Grabstätten zur Ruhe gebettet wurden, und die Urnenfelderkultur, bei der die Toten eingeäschert wurden. Erster faßt die Gruppe der Villanovakultur, der adriatischen, apulischen und sikelischen Kultur zusammen, letz-

tere die Golaseccakultur, die Estekultur und die Latialkultur. Über ihre Religion weiß man nur, daß die beiden Gruppen zu ihren Toten ein unterschiedliches Verhältnis hatten.<sup>4</sup>

Bekanntlich gelangte Äneas nach seiner Flucht aus Troja an den Tiber, wo er vom König von Latium empfangen wurde, der ihm seine Tochter Lavinia zur Frau gab. Es gab also im Italien des 13. Jahrhunderts vor unserer Zeit zumindest eine Zivilisation, denn dieses Datum legt Herodot für die Ankunft des Äneas fest. Die Kultur Latiums hatte eine eigene Religion; ihr gehörte ein Teil der genannten Götter an. Wenn ich »ein Teil« sage, so weil »die Sabiner«, ein mit den Samniten verwandtes italienisches Volk, ebenfalls an der Gründung Roms beteiligt waren und ihre eigenen Götter in die Religion einbrachten.

Die Latiner und Sabiner waren offenbar indogermanischen Ursprungs, denn die Mehrzahl der übrigen Sprachen Italiens, das Faliskische, das Oskisch-Umbrische, das Venetische, das Ostitalienische und schließlich noch das Keltische, das in der Po-Ebene, in der Lombardei, Piemont, Ligurien und einem Teil der Emilia Romana gesprochen wurde, das Messapische, das in Apulien gesprochen wurde, sowie das Griechische, das in den Küstenregionen am äußersten Rand des Stiefels und Siziliens gesprochen wurde, gehörten ausnahmslos der indogermanischen Sprachgruppe an.<sup>5</sup>

Die Religionen der Latiner und Sabiner waren offenbar gleichfalls indogermanischen Ursprungs, das heißt, sie waren polytheistisch. Sie hatten Götter für alle Naturerscheinungen, für die Sonne, den Himmel, die Sterne, den Blitz, die Fruchtbarkeit und die Ernte, und schließlich auch für den Krieg, die Künste, den Handel, die Liebe usw. Vielleicht hat man den Einfluß des indo-iranischen Patheons auf die Ausformung des römischen überschätzt.<sup>6</sup> Wie in vielen anderen, gab es auch in der römischen Religion, die von der italienischen abgeleitet war und die lokalen Religionen in sich vereinte, einen Gott des Himmels. Diesen Himmelsgott brachte man anfangs mit dem Blitz in Verbindung. Dieser Gott, Jupiter, herrschte über die Welt, ohne sich allzusehr in deren Angelegenheiten einzumischen. In seinem Pantheon fanden weitere Götter Aufnahme: Mars, Quirinus<sup>7</sup>, Ceves, Herkules, Bacchus, Venus...

An der Gründung Roms, die nach griechischen Geschichtsschreibern<sup>8</sup> zwischen 753 und 749 vor unserer Zeit durch Romulus und Remus erfolgte, war noch ein weiteres Volk beteiligt: Die Etrusker. Woher kamen sie? Herodot behauptet, sie seien gegen Ende des 2. oder zu Beginn des 1. Jahrtausends aus Lydien in Westanatolien nach Italien eingewandert.<sup>9</sup> Demnach waren sie ursprünglich Indogermanen<sup>10</sup>; allerdings hatte ihre Sprache im Laufe der Jahrhunderte eine andere Entwicklung genommen. Und sie waren Vettern der Phrygier, also auch des Trojaners Äneas. Das heißt, ein Großteil der Bewohner Italiens und der ursprünglichen römischen Bevölkerung war im 1. Jahrtausend aus der Türkei eingewandert. Denn die Etrusker gehörten ohne Zweifel zu den Mitbegründern Roms.<sup>11</sup>

Für die Suche nach den Ursprüngen des Teufels ist es interessant, daß sowohl die Etrusker als auch die übrigen Bewohner Italiens die indogermanische Heimstätte lange vor der zoroastrischen Reform verlassen hatten. Das heißt, die dem vedischen Pantheon eigene Polarisierung von Gott und Teufel blieb ihnen erspart. Und so findet sich denn auch in der etruskischen Religion nicht die leiseste Spur eines Teufels, ebensowenig wie in der römischen. Die Gefahr, ihm dort zu begegnen, ist um so geringer, als Italien ab dem 6. Jahrhundert unter den Einfluß Griechenlands gerät. Allerdings wird der griechische Einfluß meist überschätzt. Schon die Gleichsetzung von Jupiter und Zeus ist rein formal, und es lohnt nicht, darüber zu streiten, ob Ceres nun Liberia, Ariane, Venus oder Semele<sup>12</sup> entsprach.

Zu jener Zeit waren die Religionen Italiens, die etruskische, die lateinische und die sabinische, zu einer gemeinsamen italienischen Region verschmolzen. Fehlte es ihnen an Geist? Dumezil sagt, wahrscheinlich scherzhaft: »Im Zeitalter der Aufklärung besaßen die Römer keine Mythologie, und Dionysios von Halikarnassos rühmte sie für die Nüchternheit ihrer Einbildungskraft, die sie vor jeder Frevelhaftigkeit bewahrte und es ihnen gestattete, ihre Riten in einer reinen und schmucklosen Theologie zu verankern.«<sup>13</sup> Die Römer hätten wahrscheinlich besser daran getan, sich vor den Komplimenten des Dionysios von Halikarnassos in acht zu nehmen, diesem eingewanderten Griechen, der systematisch zu beweisen versuchte, daß Rom

nur ein Abklatsch Griechenlands war. Sein Wohlwollen ist in mehr als einer Hinsicht suspekt. Es stellt sich die Frage, ob ihm vielleicht daran gelegen war, die Römer in der offensichtlichen Nüchternheit ihrer religiösen Bräuche zu belassen, die ja wahrhaftig... recht praktisch war!

Denn wie wir gesehen haben, hatten die Römer bereits von Anfang an Konsuln, Präefekte und Beamte als Götter, wie man Angestellte hat. Sie haben einen Gott für die Saat, Saturnus, einen anderen für die Feldarbeit, Terminus, einen anderen, der das Kind lehren soll, aufrecht zu stehen, Statulinus usw.; und sie hatten sogar eine Göttin für die Diebe, Laverna! Mommsen bemerkt: »Die römische Götterwelt ist, wie schon früher angedeutet war, hervorgegangen aus der Widerspiegelung des irdischen Rom in einem höheren und idealen Anschauungsgebiet, in dem sich mit peinlicher Genauigkeit das Kleine wie das Große wiederholte. Der Staat und das Geschlecht, das einzelne Naturereignis wie die einzelne geistige Tätigkeit, jeder Mensch, jeder Ort und Gegenstand, ja jede Handlung innerhalb des römischen Rechtskreises kehren in der römischen Götterwelt wieder [...]. Der apollinischen Religion irdisch sittlicher Verklärung, dem göttlichen dionysischen Rausche, den tiefsinnigen und geheimnisvollen chthonischen und Mysterienkulten hat die römische Religion nichts auch nur entfernt Ähnliches entgegenzustellen, das ihr eigentümlich wäre.«<sup>14</sup> Die Kulte wurden von Genossenschaften wie den Arvalen oder zwölf Ackerbrüdern zelebriert, von Bruderschaften wie den Titiern, welche die heiligen Feuer der dreißig Kurien überwachen sollten, von speziell dafür ausgesuchten Familien wie den Potitern und Pinariern, die für den Herkuleskult zuständig waren.<sup>15</sup> Wollte man sämtliche Teilnehmer und Feste aufführen, es nähme kein Ende. Die Aufmärsche, die wir in Europa anlässlich nationaler Feierlichkeiten veranstalten, nehmen sich dagegen nur wie lustlose Pflichtübungen aus.

Die Römer entwickelten nicht sonderlich viel Phantasie in ihren Mythen. Aber kann man es ihnen denn zum Vorwurf machen, daß sie mit den Füßen auf dem Boden blieben und sich nicht ins Übernatürliche verstiegen? Das Übernatürliche war ja für sie gleichbedeu-

tend mit Unordnung, und vor der hatten sie Angst. Griechenland hatte die Religion zum Garanten der Ordnung und in der Folge zum Garanten des Staates gemacht, und weder das eine noch das andere durfte Überspanntheiten Vorschub leisten oder den Glauben zulassen, die Menschen wären aus Gestein, aus einem schlangenschwänzigen Vogel oder einer kosmischen Begattung von Monstern hervorgegangen. Roms Religion war schon sehr früh eine Religion der *gens*, des Clans, des Hauses, der Toten und, was eine aufschlußreiche Tatsache ist, der sozialen Basisgruppe, nämlich der *curia*, sowie aller berufsständischen Zusammenschlüsse oder *collegia*. Ihre Religion war von Anfang an funktional, die griechischen Ausschweifungen standen ihr fern, zumal diese orientalischer Herkunft waren und ihnen die spirituellen Qualen der Religionen des Orients und Asiens noch weitaus ferner standen. Diese Besonderheit sollte auch ihre Porträts auszeichnen: keine Umdeutung, keine Idealisierung, nichts als die nackte Wahrheit. Man kann behaupten, daß der Realismus in der Kunstgeschichte eine spezifisch römische Erfindung ist.

Das Verbot, direkte Beziehungen zu den Göttern zu unterhalten, ist vielleicht der Schlüssel zur römischen Religion." Jeder Verstoß gegen dieses Verbot galt als *superstitio* oder Ausruck »anarchischer Religiosität«. Dasselbe galt für Wahrsagen und Hellsehen, denn Religion war für sie in erster Linie ein Gesellschaftsvertrag mit den Schutzgöttern. Die Deutung von Vorzeichen durch die Haruspexe war ausschließlich der Gemeinschaft vorbehalten. Selbst Kaiser Vespasian, der sich in Ägypten gern seiner thaumaturgischen Kräfte rühmte, hielt sich später in Rom lieber zurück, denn der Senat hätte die Stirn darüber gerunzelt.

Das Verbot, sich hilfesuchend direkt an die Götter zu wenden, stand keineswegs nur auf dem Papier; so widmete Seneca diesem Punkt eine ganze Abhandlung. *De superstitione*. Darin greift er bestimmte römische Kulte an, in denen er Ausschweifungen zu erkennen glaubt, vorwiegend die orientalischen Kulte, die in der ewigen Stadt zunehmen. Aus diesem Verbot erklärt sich auch die Verteilung der Riten auf die verschiedenen Gemeinschaften wie *gens*, *curia*, *collegium* und andere. Es mag dem von der christlichen Glaubenslehre

geprägten Zeitgenossen unverständlich erscheinen, wird jedoch verständlich, sobald man sich über zwei Gefahren klar wird, die eine direkte Kommunikation mit der Gottheit in sich birgt. Die erste Gefahr liegt darin, daß der Einzelne die Mächte der Schutzgötter, das heißt den Geist des Stadtstaates selbst, auf unzulässige Weise für sich in Anspruch nehmen könnte. Es würde die Tyrannenherrschaft eines Einzelnen, der von sich sagen könnte, er wäre von der Gottheit mit höchsten Kompetenzen ausgestattet worden. Es war Pflicht eines jeden römischen Bürgers, der Zeuge eines übernatürlichen oder außergewöhnlichen Schauspiels geworden war, der religiösen Autorität seiner Gruppe darüber Bericht zu erstatten, da diese allein zu einem Urteil darüber befugt war.

Die zweite Gefahr liegt in einer Lockerung der Gesetze, die vom Grundsatz der Vorrangstellung der Gemeinschaft ausgehen. Denn sobald ein Einzelner behaupten kann, von den Göttern mit Macht ausgestattet worden zu sein, könnten andere dasselbe tun. Und damit wäre es um die Gesetze geschehen.

Das Verbot erklärt auch, warum es in der römischen Religion keine Mystik geben kann. Denn ein Mensch, der mit Göttern spricht oder zu dem Götter sprechen, ist kein Mitglied der Gemeinschaft mehr. Und wie jedermann weiß, ist der Übergang von der Mystik zum Irrsinn oder zum sittlichen Verfall, wenn nicht zur Hysterie, schnell vollzogen.

Schließlich erklärt dieses Verbot noch das Nichtvorhandensein eines Teufels. Jede Macht mit so beträchtlichen Machtbefugnissen, wie sie der Mazdaimus oder das Judentum Ahriman oder Satan zugeschrieben, konnte nur ein Gott sein, und es bedeutete eine Gefahr für die öffentliche Ordnung, wenn ein Individuum einen solchen Gott für seine eigenen Zwecke anrief. Das ist der Grund, weshalb die wenigen Dämonen nur eine untergeordnete Rolle in der römischen Religion spielten.

Roms Götter sind fast ausnahmslos positiv besetzt. Schon der Gottheitsgedanke wird unmittelbar mit dem Leben und der Stadt in Verbindung gebracht. Und es ist kein Zufall, daß die drei Götter, die über das Kapitol wachen, die Beschützer der drei Kardinalprinzipien

Roms sind; Jupiter ist der Schutzgott des Eides, Juno die Beschützerin der Ehe und Minerva die Schutzgöttin der Stadt Rom selbst.

Ignorierten die Römer also das Böse, dem sie nur unbedeutende Götter als Repräsentanten zuwiesen? Mit Sicherheit kannten sie das sittlich Böse, aber im religiösen und metaphysischen Bereich war es ihnen fremd. Die Idee eines allgegenwärtigen, widerwärtigen, bedrohlichen Bösen blieb dem Christentum und der von ihm geschürten Lebensangst vorbehalten. Die Römer hatten zwar sehr wohl Götter der Miasmen, des Fiebers und der Krankheiten, sie gehören aber zu den »Nebenrollen« des religiösen Theaters und könnten nicht einmal ansatzweise zur Herausbildung eines Hauptteufels erhalten. Das Böse entsteht durch die Vernachlässigung des Kultes, es ist die letzte Form des primitiven Tabus. Auch in der Unkenntnis liegt das Böse: »Was ist das Gute? Die Kenntnis von der Wirklichkeit. Was ist das Böse? Deren Unkenntnis«, schreibt Seneca.<sup>17</sup> Werden die Menschen vom Unglück getroffen, dann war es ein Racheakt der Götter. »So ist die römische Gottesfurcht wohl von gewaltiger Macht über die Gemüter der Menge, aber keineswegs jenes Bangen vor der allwaltenden Natur oder der allmächtigen Gottheit«, schreibt Mommsen.<sup>18</sup> Entweder hatten die Römer kein Herz, das auch bangen konnte, oder es äußerte sich anders, denn sie scheinen sich jahrhundertlang mit der Abwesenheit jener Bangigkeit abgefunden zu haben.

Sollte das heißen, daß die Römer blasierte Leute waren und daß man sich in Rom langweilte? »Die latinische Gottesverehrung beruht wesentlich auf dem Behagen des Menschen am Irdischen und nur in untergeordneter Weise auf der Furcht vor den wilden Naturkräften« schreibt wiederum Mommsen. »Das Orakel- und Prophetentum hat in Italien niemals die Bedeutung erlangt wie in Griechenland.« Diese Atrophie des Sinns für das Metaphysische würde sie fast schon der Barbarei verdächtig machen; es handelt sich hier jedoch ganz im Gegenteil um eine durch und durch zivilisierte Kultur, in der niemals aus religiösen Gründen Menschenopfer dargebracht wurden wie in Griechenland. »Will man das Menschenopfer nennen, so gehört solches freilich zum Kern des latinischen Glaubens; aber man muß hinzufügen, daß, so weit unser Blick in die Ferne irgend zurückträgt,

diese Opferung, insofern sie das Leben fordert, sich beschränkt auf den Schuldigen, der vor dem bürgerlichen Gericht überwiesen ist, und den Unschuldigen, der freiwillig den Tod wählt.«

Vielleicht idealisiert Mommsen die Römer, da er wie seine Zeitgenossen vom römischen Modell begeistert ist. Die Römer waren Menschen wie alle anderen, fähig zum Erhabenen wie zur Bestialität, und wenn man die Girlanden betrachtet, mit denen Mommsen sie behängt, fällt es schwer, nicht unwillkürlich an die grausame Ermordung Ciceros zu denken oder an Fulvia, die Witwe des Claudius und Gemahlin des Antonius, welche die Zunge des enthaupteten Redners öffentlich mit ihrer Haarnadel durchstach.<sup>19</sup>

Hier könnten wir stehenbleiben. Die Römer haben nie einen Teufel gehabt, nur etliche drittklassige Dämonen, Lemuren, die in dunklen Häusern herumspukten. Wir werden später sehen, welche Vorstellungen die Römer sich vom Bösen machten und vom Jenseits, denn in ihrer Religion gab es in dieser Hinsicht keine verbindlichen Glaubensvorschriften.

Beginnen wir mit dem Nächstliegenden. Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben zahlreiche Historiker in ihrer Unzufriedenheit mit der »Leblosigkeit« der römischen Religion versucht zu beweisen, daß es sich hierbei nicht um deren wahre Religion handele, man solle sich von den Texten und Inschriften der Zeit nicht täuschen lassen.<sup>20</sup> Eine solche Haltung würde man in unserer Zeit als »revisionistisch« bezeichnen. Es erscheint mir überflüssig, hier in allen Einzelheiten ihre Überheblichkeit darzulegen.

Da auch Dumézil an dem Unternehmen beteiligt ist, Rom a posteriori zu »prächristianisieren«, stellt er die Behauptung auf, die Römer hätten zwar durchaus ein religiöses Empfinden gehabt, es sei ihnen jedoch abhanden gekommen.<sup>21</sup> Er geht indessen nie genauer darauf ein, was er eigentlich unter religiösem Empfinden versteht und erläutert nicht, wann und aus welchem Grund dieses denn verloren gegangen sein soll. Carcopino hatte sich 1939 in die Behauptung verbissen, es habe im Kaiserreich einen Niedergang der religiösen Glaubenspraxis gegeben: »Das römische Pantheon besteht fort, nach Außen hin unwandelbar, und die Zeremonien, die seit Jahrhunderten

an den im heiligen Kalender des Pontifex festgehaltenen Tagen abgehalten wurden, werden auch weiterhin den Bräuchen der Vorfahren entsprechend vollzogen. Doch das Pantheon ist nicht mehr vom Geist der Menschen erfüllt; es behält zwar auch weiterhin seine religiösen Verwalter, hat jedoch keine wirklichen Gläubigen mehr. Mit seinen unbestimmbaren Göttern und seinen farblosen Mythen, seinen einfältigen Fabeln, die von den Eigenarten der latinischen Topographie inspiriert wurden, oder dem kümmerlichen Abklatsch von Abenteuern, die den Olympiern in der griechischen Epoche widerfahren waren [...] mit ihrer steifen Kälte und ihrem utilitaristischen Prosaismus, dämpfte die römische Religion empfindlich den Glaubbenseifer.«<sup>22</sup>

Solchen Bemühungen, den Römern einen gewissermaßen vorchristlichen Glauben zu unterstellen, der aber von der Religion des Kaiserreichs enttäuscht worden sein soll, kann man nur mit Unverständnis begegnen. Was müßte man da erst von den Chinesen sagen oder von den Japanern, Hindus, Ägypten, Afrikanern, Mayas und Azteken, von denen man ebenso sicher behaupten kann, daß ihnen »Glaubensvorstellungen« im christlichen Sinne völlig abgingen? Die römische Religion hatte sich nämlich von der Republik bis zum Kaiserreich nicht verändert. Wie wäre es also zu erklären, daß das Volk sich von ihr abwandte, wie Carcopino behauptet? Und wie hätte sie unter diesen Bedingungen ganze zwölf Jahrhunderte überdauern können?

Jedenfalls hätte Carcopino mit dieser Philippika seine eigene These gar nicht trefflicher widerlegen können, beweist er doch, daß es in der römischen Religion weder einen Teufel noch mysteriöse Götter der beschriebenen Art gegeben hat, und genau das macht man ihr letztlich zum Vorwurf.

Ganz falsch ist auch die Behauptung, daß die Römer ihre religiöse Praxis aufgegeben hätten. Paradoxe Weise gesteht Carcopino das selbst ein: »[...] das einfache Volk hat nie aufgehört, den Feiern für die Götter, die mit Freuden durch öffentliche Gelder subventioniert werden, das lebhafteste Interesse entgegenzubringen [...] Unter den Vergnügungen, zu denen die kleinen Leute herbeieilen, gibt es einige,

die ihnen ganz besonders gefallen, >weil sie lustiger und lärmender sind und ihnen eher zu entsprechen scheinen<<, zitiert er Marc Aurel. Daraus spricht ganz offensichtlich die Herablassung des christlichen Kaisers. Es ändert jedoch nichts daran, daß die Forderung nach Vergnügungen der »kleinen Leute« berechtigt waren, und was die Tatsache anbelangt, daß die religiösen Feierlichkeiten, ob »lustig« oder nicht, durch öffentliche Gelder finanziert worden sind - was ist daran verwunderlich, da die Religion doch immerhin die Garantin des Staates war? Ein Großteil der zeitgenössischen Studien zur römischen Religion zeugt jedoch von der Übernahme dieser christianisierenden Haltung.

In Rom, selbst im kaiserlichen Rom, war nicht nur die religiöse Glaubenspraxis lebendig, sondern auch das religiöse Empfinden der Römer. Ihr ganzes Handeln war von religiösem Empfinden bestimmt: »Der Meineid ist ebenso zu beurteilen, wie wenn er den Jupiter hintergangen hätte«, schreibt Tacitus zum Beispiel über Kaufverträge.<sup>23</sup> Und der Eid nimmt eine so bedeutende Rolle ein, daß er unter den Schutz keines geringeren als des Götterkönigs Jupiter persönlich gestellt wird. Als Kaufleute und Militärs waren die Römer einer Ehrensache und dem einmal gegebenen Wort verpflichtet. Ihre Verehrung galt daher einem Gott, der weit eher dazu angetan war, den Erwartungen der Moralisten als denen der Mythologen zu entsprechen, dem Gott *Deus Fideus*. Offensichtlich eine Schutzgottheit des Handels, unterschied er sich von Merkur, der als Gott des Handels und der Diebe im besonderen galt.

Jahrhundertlang haben die Römer ihren Göttern viele schöne Tempel gebaut und ihnen an Straßen oder Wegen Altäre errichtet. Zahlreiche Feste, deren Tradition sie sorgsam pflegten, waren ihnen geweiht, ganz zu schweigen von den Spielen. Auch priesterliche Vereinigungen, Magister, Kurien, Flamines, Ponifices, Vestalinnen und Auguren lassen auf ein reges religiöses Leben schließen.

Im übrigen war Gottlosigkeit ein Verbrechen und wurde mit dem Tode bestraft.

Woraus will man also schließen, daß die Römer nicht an ihre Religion glaubten? Etwa aus der Skepsis ihrer Autoren gegenüber den

Mythen, die später - wie etwa der Mythos der Unterwelt - von den monotheistischen Religionen übernommen wurden?

»Daß es an irgendeinem Ort Manen geben sollte und ein unterirdisches Königreich, die Fähre des Charon und schwarze Frösche in den Schluchten des Styx, oder daß eine einzige Barke genügen sollte, so viele Tausende von Toten überzusetzen, daran glaubten selbst die Kinder nicht mehr, mit Ausnahme derer, die noch nicht alt genug sind, um ihr Eintrittsgeld für die Bäder zu zahlen...«, schreibt Juvenal, den Carcopino zitiert, um die Verflachung der römischen Religion zur Zeit des Kaiserreichs zu belegen. In seiner treuherzigen Sorge um die »kleinen Leute« fügt Carcopino hinzu: »Juvenals Skeptizismus war ein allgemeiner. Er hatte auch die kleinen Leute erfaßt.« Carcopino meint offenbar, wer nicht an die Unterwelt glaubt, der kann auch nicht religiös sein. Doch das hieße, die römische Religion gründlich mißverstehen, denn sie kennt kein Dogma; es gibt keinen römischen Vatikan, abgesehen von dem bekannten Hügel, und in keiner der Quellen, die sich auf Götter beziehen, ist irgendwo von der Hölle oder dem Teufel die Rede. Die Unterwelt ist ein dichterisches Bild, und es steht jedem frei, daran zu glauben oder nicht. Vergil hat die Unterwelt für Rom erfunden, und er ist gewiß kein Theologe. Wenn dieser Dichter von den Pforten der Hölle spricht, vom Sumpfssee des Acheron, gelegen in der Nähe von Cannes, in Kampanien, dann ist das so glaubwürdig wie eine Romanfigur von Victor Hugo; und Juvenal kann nicht als gottlos bezeichnet werden, nur weil er selbst nicht daran glaubt. Das Moor dürfte ein übelriechender Ort gewesen sein, und daher verlegt Vergil, der den Gestank mit dem Tod assoziiert, dorthin einen der Orte, an denen der Höllenfluß in die Unterwelt mündet.

»Der Mythos des *Aneas* wird beträchtlichen Erfolg haben. Weil er poetisch, allegorisch und vernünftig zugleich ist, wird er ganze Generationen von Intellektuellen bezaubern und über die Volkskunst eine wahre Faszination auf die Völker ausüben.«<sup>24</sup>

Daraus darf man nicht den Schluß ziehen, der Glaube an die Unterwelt wäre der Prüfstein der römischen Religion. Der Erfolg des Mythos ist rein literarischer Art. Lukrez schreibt: »[...] und vertrie-

ben [sei] die Furcht vor dem Acheron schnellstens von hinnen, / die das menschliche Leben im tiefsten vom Grunde aus aufwühlt, / alles von unten unwölkend mit Todes Schwärze.«<sup>25</sup> »Cicero zieht nicht einen Augenblick in Betracht, es könnte eine Hölle geben, und ist der Ansicht, daß alles, was die Dichter darüber sagen, nichts weiter ist als ein Fabelgespinnst. Man hat die Wahl, mit den Göttern glücklich zu sein oder im Nichts zu leben«, schreibt Georges Minois sehr treffend.<sup>26</sup> Hier liegt auch das Problem unserer zeitgenössischen Historiker: Sie messen sämtliche Religionen an der Elle des Christentums und sind nicht in der Lage, sie als das zu sehen, was sie zu ihrer Zeit war, in unserem Falle eine *religio*, die ohne Angst auskam und sich ganz darauf beschränkte, ein soziales Bindemittel zu sein.

Daß Rom von der griechischen Höllenvorstellung ebenso geprägt war wie von allem übrigen, ist gewiß. Platon erwähnt an drei Stellen die Unterwelt, im *Phaidon*, im *Gorgias* und sogar im *Staat*, wo er, der zur Hölle hinabgestiegen und wieder zur Erde zurückgekehrt war, die Existenz eines Gerichts bestätigt, das die Gerechten von den Ungerechten scheidet, eine unleugbar vorchristliche Idee. Doch Platon hat im römischen Denken nicht die Durchschlagskraft eines Theologen, weder in der Republik noch im Kaiserreich. Und schließlich lag nichts Gottloses darin, wenn man sich von Platons Ideen unbeeindruckt zeigte.

Sicher ist, daß die römischen Eliten und alle, die als Intellektuelle bezeichnet werden, sich gegenüber den griechischen Mythen skeptisch zeigten; die hellenische und mehr noch die hellenistische Respektlosigkeit gegenüber den Olympiern und erst recht deren zwiespältiges Wesen, mußten sie zwangsläufig schockieren. Das wird schon in der Republik deutlich: »Die lateinische Religion, herabgedrückt wie sie ist auf das Maß der gewöhnlichen Anschauung, ist jedem vollkommen verständlich und insgemein zugänglich«, schreibt Mommsen.<sup>27</sup> Die Vereinigung von gesundem Menschenverstand und Logik bei der Bemühung um Klarheit gestand dem Übernatürlichen, das andere Völker mit der Gottheit in Verbindung brachten, nicht viel Raum zu. Die Gottheit wurde in erster Linie als Beschützerin der wahren Tugenden des Volkes und der Tradition verstanden, eher als

ein Schutzgeist der Gemeinschaft denn als Zuflucht des Einzelnen und ganz gewiß nicht als Tür zu persönlicher Transzendenz. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die römische Kultur frei von jeglicher Mystik war.

Sicher ist, daß diese Eliten und Intellektuellen sogar unreligiös gewesen sind, aber nur im modernen Sinn dieses Begriffes. Die römische *religio* hat, wie gesagt, außer der Etymologie mit unserer Vorstellung von Religion nichts gemein: es handelt sich um einen Komplex moralischer Prinzipien, die, wie der Name bereits andeutet, die Gesellschaft »zusammenhalten« sollen, also gleichermaßen um eine Ethik und ein Fundament. Folglich ist die Religion der Geist der Gesetze. Sie kennt weder göttliche Immanenz noch Transzendenz und erst recht keine Offenbarung, selbst wenn Numa, wie man sagt, in einer Grotte bei der Nymphe Egeria Rat gesucht hatte. Und in diesem Sinne muß man auch ein Wort verstehen, das in den römischen Texten oft auftaucht, nämlich das Wort *pietas*: es bedeutet nicht unsere christliche Pietät, sondern Ehrfurcht vor den Göttern des Staates. »Wir dürfen uns darunter nicht das vorstellen, was ein Christ unter Glauben versteht [...] Es handelt sich vielmehr um ein Verhalten, das eine ständige Willensbereitschaft ausdrückt, die getreue Ausübung der Pflichten und vor allem der eingegangenen Verpflichtungen.«<sup>28</sup>

Die *pietas* ist folglich eine Form der Ehre; sie ist nicht zu trennen von der *virtus*, die nicht Tugend bedeutet, sondern Mut oder Mannhaftigkeit, und von der *fides*, die laut Polybius daran zu erkennen ist, daß ein Römer sich nicht an öffentlichen Geldern vergreift; sie wird durch zwei Hände symbolisiert, die sich zum Handschlag vereinigen, und bedeutet letztlich nichts anderes als gegenseitiges Vertrauen.<sup>29</sup>

*Pietas*, *virtus*, *fides*, das sind die drei Begriffe, die das römische Empfinden in all seinen Wortbedeutungen zusammenfassen, daß der Mensch Herr seines Schicksals ist. Es sind Proklamationen der Freiheit und Würde des Menschen. Die vermeintliche Strenge der römischen Religion, die die modernen Historiker so sehr durcheinandergebracht hatte, war eine Gewähr ihres Zusammenhaltens.

Der Titel »Augustus«, auf den die Kaiser so großen Wert legen

sollten, »bedeutet eigentlich, mit *augus*, mit mehrender Kraft begabt.«<sup>30</sup> Er wird zunächst für die Tempel verwandt, die symbolischen Stätten des Ahnengeistes; folglich bedeutet er, daß die Kaiser zugleich Träger und Beschützer der Stärke der Nation sind. So nahmen unter der Herrschaft des Kaisers Domitian, der sich gern für einen Gott hielt, die Leute seines Clans, die Flavier, einen subtilen Umweg: sie setzten den Tempel des Schutzgottes des Kapitols wieder instand, des Jupiter Capitolinus, der für die Philosophen das Symbol für den Widerstand gegen den Tyrannen war.

Der Römer ist seinem Wesen nach ein Philosoph, und seine Philosophie ist folglich durch und durch staatsbürgerlich. Als der Senat bei der Entdeckung von Numas Sarkophag die dort gefundenen und ihm zugeschriebenen Bücher verbrennen ließ, geschah dies nicht nur, weil das Ganze stark nach pythagoreischer Mystik roch, sondern auch, weil darin von Männern die Rede war, die offenbar zu Göttern erhoben worden waren. Das erschien abwegig und irrsinnig. Wie hätte der Senat solche abgeschmackten Albernheiten dulden können? Und er hatte allen Grund zu dieser Reaktion, denn die römischen Kaiser waren sehr darauf bedacht, sich endgültig zu Göttern zu erheben.

An diesem Punkt angekommen, kann man wohl aus der römischen Religion zwei Lehren ziehen. Die erste lautet, daß man sehr gut und sehr lange ohne Teufel leben kann. Die zweite besagt, daß es keine »rassischen« oder ethnischen Zwangsläufigkeiten gibt: Die Römer, Indogermanen wie die Iraner und ebensolche Imperialisten, hatten ebensowenig wie die Etrusker, die Latiner und die Sabiner einen übertriebenen Hang für Mythen geerbt, und sie hatten kein Bedürfnis, ihr Pantheon allzusehr zu vereinfachen.

Zum Schluß könnte man sich die Frage stellen, ob hier nicht ein Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung besteht, ob es nicht vielleicht doch einen *genius loci* gibt und ob die Landschaften letztendlich nicht auch die Religionen bestimmen. Man kann sich Vergil nur schlecht als Azteken vorstellen oder Moses als Neapolitaner. Von Apulien bis zur Toscana ist die italienische Landschaft viel zu lieblich, als daß sie einen Satan hätte beherbergen können und erst recht

nicht diese schreckliche Bestie. Nachdem er die rauhen Hochebenen des Iran verlassen und sich an den kargen Ufern des Toten Meeres gemästet hatte, verweichlichte der arme Teufel unter dem lächelnden Himmel Italiens. Das Urchristentum, das unter der Last der bösen Sexualität ächzte, wußte sich nicht anders zu helfen, als dem Teufel die Züge des Gottes Pan zu verleihen, halb Bock, halb Mensch, und obendrein genauso sexbesessen. Und das ganze Genie des Michelangelo konnte ihm an der Decke der Sixtinischen Kapelle keine bessere Rolle verschaffen als die eines Operettenmohrs.

# Ägypten oder die undenkbbare Verdammnis

Der Mythos des Echnaton als »Erfinder des Monotheismus«, ein Produkt der Phantasie - Über den latenten Monotheismus der ägyptischen Religion, in der die verschiedenen Götter nur Ausdruck des Unbekannten sind - Die Ambivalenz der ägyptischen Götter - Über Seth und warum manche ihn fälschlich für einen Vorläufer des Teufels halten - Über den Frieden, den die ägyptische Religion durch die besinnliche Anbetung der Gottheit schafft

Die ägyptische Religion hat wie keine andere die Phantasie der Menschen erregt, und zwar nur zu oft die rein dichterische Phantasie. Darum lautet eine der Lieblingsthesen der Liebhaber unausgegorener Ideen, der Monotheismus sei unter der Herrschaft des berühmten Pharaos der 18. Dynastie entstanden, unter Amenhotep IV. oder Amenophis IV., wie er mit seinem ersten dynastischen Namen hieß, oder Echnaton, wie er sich selbst nannte, einer der Lieblingsgestalten der intellektuellen Medienmythologie oder, genauer gesagt, der intellektuellen Romantik des 20. Jahrhunderts. Zur Einordnung der historischen Fakten sei angemerkt: Die 18. Dynastie ist die glanzvollste des ganzen Neuen Reiches, das mit Ahmosis I. seinen Anfang nimmt. Ihr »geheimnisvollster und medienwirksamster« Repräsentant ist Echnaton, der von 1352 bis 1338 vor unserer Zeit regierte.

Nach diesem modernen Mythos soll Amenhotep IV., Sohn Amenhoteps III., als er um 1375 vor unserer Zeit an die Macht kam, eine prophetische Eingebung gehabt haben, die ihn veranlaßte, das gesamte ägyptische Pantheon durch einen einzigen Gott zu ersetzen: durch Aton, die Sonne. Darin erblickt man eine bewundernswerte Vorwegnahme des universellen Monotheismus, der den Menschen

von jeher bestimmt gewesen sei und dessen erster Herold der berühmte - und warum nicht auch »geheimnisvolle« - Echnaton war, der Pharaos mit dem Körper einer Frau und dem Kopf eines Fuchses, Gemahl der nicht minder medienwirksamen Nofretete, der bleichen Schönheit, der eine sonderbar düstere Maske, die man in der ägyptischen Sammlung von Berlin bewundern kann, den Ausdruck einer frühen Greta Garbo verleiht. Ich schreibe »sonderbar«, denn die Porträts aller anderen Pharaonen und ihrer Familienmitglieder tragen das Lächeln, das einer fleischgewordenen Gottheit und deren Nachkommen ziemt. Das ägyptische Lächeln ähnelt dem buddhistischen, denn es strahlt die glückselige Heiterkeit eines Menschen aus, der alles überdacht hat, aber in seiner Entrücktheit keine Traurigkeit verspürt. Nicht so das der Nofretete, und zwar aus unerfindlichen Gründen.

Ihr Gemahl Echnaton ist der Pharaos, über den im Abendland die meiste Tinte geflossen ist, mit Ausnahme des unglückseligen Tutenchamun, der mehr durch sein Grab als durch sein Leben oder seine Großtaten Berühmtheit erlangte. Von all den Masken, die man Echnaton aufgesetzt hat, ist die anachronistischste wohl die des pazifistischen Mystikers. Der Mystiker mag noch angehen, aber der Begriff pazifistisch ist vierzehn Jahrhunderte vor unserer Zeit irreführend, wenn nicht gar völlig falsch. Auch ein Monotheist soll er gewesen sein, und dazu fast schon ein »Christ«. Der um Theorien niemals verlegene Sigmund Freud behauptete sogar, Moses, der ägyptische »Prinz«, habe ihm die Offenbarung des Monotheismus entliehen und dem hebräischen Volk gebracht. Wie wir sehen werden, hat diese These mit der Geschichte nichts zu tun, sondern ist reine Einbildung.

Die Eigentümlichkeiten dieses Pharaos mit dem seltsamen Gesicht, seine prophetische Vorwegnahme des »Monotheismus«, die Schönheit seiner Gemahlin und der Glaube, er habe Moses seine visionäre Botschaft überbracht, hat manche ansonsten durchaus kühlen Köpfe zu den wildesten Spekulationen veranlaßt.

Sie waren entzückt von der Vorstellung, Aton sei - um die Sache etwas verkürzt darzustellen - der geistige Vater Jehovahs gewesen. Und ebenso entzückt waren sie von den Liebesliedern und Gesängen,

die Echnaton für diese von ihm selbst eingeführte »neue« Gottheit dichtete:

*Deine Strahlen umarmen die Länder bis zu den äußersten Grenzen alles dessen, was du geschaffen hast. [...] Im Morgengrauen, wenn du dich am Horizont erhebst, vertreibst du die Finsternis und verschenkst deine Strahlen. Die Menschen erwachen, stellen sich auf die Füße, denn du hast sie aufgerichtet. [...] Du hast den Himmel fern gemacht, um an ihm aufzuleuchten, um alles zu sehen, was du gemacht hast, du allein in deiner Gestalt als lebendige Sonne, glänzend, fern und doch nah. Du machtest Millionen von Gestaltungen aus dir allein [...]»<sup>1</sup>*

Echnaton ersetzte tatsächlich das ägyptische Pantheon durch Aton, und seine Revolution verdient, gleich zu Beginn dieses Kapitels behandelt zu werden, da die Erfindung eines »einen und einzigen« Gottes logischerweise der Erfindung eines »einen und einzigen« Gegenspielers vorangehen dürfte. Dann hätten wir auch unseren Teufel gefunden, etwa 14 Jahrhunderte vor unserer Zeit, acht Jahrhunderte vor seiner offiziellen Geburt im Iran!

Die Wahrheit sieht jedoch ganz anders aus.

Seinem Ruf als »Pazifist« können wir gleich ein Ende bereiten, da es sich dabei um eine moderne, für das antike Ägypten völlig unangebrachte Vorstellung handelt: Echnaton war ein autoritärer Herrscher, und unter seiner Herrschaft gab es ebenso viele militärische Feldzüge wie unter den vorangegangenen. »Ein Relief aus Karnak, das erst kürzlich entdeckt wurde, zeigt, wie die kleinen edlen Hände der Sonnenscheibe dem König Krummschwert und Keule reichen, mit denen er einen fremden Feind niederschlägt«, schreibt Traunecker<sup>2</sup> (in den zeitgenössischen Darstellungen des Sonnengottes laufen die Strahlen der Sonnenscheibe in kleine menschliche Hände aus).

Bleibt noch die religiöse Revolution, die sich wesentlich komplexer darstellt, als die oben angeführten Schlußfolgerungen vermuten lassen. Denn seit der Herrschaft von Amenhotep III. hatte sich der Gedanke durchgesetzt, den Kult des Sonnengottes Ra oder Re weiter

auszudehnen und das Pantheon durch eine Vereinfachung zu vereinheitlichen. »[...] der Amon von Theben, der Horus im Horizonte, der Chnum von Elephantine, der Atum von Heliopolis, sie alle werden im neuen Reiche mit Rê' gleichgesetzt« schreiben beispielsweise Erman und Ranke und fahren fort: »Diese Richtung hätte, folgerichtig durchgeführt, zur allmählichen Aufhebung des Polytheismus führen müssen, und es finden sich auch wirklich Ansätze dazu. So kommt es z.B. in den Sonnenhymnen [die vor Echnaton entstanden] vor, daß jenes göttliche Mischwesen Amon-Rê'-Harachte-Atum als *einzigere Gott* angerufen wird.«<sup>3</sup> Soviel zur »prophetischen Vision« des Echnaton.

Die Tendenz zum Monotheismus gab es folglich bereits vor unserem undurchsichtigen Monarchen und zwar schon lange vorher, denn wiederum schreiben Erman und Ranke, »So hat z.B. in weit zurückliegender Zeit der Kult des Osiris, der ursprünglich wohl in einer Stadt Dedu im Delta (Später Busiris, d.h. *Haus des Osiris* genannt) heimisch war, ganz Ägypten erobert und auch ihm ganz fremde Götter, wie den Ptah und den Sokar von Memphis, den Chenti-amentin von Abydos zum Osiris gemacht.«<sup>4</sup> Nun läßt sich diese Tendenz zur Vereinheitlichung durch die Herausbildung der ägyptischen Einheit erklären: »Je mehr die ägyptischen Bauern aller Gaue auch als ein zusammengehöriges Volk zu fühlen anfangen, je reger der Verkehr zwischen den einzelnen Teilen des langgestreckten Landes wurde, desto mehr mußte auch die Götterverehrung an Zusammenhang gewinnen.«<sup>5</sup>

Das bedeutet, daß die Einigung des Reiches (und damit auch der Religion) in einem Nationalbewußtsein gründet. Außerdem ist dieses Nationalbewußtsein selbst der Politik unterworfen. Wenn unter der 18. Dynastie eine Tendenz zur Einigung des Pantheons zutage tritt, so liegt das daran, daß diese Dynastie in besonderem Maße zur Größe Ägyptens beigetragen hat. Ihr Gründer, also Achmoses I., hatte als erster die Hyksos im Nordosten des Delta niedergeschlagen, indem er zunächst ihren Hauptstützpunkt in Avaris einnahm und sie schließlich bis nach Palestina verfolgte, wo er nach einer Belagerung von drei Jahren eine weitere ihrer Stellungen, Sharuhen, eroberte.

Anschließend schlug dieser König die aufrührerischen Gruppen nieder, die sich in Nubien seiner Macht entgegenstellten. Sein Werk wurde vom ersten König der Amenhotep-Dynastie weitergeführt, der nach den Schlachten in Libyen und Nubien die Grenzen Ägyptens verschob, und zwar im Süden bis zum 3. Katarakt. Nubien und der Untere Sudan wurden der Herrschaft eines Vizekönigs unterstellt, dessen Machtbereich bis weit über den 4. Katarakt hinausreichte. Damit war die Einigung des Niltales vollzogen und das Reich erstreckte sich fast bis zu den Quellen des Nils. Sein Nachfolger Tutmosis I. vergrößerte das Reich sogar bis zum Euphrat. Als er starb, hatte er für sein Land viele Wohltaten vollbracht, und so war er der erste, der im berühmten Tal der Könige bestattet wurde.

Ägypten war ein mächtiges und reiches Land geworden, aber es war nun auch zentralisiert: So hatte die 18. Dynastie die lokalen Lehnsherrschaften abgeschafft, die im Mittleren Reich einen Aufschwung erlebt hatten. Einige Regierungszeiten später erstrahlte Ägypten unter der Regierung von Thutmosis II. und Thutmosis III. (der von einem Feldzug an den Oronte mit nicht weniger als sieben gefangengenommenen Königen zurückkehrte), von Amenhotep II., Thutmosis IV. und schließlich Amenhotep III. mit einer in der Alten Welt einzigartigen Macht. Aus allen Teilen der bekannten Welt strömte eine Flut von Geschenken ins Land: in indirekter Weise »subventionierten« sie die beachtlichen Arbeiten, die man heute bewundern kann, die Tempel von Luxor und Theben, die herrlichen Bauten von Karnak.

So kann man davon ausgehen, daß all diese Pharaonen der 18. Dynastie nicht nur jeweils auf ihre Weise Gottkönige waren, denn Gottheit und Krone verschmolzen zu einer Einheit, sondern auch Sonnenkönige. Die Religion, die selbstverständlich eine Staatsreligion war, konnte ihren göttlichen Status nur erhöhen, indem sie den Glanz der übrigen Konkurrenzgottheiten so weit wie möglich abschwächte, aber ganz gewiß nicht, wie wir gleich sehen werden, indem sie diese Gottheiten für ungültig erklärte. Die Vereinheitlichung des Pantheons ging ihren vorgezeichneten Weg: die anderen Götter wurden durch den höchsten Gott Re ersetzt.

Amenhotep IV., unser Echnaton, hatte folglich ein schönes Erbe angetreten. Man nimmt an<sup>6</sup>, daß dieser Fanatiker<sup>7</sup> in Heliopolis<sup>8</sup> Priester des Re-Harachte war (Re-Horus im Horizont). Er widmete sich nun nicht mehr dem traditionellen Kult dieser Gottheit, sondern der kultischen Verehrung einer archaischen Form des Namens der Gottheit, Aton, der nicht die Gottheit an sich bezeichnete, sondern vielmehr die Sonnenscheibe, ein Wort, das nach Erman und Ranke »durch keinerlei Gebrauch in der bisherigen Religion festgelegt war«.

Das heißt, Echnaton vollzog keineswegs eine »Transsubstantiation« der Sonnengottheit Re, sondern im Gegenteil eine Rückwendung zu einer götzenanbeterischen Verehrung der Sonnenscheibe, also eine reaktionäre Wiederbelebung archaischer Muster. Er führte in das ägyptische Pantheon nicht das Symbol einer transzendenten Gottheit ein, in der die monotheistische Neigung der ägyptischen Religion ihre Vollendung hätte finden können, sondern ganz im Gegenteil die ausschließliche Anbetung der Sonne in ihrer stofflichen Natur.

Diese Extravaganz konnte nur deshalb als Hinwendung zum Monotheismus mißverstanden werden, weil Echnaton die Sonnenscheibe zu einem Gott machte, »neben dem es keine ändern gibt«. Das war zwar scheinbar und dem Wortlaut nach eine Revolution monotheistischer Art, ihre eigentliche Besonderheit liegt jedoch darin, daß sie die gesamte Symbolik des ägyptischen Pantheons aufhob, denn dort wurde bereits eine einzige und transzendente Gottheit verehrt, die jedoch die unterschiedlichsten Deutungen zuließ.

Die Gottheit, die zuvor die ganze Welt umfaßt hatte, Geburt, Tod, Spiritualität, Sexualität, Vegetation, Himmel, Mond und Sterne, wurde nun einzig und allein auf den Tagesstern reduziert. Mit anderen Worten: Echnaton stellte der traditionellen Religion brutal eine reduktionistische Götzenanbetung entgegen.

Dieser Schritt war um so erstaunlicher, als der scheinbare Polytheismus der ägyptischen Religion das Königtum selbst stützte: Die polymorphe Wirklichkeit der Welt war für die Ägypter nur die Materialisation einer einzigen Wahrheit; da die Macht des Pharaos die göttliche Wirklichkeit überlagerte, umfaßte sie alle Bereiche des Le-

bens. Durch Echnatons Neuerung war der Pharao jetzt nichts weiter als der Sonnengott, und mit dieser einseitigen Festlegung schloß er sich selbst aus dem Kreis der vielfältigen göttlichen Manifestationen aus. Das ist ein ganz entscheidender Punkt, denn die verschiedenen ägyptischen Götter waren nichts weiter als Manifestationen, um nicht zu sagen Metaphern der nicht faßbaren und unergründlichen Gottheit, so daß diese durch ihr Mysterium allgegenwärtig war. »Der Mythos von Osiris beispielsweise«, schreibt Traunecker<sup>9</sup>, »diesem Gott, der stirbt und durch Isis' und Nephtis' Hilfe wiederaufersteht, ist eine Art, den zyklischen Erscheinungen Ausdruck zu verleihen, etwa dem Wachstum, den Hochwasserfluten des Nils, oder auch dem Leben und dem Tod.«

Heißt das nun, dieser Polytheismus sei oberflächlich und zufällig gewesen, und Echnaton habe alles in allem nichts anderes getan, als der mythologischen und liturgischen Maskerade auf eine zwar brutale, aber doch nützliche Weise, den Schleier herunterzureißen? Gewiß nicht, und diese etwas übertriebene Vereinfachung wäre auch eine Beleidigung für die philosophische Intelligenz der Ägypter. Traunecker schreibt: »Ein und dieselbe Kraft kann in verschiedenen Dingen zutage treten.«<sup>10</sup> Da die Ägypter die Gottheit insgesamt zwar nicht erfassen konnten, ihr jedoch Ehrerbietung entgegenbringen mußten, wandten sie sich in ihren kultischen Huldigungen an jene Manifestationen der Gottheit, die sie erkennen, fürchten und verehren konnten. So Khonsu, *dem Gott, der kommt und geht*; sie huldigten dem Mondgott Upuaut, dem Kundschafter-Gott oder *Wegöffner* in Hundsgestalt; den als Löwinnen dargestellten Göttinnen Pakhet und Sekhmet; Atum, dem Gott des Königtums; Amun, dem *Verborgenen*; Horus, dem *Fernen*; dem Haus des Horus; Thot, dem Gott der Schrift und der Gelehrsamkeit...

Ägypten ist aus dem Nil hervorgegangen, und der Nil entspringt in Afrika. Ägyptens Religion und Kultur sind unleugbar afrikanischen Ursprungs. Wie das restliche Afrika hat Ägypten einen ganz natürlichen Sinn für das Göttliche. Für Ägypten ist die Gottheit auf unzertrennliche Weise mit dem Leben verbunden, und das Leben in all seinen Formen ist göttlich. Das ägyptische Wort *neter* bedeutet zugleich

»Gott« und »Erneuerung«.<sup>11</sup> Die Vorstellung, daß die Gottheit sich unablässig erneuert, ist für jeden, der das Alte Ägypten verstehen will, ganz wesentlich, denn so ist auch die Notwendigkeit zu erklären, daß Priesterschaft und Volk die Altäre in gutem Zustand hielten.

Wahrscheinlich hat man über die Genealogien dieser Götter so lange Debatten geführt, weil diese Vorstellung den damaligen Ägyptologen, die alle dunkel von der Idee durchdrungen waren, jede Religion müsse eine Offenbarungsreligion sein, nur schwer verständlich war. Handelte es sich um Totems und Fetische oder bereits um vollständige Gottheiten? Über diese Debatte sind wir heute hinaus: Schon Morenz<sup>12</sup> geht davon aus, daß der Gottesgedanke im eigentlichen Sinn (den es noch zu definieren gilt) erst dann in Erscheinung tritt, wenn sich das Individuum seiner Identität bewußt wird, gleich dem Kind, das sich von seiner Umgebung zu unterscheiden lernt. Mir will scheinen, daß die Bedeutung der Schrift in dieser Debatte etwas vernachlässigt worden ist, denn jede Vorstellung, deren Bezeichnung man niederschreiben und damit fixieren kann, erhält mit der Zeit immer reichhaltigere Bedeutungen oder Kräfte. Die Ägypter hatten eine Schrift; wahrscheinlich konnten sie auf diese Weise die Totems oder Fetische in Götter verwandeln, bevor die monotheistischen Religionen ihrerseits etliche davon in Dämonen und andernorts wiederum in den Teufel verwandelten. Ägyptens Götter waren offenbar erstmalig um das Jahr 3150 vor unserer Zeit in der thinitischen Periode aufgetaucht. Dort unterscheidet man bereits Götter mit Tierköpfen, einen Vorläufer des Horus mit dem Kopf eines Falken, eine Frühform der Hathor mit dem Kopf einer Kuh, aber auch Götter mit Elefantenkopf, wie sie später im ägyptischen Pantheon nicht mehr auftreten werden. Sie legen Zeugnis ab von jenem »Übergang von der Natur zur Kultur«, von der Levi-Strauss spricht.

Während die Ägypter den Göttern ihre individuellen Eigentümlichkeiten beließen, die meist durch solche Tierköpfe bezeichnet wurden, wiesen sie ihnen auch ein ganzes Feld von Variationen zu, und so konnte ein und derselbe Gott bald männlich, bald weiblich sein und häufig seine Rolle wechseln. Aton war bald Vater, bald Mutter, und »die Göttin Neith, die Schöpferin der Welt, war ein Mann, der

sich wie eine Frau gebärdete, und eine Frau, die sich wie ein Mann gebärdete«. <sup>13</sup> Die Zweigeschlechtlichkeit war nur Ausdruck der Androgynie des Unerschaffenen. Sobek, der Krokodilgott und höchste Gott der Tiere des Wassers, konnte sich auch zu Sobek-Re wandeln, der für den Lauf der Sonne verantwortlich war.

In diesem Sinne lehrte der Politheismus den Menschen Bescheidenheit: Er war das Eingeständnis, daß der Erdenbewohner unmöglich das eigentliche Wesen der Gottheit erkennen kann. Und Echnatons Revolution war in Wirklichkeit eine Involution, denn in einer Anwendung von Stolz gab sie vor, das Wesen der Gottheit nun endlich enthüllt zu haben. Ein Stolz, der nicht nur intellektueller, sondern auch persönlicher und dynastischer Art war, denn da der Pharao ein göttliches Wesen war, setzte Echnaton sich nun selbst mit dem Sonnengott gleich.

Vermutlich wollte Echnaton auf diese Weise den von Eliade hervorgehobenen Spannungen zwischen den beiden Vätern des Pharaos ein Ende bereiten. Nach der Sonnentheologie war er nämlich ein Sohn des Re; da er jedoch auch von dem verstorbenen Herrscher abstammte, der durch Osiris repräsentiert wurde, war er zugleich auch Horus. Echnaton dagegen verstand sich ausschließlich als Inkarnation der Sonne. In der Ideologie des Königshauses war jedoch die Sonnentheologie des Alten und Mittleren Reiches allmählich von dem Glauben an die Abstammung von Osiris beherrscht, wenn nicht sogar überlagert worden; außerdem war der Pharao dort immer nur ein Sohn des Re, niemals aber Re selbst. Wie also konnte Echnaton auf diese Häresie verfallen? Wie Vernus und Yoyotte <sup>14</sup> aufzeigen, scheint er von den heliopolitanischen Denkern beeinflusst gewesen zu sein, denn diese »ließen als sichtbares Zeichen des Schöpfers nur die Sonnenscheibe mit dem himmlischen Atem gelten«. <sup>15</sup> Was die Behauptung anbelangt, Moses habe bei ihm den Monotheismus entlehnt, so ist sie lediglich dem Hang für gewagte Spekulationen entsprungen. <sup>16</sup> Die Juden hatten ganz andere Inspirationsquellen, vor allem Mesopotamien, dem sie den Dekalog entlehnten, und den monotheistisch-mazdaistischen Iran, von dem sie zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt die Teufelsvorstellung übernahmen. Da Echnaton

weder den monotheistischen Gott noch dessen Gegenspieler, den Teufel, erfunden hat, müssen wir uns nun fragen, ob der Teufel - als ausgebildete Figur oder in Ansätzen - überhaupt in der ägyptischen Religion existiert hat.

Lange Zeit lehrte man, es habe in Ägypten zwei Hauptgötter gegeben, zum einen Horus, den Herrscher über Oberägypten, zum anderen Seth, den Herrscher über Unterägypten, beides Söhne von Isis und Osiris, die miteinander um die Macht kämpften. Seth tötete Osiris, also seinen eigenen Vater, und machte in der Folge Horus sein Erbe streitig. Dieser forderte seinen Bruder zum Kampf heraus, besiegte ihn und herrschte fortan über die vereinigten Reiche. In diesem Mythos, der die legitime Übergabe der königlichen Macht illustrieren sollte, war Horus der gute, Seth der böse Sohn. Tatsächlich wird Seth in zahlreichen anderen Mythen als abscheulicher Charakter dargestellt. Somit wäre er ein Vorläufer unseres Geistes des Bösen.

Doch wieder einmal ist die Wahrheit wesentlich komplexer. Der Kult des Horus, des Himmelgottes, entstand in vorgeschichtlicher Zeit im Nildelta und breitete sich über ganz Ägypten aus. Das führte zu dem Fehlschluß, der Horuskult sei dem Gott Oberägyptens geweiht gewesen, denn dort hatte man tatsächlich eine Stadt gefunden, die ihm geweiht war, die antike Stadt Hierakonpolis, die »Stadt des Falken«, im heutigen Nekhen, damals die Hauptstadt Oberägyptens. Seth war der Gott Unterägyptens und herrschte über die Stadt Om-bos. Die beiden Götter herrschten im Frieden miteinander, da sie als Schutzgötter des Königs angesehen wurden. Um die Koexistenz dieser beiden Götter vor der V. Dynastie zu rechtfertigen, sprach man jedem von ihnen einen Teil Ägyptens zu, und indem man ihre Herkunft auf den Kopf stellte, wies man Seth Unterägypten und Horus Oberägypten zu.

Erst gegen Ende der V. Dynastie, d.h. um 2245 vor unserer Zeit, kam es zu einer Verschiebung, bei der man den verstorbenen König die Gestalt des Osiris und seinem Nachfolger, dem lebenden König, die des Horus zuwies. Damit wurde Horus der Sohn von Osiris, und Seth wurde sein Rivale, da er nicht die Krone mit ihm teilen konnte.<sup>17</sup>

Und genau zu dieser Zeit entstand auch der Mythos, Osiris sei von seinem Sohn Seth getötet worden.

Anders gesagt, der scheinbare Konflikt zwischen »Gut« und »Böse«, zwischen Horus und Seth, war die religiöse Umschreibung eines dynastischen Konflikts.

In der ägyptischen Religion gab es jedoch weder Gut noch Böse im christlichen Sinne, denn das »Böse«, das Unheilvolle, kam durch einen Einbruch des Urchaos in die Schöpfung zustande, die in ihrer Gesamtheit als gut betrachtet wurde. Das »Böse«, die Manifestation des Urchaos, das die Schöpfung zu zerstören drohte, hatte indirekt eine politische Funktion.

Doch die ägyptische Religion war ein System zur Deutung des Kosmos und stand im Dienste der Menschen, die mit ihren Riten die Schöpfung erhalten wollten. In der langen Geschichte Ägyptens werden die Mythen unaufhörlich verändert und dabei oft durch fremde Beiträge bereichert, wie auch die ägyptische Religion ihrerseits die fremden Götterwelten bereicherte. Der Gott Seth etwa wird von den Assyrem übernommen, die in ihm eine große Ähnlichkeit mit ihrem Baal entdeckten. Beredte Beispiele solcher Wandlungen sind die Horus- und Osirismythen. Selbst ihre Namen werden verändert; aus Horus wird griechisch Harmachis oder ägyptisch Har-em-Akhet, *Horus am Horizont*; Harpokrates oder Har-pe-khrat, *Horus, das Kind*; Haroeris oder Har-wer, *Horus, der Alte*; Harsomtus oder Har-sem-Tow, *Horus, der Einiger der Beiden Länder*, Harendotes oder Harend-yotef, *Horus, Beschützer seines Vaters*. Als Höhepunkt der Metamorphosen wurde er von den Griechen mit Apollon gleichgesetzt, und das Bild des ägyptischen Gottes, der das Krokodil Setekh tötet, diente den Christen als Inspirationsquelle für den heiligen Georg, der den Drachen tötet, bevor der Vatikan diese Legende streichen ließ, da es diesen heiligen Georg nicht gegeben hatte...

Genauso verhielt es sich mit Osiris, der zum Helden zahlloser Mythen wurde. Traunecker schreibt: »Es gibt eigentlich nicht nur *einen* schriftlich festgehaltenen und kodifizierten Osirismythos. Entsprechend den jeweiligen Bedürfnissen greifen die Texte einzelne Motive auf, die mit dem Thema des Osirismythos in Zusammenhang stehen:

das Königtum des Osiris, den gewaltsamen Tod, die Trauer, die Erhaltung des Körpers, das Erbe, die Wiederauferstehung, den Prozeß, die Rache etc.«

Diese Variabilität ist keineswegs Ausdruck von Inkohärenz, vielmehr spiegelt sich darin die bereits angesprochene Überzeugung der Ägypter, daß man sich der göttlichen Wahrheit nicht auf direktem Wege anzunähern vermag. Und ebenso spiegelt sich darin die politische und wirtschaftliche Struktur der Religion: Die Tempel waren wirtschaftliche Einheiten, die oft über große Ländereien verfügten; breite Schichten der Bevölkerung waren dort angestellt, in die Hierarchie der Priester eingegliedert und im Verwaltungsbereich der Lati-fundien beschäftigt; sie stellten einen bedeutenden volkswirtschaftlichen Faktor dar. Jede Provinz und jeder Hohepriester besaß die Freiheit, diesen oder jenen Göttern den Vorzug zu geben und die heiligen Schriften auf seine Weise auszulegen. Es gab also keinen zentralen Sitz der ägyptischen Religion, keine Entsprechung zum Papst oder zum Imam.

Außerdem berührte das Chaos nie den Bereich der Ethik. Böses oder Gutes konnte es nur hienieden geben; das Chaos oder das »Böse« war kontingent, denn das Gleichgewicht verwies es in seine Schranken, und man mußte ihm mit Respekt begegnen, da es jene Kräfte repräsentierte, die der Schöpfung vorangegangen waren. Auf jeden Fall wurde das ethische System bis zum Neuen Reich ausschließlich von der Gesellschaft festgelegt, und sein Grundprinzip bestand darin, die Harmonie aufrechtzuerhalten und Gewalt zu vermeiden. Erst im Neuen Reich gewann die Religion eine Beziehung zur Sittlichkeit, indem sie geltend machte, die Furcht vor den Göttern solle den Gläubigen zur Tugend gemahnen.<sup>18</sup>

Der Mensch konnte das Erschaffene oder Unerschaffene nur erfahren, nicht jedoch begreifen; er konnte nicht dessen Wesen ergründen; und folglich konnte er es nicht benennen. Daher bewahrte sich das ägyptische Pantheon bis zur römischen Besetzung gewissermaßen eine Polysemie, d.h. eine Variabilität der Bedeutungen, der das Gefühl zugrunde liegt, daß die Manifestationen der Gottheit unergründlich und alle Ereignisse oder Handlungen relativ seien. So sehr

Seth auch ein Feind des Königtums war, so sehr er Unordnung stiftete und mit Aggression identifiziert wurde, blieb er dennoch ein Gott, der überdies nützlich sein konnte: Als die Schlange Apophis, die für die Wiederkehr der ursprünglichen Unordnung steht, Unheil über die Welt brachte, Hungersnöte, Überschwemmungen, Einfälle von Heuschreckenschwärmen - man sagte, die Barke des Re sei auf der Sandbank der Schlange Apophis gestrandet -, erhielt Seth von Re höchstpersönlich den Auftrag, das Monster zu unterwerfen und die Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Der »Böse« wurde also gut.

Also müssen wir den Teufel woanders suchen. Vielleicht in der Schlange Apophis, die aus einem Auswurf des Demiurgen Enith entstand. Doch obwohl auch sie sich wie Satan auflehnte, verkörperte sie das Böse ebensowenig wie die anderen zerstörerischen Gottheiten, denn da sie dem Urchaos oder dem metaphysischen Bösen entsprungen war, galt sie als unergründliches Produkt des Streits zwischen dem Unerworfenen und dem Erschaffenen.

Durch die Schlangengestalt sollten wir uns nicht in die Irre führen lassen, denn bei den Ägyptern wird die Schlange, da man sie meist aus einem Erdloch hervorkriechen sieht, »mit den chthonischen Gottheiten und den Wachstumskräften in Verbindung gebracht«.<sup>19</sup> Die Urschlange ist erstes und letztes Bild des Schöpfergottes Aton.<sup>20</sup> Im *Totenbuch der Ägypter* ist Min - ein Gott, der bei diesem Anlaß mit Horus gleichgesetzt wird - der Rächer seines Vaters Osiris; auf dem Kopf trägt er ein Diadem, das mit einer Doppelfeder oder zwei Schlangen geschmückt ist: »die beiden großen, gewaltigen Uräen, die an der Stirn seines Vaters Atum sind«.<sup>21</sup>

Denn als aufrührerische Kräfte und mögliche Boten des Chaos sind die Schlangen keineswegs Übeltäter, vielmehr repräsentieren sie jene Mächte, die der Schöpfung vorangingen und die zu zerstören man sich wohl hüten muß, da sie auch nützlich sein können. Das gilt auch für Nun, ein regloses, bedrohliches, die erschaffene Welt umschließendes Gewässer, aus dem alles Leben entstanden ist, das jedoch Zerstörung bringen kann, zum Beispiel bei Wolkenbrüchen und verheerenden Hochwasserfluten. Als die Menschen sich auflehnen, erklärt der Allherr: »Diese Welt wird wieder in das Urgewässer zu-

rückkehren, in die Urflut, wie bei ihrem Anbeginn.«<sup>22</sup> Das erinnert sehr an den Gott der Genesis, der sich entschließt, die Menschheit in der Sintflut untergehen zu lassen. Uns ist nicht bekannt, daß Ägypten von einer Sintflut bedroht gewesen wäre, sicher ist jedoch, daß der beträchtliche Anstieg des Meeresspiegels des Mittelmeers gegen Ende der letzten Eiszeit, also vor zehn Millionen Jahren, ein Großteil der Gebiete Unterägyptens überschwemmte, und es ist anzunehmen, daß dieses Ereignis bei der ansässigen Bevölkerung in lebhafter Erinnerung geblieben war. Ebenso ist anzunehmen, daß es in jüngeren Epochen am Nil periodisch zu Hochwasserfluten gekommen war, und zwar durch die Klimaveränderungen, die zur Versteppung der Sahara führten. Obwohl das Ungeheuer Apophis Schlangengestalt hatte, war es kein Emblem des Bösen: zusammen mit dem Falken, dem Sperber und dem Skarabäus ist es eines der drei heiligen Tiere des Sonnengottes Re. Und was noch aufschlußreicher ist: die Kobra ist das zentrale Ornament der Königskrone von Oberägypten. Auch gegenüber anderen gefährlichen Tieren läßt das ägyptische Pantheon kein großes Mißtrauen erkennen; so hat die Göttin Selkis, die Beschützerin des Körpers des Osiris, einen Skorpionskopf, Sobek, der Gott der Furcht und der Fruchtbarkeit, hat einen Krokodilskopf, Ermutis, die Göttin der Ernte, hat wiederum einen Schlangenkopf, ebenso wie Meresger, eine weitere Form von Isis.

Soll das nun heißen, die Ägypter hätten keine Dämonen gehabt? Weit gefehlt, sie hatten ganze Kohorten davon. Wie in den Religionen des Pazifik und in vielen anderen Religionen werden diese zweit-rangigen Dämonen für Krankheit und Unglück verantwortlich gemacht, und sie sind ebenso häßlich und widerwärtig wie in der monotheistischen Vorstellungswelt: so beispielsweise *Der mit dem abstoßenden Gesicht*, *Der von Würmern lebt*, oder auch *Der seinen Kot ißt*. »In den Übergangszeiten treiben die Dämonen ganz besonders ihr Unwesen, etwa an den fünf Epagomenen oder wenn der Verstorbene in die Duat, die Unterwelt gelangt.« Sie streiten zu siebt oder in Gruppen zu einem Vielfachen von sieben umher und verbreiten Fieber.

Man nennt diese Geister *akhu*, und sie sind »an der Peripherie der

organisierten Welt«<sup>23</sup> anzutreffen, in der Wüste, in der Finsternis, an fernen Orten, in den Gewässern. In dieser Hinsicht sind sie unbestreitbar die Vorfahren unseres Teufels, der sich in denselben Gefilden herumtreibt. Wahrscheinlich beeinflussten sie die Vorstellungswelt des Judentums, das diese Dämonen an die nachfolgenden großen Religionen weitergab. Diese »Untergebenen des Chaos« besitzen nur eine begrenzte Symbolik. Aber es werden auch Götter und Göttinnen sowie deren Diener zu ihnen gezählt, darunter die vierzig löwenköpfigen Gottheiten wie Sekmeth, aber auch Nefertum, der Sohn dieser Göttin und des Gottes Ptah.

Für die ägyptische Kosmogonie enthält die Schöpfung kein Prinzip des Guten oder des Bösen, da die Ethik allein der Gesellschaft zugeordnet wird. Die grundlegenden Verbote der ägyptischen Gesellschaft setzen kein metaphysisches Prinzip des Bösen in dem Sinne, wie wir es verstehen würden, sondern sollen den weiteren Fortbestand der Schöpfung als Quelle des Lebens sichern. In Ägypten gibt es keine ursprüngliche Unreinheit, Reinigungsrituale kennt man nur bei Bestattungen und bei Götterstatuen.

Für die Ägypter ist die ganze Welt, einschließlich der Götter, ein Übergang. »In den religiösen Texten ist oftmals vom Tod der Götter die Rede«, schrieb Anfang dieses Jahrhunderts der Ägyptologe Moret: »Der *Jenseitsführer* stellt ebenso die Grabmäler von Re, Tumu und Khepri dar, den Göttern der Lebenden, wie die von Osiris oder Sokaris, den Totengöttern. Der Autor von *Der Iside et Osiride* [Plutarch] berichtet auch von folgender Tradition: >Die Priester [Ägyptens] indes erzählten, daß die Leiber nicht nur dieses, sondern auch der übrigen Götter, die weder ungezeugt noch unvergänglich seien, nach ihrem Tode bei ihnen ruhen und verehrt werden, daß ihre Seelen dagegen als Sterne am Himmel leuchten. <<<sup>24</sup> Die Toten leben nur, solange sie von den Sterblichen kultisch verehrt werden, und wenn die Könige oder die Priester dem heiligen Kult an den Göttern den schuldigen Respekt versagen, so verkümmern diese, werden altersschwach und versteinern.<sup>25</sup> Das heißt nichts anderes, als daß die Gottheit in all ihren Formen ein Produkt der Schöpfung und des menschlichen Willens ist. Da die Götter nicht ewig sind, gibt es auch das absolut Gute oder Böse nicht. Im

irdischen Guten oder Bösen spiegeln sich die Kämpfe zwischen dem Chaos und der Ordnung der Schöpfung, deren Schiedsrichter die königliche Macht ist. Die menschlichen Verstöße, die durch die zeitliche Macht bestraft werden, können eine Lücke schlagen, in die sich das Chaos einnisten kann. Doch vor dem Letzten Ende ist die Schöpfung nur eine Folge von Neuanfängen: Allabendlich wird die untergehende Sonne im Westen vom Himmelsgewölbe, der Göttin Nut, verschluckt und taucht am folgenden Morgen zwischen deren gespreizten Beinen wieder auf, um am Himmel aufzusteigen.

Die Ägypter waren überzeugt, daß die Welt ein Ende hätte, und hier müssen wir einen weiteren Irrtum korrigieren, denn man hat behauptet, die Ägypter seien für uns Fremde aus längst vergangenen Zeiten, und ihre Glaubensvorstellungen seien für uns nur noch von historischem Interesse. Diese Einschätzung ist vollkommen falsch, denn die Religion des alten Ägypten enthält ebenfalls eine Eschatologie, das heißt eine Vision von den letzten Dingen; sie hat diese sogar lange vor allen anderen besessen oder wenigstens zur gleichen Zeit wie die Religion im alten Iran oder die Religionen Asiens. Dieser Gedanke wird zwar nicht besonders deutlich ausgesprochen, aber er ist vorhanden, und von den Ägyptern übernahmen Griechen die Vorstellung, einst werde das Ende aller Zeiten kommen, und mit der Ankunft dieser Zeit werde das Goldene Zeitalter seinen Anfang nehmen, das Zeitalter einer neuen und beständigen Welt. Diese Vorstellungen spiegeln sich in Texten wie *Der Schiffbrüchige* und *Gespräch zwischen Atum und Osiris*.<sup>16</sup> Und wir haben diesen Gedanken wiederum von den Griechen übernommen.

Ansichts solcher Weisheit und heiteren Gelassenheit könnte man vielleicht glauben, die Ägypter hätten ein angstfreies, von zahllosen lächelnden Gottheiten behütetes Leben geführt. Doch das wäre ein Trugschluß. In der ägyptischen Mythologie gibt es Tränen im Überfluß, angefangen bei den Tränen, die Isis vergoß, als ihr Bruder Osiris einem Hinterhalt des Gottes Seth zum Opfer gefallen war. Denn in seiner Eifersucht über den Ruhm seines Bruders Osiris hatte Seth eines Abends anläßlich eines Festmahles einen herrlich verzierten Sarkophag in den Palast des Osiris gebracht und ihn demjenigen als Ge-

schenk versprochen, auf dessen Körpermaße er am besten passen würde. Osiris nahm die Herausforderung gutgläubig an und legte sich hinein; siebzig Helfershelfer des Seth stürzten zum Sargdeckel und nagelten den Sarg zu. Dann beschwerten sie ihn mit geschmolzenem Blei und warfen ihn in den Fluß, der ihn aufs Meer hinaustrug. Isis weinte sich alle Tränen aus dem Leib, scherte sich den Kopf als Zeichen des Schmerzes und machte sich auf die Suche nach dem Sarg, den die Fluten am Sandstrand von Byblos in Phönizien angeschwemmt hatten. Dort war ein herrlicher Baum um den Sarg gewachsen, um ihm Schutz zu geben, und so fand Isis den Baum und den Sarg. Sie legte den Sarg in eine Barke und fuhr aufs Meer hinaus. Dort öffnete sie ihn, legte ihr Gesicht an das ihres Bruders, küßte ihn und weinte.<sup>27</sup>

Ewige Tränen, die noch heute belegen, daß Ägypten, das Land des Granits und der Sonne, auch für Kummer, Schmerz und Angst empfänglich war.

Das Lächeln der Statuen darf uns das Leiden der Sterblichen nicht vergessen lassen, das in den Papyrustexten deutlicher zum Vorschein kommt. Auch die Ägypter fürchteten den Tod.

Doch ihre Vorstellung vom Tod ist nicht die unsere, ihr Tod ist nicht dieser düstere, erbärmliche Tod, wie das Mittelalter ihn gezeichnet hat, sondern ein majestätischer Einzug ins Königreich der Götter. Zwar ist man sich auch dort des körperlichen Zerfalls bewußt, doch er kann und muß dank der göttlichen Barmherzigkeit abgewendet werden. Einen der zahlreichen Belege hierfür findet man im Kapitel des Hymnus an Osiris im *Totenbuch der Ägypter*, bekannt unter der Bezeichnung »Spruch, den Körper eines Menschen nicht vergehen zu lassen«:

*Sei begrüßt, mein Vater Osiris! Ich bin gekommen, um dich zu behandeln - mögest du (auch) dieses mein Fleisch behandeln. Dieser Körper von mir soll nicht vergehen, denn ich bin vollständig wie mein Vater Chepri, er ist meinesgleichen - einer, der nicht vergeht. / Komm doch, mein Atem ist kräftiger als deiner, du Herr des Atems, über seinesgleichen erhoben! Ich bin dauernder als du, da ich geschaffen wurde als einer, der ein Begräbnis hat. Laß mich hinabsteigen ins*

*Reich der Ewigkeit - wie das, was du zusammen mit deinem Vater Atum bewirkt hast. Sein Körper vergeht nicht, (denn) er ist einer, der nicht vergehen kann [...]*

*Mögest du mich in dein Gefolge nehmen, daß ich nicht verwese [...] (So) geht es ihm, wenn er dahingeschwunden ist durch das Auge des Schu - nämlich jeder Gott und jede Göttin, jeder Vogel und jeder Fisch, alle Schlangen und alles Gewürm, alles Vieh insgesamt, denn sie sind für mich auf ihren Bauch geworfen, sie haben mich erkannt, und Furcht vor mir ist es, die ihnen Schrecken einflößt. [...] Mein Körper besteht, er geht nicht zugrunde, er vergeht nicht in diesem Land, ewiglich.<sup>28</sup>*

Ein wundervoller, inniger Text, der einmal mehr beweist, daß Ängste der ägyptischen Kultur nicht fremd waren, daß jedoch der Glaube an die Gottheit sie in Hoffnung verwandelte.

Der ewige Teufel, der Körper und Seelen der Verdammten am Ende aller Zeiten erwartet, ist in Ägypten undenkbar. Das Seelenheil kennt man und auch das Verderben. Doch da die ägyptische Kultur durchdrungen ist von der Idee des unausweichlichen Todes aller Dinge und der endgültigen Rückkehr ins Urchaos, betrachtet sie sich selbst sowie ihre Religion nur als Widerschein der menschlichen Gesellschaften. Sie ist dem Gott Schu vergleichbar, dem Luftraum, der mit seinen ausgestreckten Armen das Himmelsgewölbe, den großen gewölbten Körper der Göttin Nut, stützt. Auch Schu wird sterben, und dann stürzt das Himmelsgewölbe ein. Da die ägyptische Religion keine Dogmen kennt und allein aus Mythen und Riten besteht, fällt sie kein moralisches Urteil über die Taten und das Wesen der Menschen, noch über die Natur. Sie fordert nur Ehrfurcht vor den Gottheiten und ihren irdischen Stellvertretern, den Königen. Zusammen mit der griechischen Religion ist sie die letzte, die einzig und allein darauf ausgerichtet ist, den Menschen und die Schöpfung in Einklang mit den antagonistischen Kräften zu halten. Deshalb konnte sie keine Teufelsvorstellung entwickeln.

In einer Kultur, in der selbst die Götter starben, war die ewige Verdammnis undenkbar.

# Afrika, die Wiege der religiösen Ökologie

Vom fortschreitenden Verschwinden Afrikas - Der westliche Animismusbegriff und seine Oberflächlichkeit - Alle afrikanischen Religionen feiern das Leben - Über die Ambivalenz der afrikanischen Götter - Von der Unmöglichkeit des Teufels in den schwarzen Götterwelten - Das Gefühl der Verschmelzung mit dem Kosmos

Kann man eigentlich noch von Afrika sprechen? Gibt es Afrika überhaupt noch, an dieser erbärmlichsten aller Jahrhundertwenden? Dieses Land, das im Süden zerrissen wird von den Spannungen einer späten und wieder einmal weißen Freiheit; das sich in Somalia unter die Maschinengewehrgarben betrunkenen Halbwüchsiger duckt und in Angola unter die Haßausbrüche todeslüsterner Ideologien; das vielerorts unter den Delirien großenwahnsinniger, von den machtlosen Mächten des Westens eingesetzter Autokraten leidet und überall unter den betrügerischen Machenschaften kleiner gerissener Geschäftemacher, die ihre eigene Mutter verkaufen würden; das zerrissen ist von seinen eigenen Stammesrivalitäten; das der furchtbaren Fürsorge internationaler Organisationen ausgesetzt ist, die den Menschen Landwirtschaft und Informatik beibringen wollen; das vollgestopft wird mit dem Stumpfsinn amerikanischer Fernsehserien.

Welches Afrika? Wer auch immer den Drang verspürt, über Afrika zu sprechen, der sollte sich an den schönen, traurigen Titel des Buches von Michel Leiris erinnern, *Phantom Afrika*, in gewisser Weise die Fortsetzung zu Andre Gides *Reise in den Kongo*, und er sollte auch an den schrecklichen und großartigen Film von Jean Rouch denken, *Les Maitres fous*, in dem man sieht, wie ein paar Afrikaner die Welt der Weißen zu exorzieren suchen, indem sie »tschu-tschu«

machen, um die Lokomotiven der Weißen nachzuahmen, und sich Eier auf dem Kopf zerschlagen, um die absurden Kolonisten des Britischen Weltreiches nachzuahmen, die blütenweiße, betäubte Helme auf dem Kopf trugen.

Welches Afrika? Nicht den Maghreb, der so wenig afrikanisch ist, und nicht Ägypten, das nur mehr eine Schnittblume des ehemals in einem einzigen Königreich vereinten Niltals ist, und auch nicht die Sahara, in der spanische und französische Geister umgehen. Dann etwa das Afrika der Ciskei, dieses Phantasiestaates, der von den Weißen des Südens geschaffen wurde, um den Ghettos einen neuen Namen zu geben?

Wollte man dort den Teufel suchen, hieße das an ihn zu glauben! Denn der einzige Teufel, der in diesem Kontinent gewütet hat, ist der weiße Kolonialherr, dieser von Kipling gefeierte schreckliche Imperiengründer, und mehr noch der Warenschieber, der mit lebendigem Ebenholz und totem Elfenbein Handel treibt. Es ist der Ausbeuter, der, während sein Vaterland flammende Reden über die Seele und die Erlösung schwang, Schwarze auf verseuchten Schiffen wie Rundhölzer stapelte, um sie jenseits des Atlantik zu verhökern, Schwarze, denen er selbstverständlich keine Seele zuerkannte.

Und doch war Vasco da Gama, als er im 16. Jahrhundert in der reichen ostafrikanischen Metropole Malinde ankam, erstaunt, dort ein dem europäischen vergleichbares Zivilisationsniveau anzutreffen; man stelle sich einmal vor, »im 15. Jahrhundert war der Buchhandel in Timbuktu zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig geworden«, und »Handelsreisende berichteten, daß diese Stadt, die damals 40.000 Einwohner zählte, von Weisen und Gelehrten bevölkert war«.<sup>1</sup>

Welches Afrika nun? Was ist davon übriggeblieben? Bücher über eine Welt, die unaufhörlich im Schwinden begriffen ist und die als erste die Folgen der weltweiten von den Industrieländern des Nordens verursachten Klimaveränderungen zu tragen hat. Gerade in diesem Augenblick, da ich in den Resten dieser Kulturen nach dem Teufel suche, sind durch die Dürre hundert Millionen Afrikaner von Hungersnöten bedroht! Bücher sagte ich: leider zu wenige, denn die Schrift ist eine junge Erscheinung, und als sie erfunden wurde, zogen

die Afrikaner keinen Nutzen daraus. Wir werden niemals - oder nur in Ansätzen - wissen, wie Afrika im 10. Jahrtausend vor unserer Zeit ausgesehen hatte, als die gewaltigen Regengüsse, die der letzten Eiszeit folgten, die Sahara in ein grünes, wildreiches Gebiet verwandelt hatten, das auch von Menschen besiedelt war. Es gab dort eine Kultur, vielleicht mehrere, wir wissen nichts darüber, doch die Felsmalereien von Tassili beweisen, daß es dort Jäger gab und daß diese Jäger eine Mythologie besaßen.

2500 Jahre vor unserer Zeit, als im Osten Ägypten bereits bei seiner II. mysteriösen Dynastie schwarzer Pharaos angelangt war und im Norden die Donauvölker in Westeuropa einfielen, begann die Sahara auszutrocknen. Die dort ansässigen Völkerschaften strömten zurück in den Süden, und möglicherweise sind die Buschmänner der Kalahari-Wüste die letzten Überlebenden dieser Völkerwanderungen. Welche Götter beteten diese Menschen an? Wir wissen es nicht. Wir wissen fast nichts über Afrikas frühe Vergangenheit.

Und unsere Kenntnisse über das historische Afrika sind nicht wesentlich genauer. Als Papst Gregor II. im Jahre 1177 dem sagenhaften »Priester Johannes« einen Brief schrieb, kannte er nicht einmal dessen Aufenthaltsort! Die zähe Legende, die sich um diesen Potentaten und mutmaßlichen Freund der Christenheit spann, sollte erst im 15. Jahrhundert geographisch lokalisiert werden: Man erklärte damals, es handle sich um den König von Abessinien, den Nachfolger der axumitischen Dynastie. Dieser Monarch war also tatsächlich ein Christ. Ab dem 4. Jahrhundert hatten reisende syrische Mönche begonnen, Ostafrika zu christianisieren, angefangen bei Fromentius, dem ersten *abouna* oder Bischof von Abessinien und Gründer der koptischen (d.h. der alexandrinischen) Kirche. Doch das axumitische Königreich, so benannt nach seiner Hauptstadt Axum, war wesentlich älter: das *Abessinische Buch* von Axum bestätigt, daß es vor mehreren Jahrtausenden, d.h. bereits lange vor dem Christentum gegründet worden war.

Doch von wem wurde es gegründet? Das hohe Alter des Königreiches war sicherlich keine bloße Prahlerei der ansässigen Bevölkerung. Man findet dort Spuren jener Bewohner, die in den homeri-

sehen Dichtungen *Aetiopes* genannt werden. Wer waren sie, und woher kamen sie? Die wenigen sabäischen und griechischen Inschriften auf den Monumenten gestatten nur wenige sichere Rückschlüsse auf die abessinische Geschichte. Man weiß lediglich, daß Axum im 2. Jahrtausend vor unserer Zeit gegründet wurde, vielleicht auch schon früher, und zwar von Semiten, die aus Arabien gekommen waren und folglich das Rote Meer überquert hatten.<sup>2</sup> Sie waren auch die ersten Kolonisatoren, denn man weiß ebenfalls, daß sie nach den Kämpfen mit den Äthiopiern, mit den »Menschen, die vollkommen schwarz sind«, den ersten Bewohnen jener Region, die damals das Königreich von Kush oder Punt genannt wurde, ihre Macht durchzusetzen. Die außergewöhnlichen Monolithen, die sie in den Fels gehauen haben und die zur selben Zeit entstanden wie die von Baalbek, lassen darauf schließen, daß sie die Sonne anbeteten.

Hier erheben sich etliche Fragen: Wie sah wohl die Religion der Äthiopier vor der Ankunft der Semiten aus? Und nachdem diese ihnen ihren Sonnenkult aufgezwungen hatten, wie verband sich dann wiederum ihre Religion mit dem frisch importierten Christentum? Das eigentliche axumitische Königreich währte nämlich ungefähr bis ins 7. Jahrhundert. Wir wissen nur wenig über die zahlreichen Religionen, die es im alten Äthiopien gab, über die Religionen afrikanischen Ursprungs, die semitische Religion, das Christentum, die hellenistische und die römische Religion, denn der Hafen von Adulis - das heutige Zula - war ein großes Zentrum des Austausches mit den Kulturen des Mittelmeers.<sup>3</sup>

Die Geschichte des asiatischen Einflusses auf Afrika ist nur in Ansätzen ergründet worden; dieser Einfluß erstreckte sich vor allem auf die Bantu, und zwar durch die malaiso-polynesischen Seefahrer, die um das 5. Jahrhundert vor unserer Zeit aus Indonesien gekommen waren und Kenntnisse in der Kunst des Feuers und des Ackerbaus mitbrachten. Man weiß nicht, ob die Bantu ihr Wissen auch über ihre eigenen Stämme hinaus verbreiteten, und auch über die erstaunliche Ausdehnung der Kultur von Benin zur Zeit unseres Mittelalters ist kaum etwas bekannt.

Über den Einfluß des Judentums weiß man so gut wie nichts; er

nahm seinen Ausgang in Ostafrika, und zwar in dem geheimnisvollen jüdischen Staat von Südarabien, gegen den der axumitische König Caleb oder El Esbaha einen Feldzug unternahm.

In seiner Arroganz hat das Abendland immer geglaubt, Afrika sei nur ein lebloses Land, das zur Befriedigung der abendländischen Gefräßigkeit diene, während ebendort im 7. Jahrhundert ein Afrikaner namens Abraham das Schicksal der Welt bestimmte und zur Entwicklung des größten Rivalen des Christentums beitrug: Er war König von Axum und gewährte Mohammed und seinen verfolgten Anhängern bereitwillig Asyl. Hätte er ihnen seine Gastfreundschaft verweigert, wären der Prophet und seine Anhänger wahrscheinlich vernichtet worden.

Unverkennbar ist natürlich der christliche Einfluß. Allerdings glauben viele, Afrika sei von westlichen Einflüssen fast unberührt geblieben, bis schließlich die Missionare in die Fußstapfen der großen Kolonialreiche des 19. Jahrhunderts traten, des britischen, französischen und - man vergißt es mitunter - des deutschen. Diese Annahme ist falsch. Schon Mitte des 15. Jahrhunderts begannen die Portugiesen, Ostafrika zu christianisieren, von Elmania im heutigen Ghana bis zum Kongo, und es gelang ihnen, den Herrscher oder Manikongo und viele seiner Untertanen zu bekehren. Diese Evangelisation verursachte einen Aufruhr, denn der Herrscher kündigte plötzlich Portugal seine Freundschaft auf und setzte den missionarischen Aktivitäten vorläufig ein Ende. Doch im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurden weitere Versuche unternommen, und daraus gingen bunt zusammengewürfelte Religionen hervor. Da die afrikanischen Völker viele Wanderungen unternahmen, ist es unmöglich, ihre ursprünglichen Religionen und die zahlreichen synkretistischen Religionen getreulich zu rekonstruieren, die aus dem Kontakt mit dem Christentum hervorgingen. Denn aufgrund der Stammeswanderungen befinden sich die afrikanischen Religionen in einem Zustand chronischer Durchlässigkeit und sind für Einflüsse wesentlich empfänglicher als etwa die Religionen Asiens.

Bis zum Jahre 1927 praktizierten zum Beispiel die Bwiti aus den Regenwäldern Gabuns eine dieser synkretistischen Religionen, die

übrigens von einem anderen Stamm, den Mizogo, begründet worden war, und man nimmt an, daß paradoxerweise gerade diese Mischreligion für die Aktivitäten der Missionare ein großes Hindernis darstellte. »Mit christlichen Symbolen, Wachskerzen, Rosenkränzen, Kreuzen und Altären praktizierten die Bwigi eine Religion, die alles andere als christlich war, besprachen Krankheiten und belegten während blutiger Zeremonien ihre Feinde mit einem Fluch.«<sup>4</sup> Während Afrika ehemals nach und nach christianisiert wurde, wird es in unseren Tagen allmählich islamisiert, sofern es nicht gerade in Auflösung begriffen ist wie die hungernde Bevölkerung der Sahelzone, der weder für Gott noch den Teufel viel Zeit bleibt.

Beschleunigt wird die Zerstörung der afrikanischen Religion noch durch die Tatsache, daß sich durch die beiden importierten Religionen, das Christentum und den Islam, ein Sektierertum breit gemacht hat, wie man es früher dort nicht kannte. So wurden etwa die Kirdi aus Nordkamerun von den muselmanischen Fulbe unterdrückt und verachtet und schließlich in ein religiöses und kulturelles Ghetto gesperrt, vertrieben oder gar als Sklaven verkauft. »Erst der deutschen Kolonialherrschaft ist es [Anfang des 20. Jahrhunderts] gelungen, dem von den Fulbe praktizierten Sklavenhandel ein Ende zu setzen.«<sup>5</sup>

Deshalb ist es heute unmöglich, eine »rein« afrikanische Religion zu erforschen, zumal alle afrikanischen Glaubensvorstellungen infolge der Vermischung der afrikanischen Religionen untereinander wie auch mit dem Christentum und dem Islam mehr oder minder aus derselben Quelle schöpfen.

Die afrikanischen Mythologien, wie wir sie in Bruchstücken durch die letzten Zeugenberichte der Ethnologen kennen, sind reich an Mythen und Legenden, doch auf dem ganzen afrikanischen Kontinent gibt es nur zwei Übel, die Dürre und den Tod, und sie verschmelzen miteinander, denn die Dürre ist der Tod. Von der Savanne bis zum Dschungel, von der Ebene bis in die Berge gibt es Leben nur dort, wo auch Wasser ist. »Ohne Nommo [...] hätte die Erde gar nicht geschaffen werden können, denn die Erde wurde geknetet, und durch das Wasser, durch das Nommo, hat sie Leben erhalten«, erklärt Ogo-

temmeli, das lebende Gedächtnis der Dogon, in einem der berühmtesten Werke der afrikanischen Ethnologie, *Schwarze Genesis*.<sup>6</sup>

Ein charakteristisches Merkmal afrikanischer Religionen ist die Tatsache, daß sie sich zwischen zwei Polen oder Werten bewegen, die an das binäre System der Informatik erinnern: das Leben oder aber nichts, 1 oder 0, mit dem einen Unterschied, auf den ich noch zurückkommen werde, daß es zwischen den beiden Werten keinen logischen Widerspruch gibt.

Die Schönheit der afrikanischen Religionen liegt nicht im Reichtum ihrer Mythen, sondern in ihrer organischen Natur. Afrikaner sind auf spontane Weise religiös, da sie in einer Welt leben, deren bloße Existenz ihnen als etwas Geheimnisvolles erscheint. Die Religion tritt nicht nur anläßlich bestimmter Feierlichkeiten hervor: Tod, Bestattung, Beschneidung, Hochzeit, Ernte, sie durchdringt das gesamte individuelle und gesellschaftliche Leben. Wie ein afrikanischer Intellektueller einmal scherzhaft bemerkte: »Schwarzafrika ist unheilbar religiös.«<sup>7</sup> In unseren Religionen, erfüllt man »seine Pflichten«, indem man sich zur festgesetzten Zeit an einen Kultort begibt, und anschließend geht man seinen gewöhnlichen oder außergewöhnlichen Beschäftigungen nach, die mit den Riten, an denen man soeben teilgenommen hat, in keinerlei Verbindung stehen. Ganz anders der Bauer aus Kenia oder aus dem Sudan, der auf dem Markt seine Produkte verkauft, die mitunter so erbärmlich sind, daß sie für die Augen eines Europäers geradezu unsichtbar werden: einige Samenkörner, Gewürze, Kräuter, mageres Geflügel, getrockneter Fisch, Früchte oder Wurzeln; er setzt sich schnell und mühelos mit einer Allmacht in Verbindung, die über sein Schicksal bestimmt. Sein Ziel ist es jedoch, das Leben in all seiner Pracht zu feiern; hier hat der Teufel keinen Platz und kann auch gar keinen haben - es gibt ihn nicht, denn der einzige Widersacher des Lebens ist der Tod. Man muß erlebt haben, wie mitten im 20. Jahrhundert ein Afrikaner die Arme in einer Gebärde religiöser Ekstase emporstreckt, um nach einer langen Dürreperiode die ersten Regentropfen aufzufangen, wenn man verstehen will, daß der Regenguß aus dem Himmel als ein Geschenk der gültigen Allmacht entgegengenommen werden kann oder

auch als das Zeichen seines Zorns, in jedem Fall aber als Ausdruck einer kosmischen Bewegung und nicht als bloße Folge des Aufeinandertreffens einer Kalt- und einer Warmluftfront.

Der Animismusbegriff hat lange Zeit den westlichen Blick auf die Religionen Afrikas verstellt und sich inzwischen aus einem Gemeinplatz in ein Vorurteil verwandelt. Bei den arabischen und europäischen Kolonisatoren wie auch bei den christlichen und islamischen Missionaren entstand aufgrund der Vielfalt der Mythen und Legenden Afrikas und des Reichtums ihrer Götterwelten der völlig falsche Eindruck, die afrikanischen Religionen seien kindlich, wenn nicht gar kindisch, und die Afrikaner seien unfähig, ihre Erfindungskraft über die Geister der Baobabs, der Schlangen oder der Flüsse zu erheben und sich zur Idee eines obersten Gottes und Weltschöpfers aufzuschwingen. So wird oft behauptet, die Afrikaner beteten Fetische an - ein völliges Mißverständnis, denn die Afrikaner haben die Fetische nicht »angebetet«, die Anbetung (übrigens ein sehr übertriebener Begriff) galt den Genien und Geistern, die diese Fetische repräsentierten und vor denen Sühne und Opferriten vollzogen wurden.

Ebenso falsch ist die Gleichsetzung von Atheismus und Animismus: Der Animismus oder Geisterkult beruht zunächst einmal auf der Vorstellung, daß die Seele unsterblich sei. Der wesentliche Unterschied zu den ansonsten ganz ähnlichen Vorstellungen in den monotheistischen Religionen liegt darin, daß ihr Begriff von der Seele sich auch auf nichtmenschliche Wesen erstreckt. Das ist auch der Grund, warum das religiöse Empfinden in den afrikanischen Kulturen allgegenwärtig ist. Für die Afrikaner enthält die ganze Schöpfung Gottes einen Teil seines Atems<sup>8</sup>, und selbst der schärfste Verstand vermag niemals all ihre Geheimnisse zu durchdringen.

Die Dinka und die Chilluk des Sudan beispielsweise glauben, daß es in jedem Wesen einen göttlichen Teil gibt, von dem das universelle Gleichgewicht abhängt. Deshalb fürchten sie, wenn die Kräfte eines Mannes schwinden oder wenn er ernstlich erkrankt, der Niedergang seines göttlichen Teils könne zu einer allgemeinen Katastrophe führen. Aus diesem Grunde kam es in diesen Stämmen zumindest früher vor, daß man den Tod von Kranken beschleunigte. Dieser Sinn für

das Kosmische ist in fast allen afrikanischen Religionen anzutreffen.

In Wirklichkeit postuliert die Mehrheit aller afrikanischen Religionen die Existenz eines höchsten Gottes. Das bestätigen zahlreiche zeitgenössische Autoren.<sup>9</sup> Der Westen hat sich lange Zeit zu Unrecht damit gebrüstet, den Monotheismus »erfunden« zu haben und alle anderen Religionen als »heidnisch« oder »primitiv« abgetan; doch das ist eine fromme Lüge, denn zum einen wurde der Monotheismus, wenn man so sagen kann, im 6. Jahrhundert vor unserer Zeit von Zathustra erfunden, und zum ändern weist das, was wir heute über die afrikanischen Religionen wissen, darauf hin, daß sie schon vor Urzeiten monotheistisch gewesen sind, wenn auch mit polytheistischen Ausläufern. Die Mythen der Dinka etwa enthalten sogar die Urgründe des semitischen Mythos vom Paradies: Vor unvordenklichen Zeiten hatte jedes menschliche Wesen freien Zugang zu den Göttern, und es gab weder Leid noch Tod. Dies ist eine der kraftvollsten Manifestationen der Ablehnung dieser beiden Übel, die dem Menschen eingeboren sind, eine Paraphrase des spontanen Credo, das man wie folgt ausdrücken kann: »Wir sind nicht dazu erschaffen worden, zu leiden und zu sterben. Vor langer Zeit ist das anders gewesen, und dann ist ein Unfall geschehen.« Den Mythos vom Paradies gibt es wahrscheinlich überall, denn er ist nichts weiter als die nostalgische Geschichte der verlorenen Kindheit.

Die Tatsache, daß dem obersten Gott übernatürliche Kräfte zur Seite gestellt werden, schmälert keineswegs die Macht dieses Gottes, aber sie macht es erforderlich, die sekundären Emanationen dieses Gottes im Schöpfungsbericht darzustellen. Denn die Schöpfung ist eine Geschichte, in den afrikanischen Religionen ebenso wie in der Genesis. Und das Eingreifen von Mächten wie dem Löwenmenschen oder dem Schakalmenschen ist hier das natürliche Spiegelbild der Kulturen, die diese Religionen hervorgebracht haben; ... ebenso ist der jüdische Schöpfergott, der als eifersüchtiger, launenhafter alter Mann mit weißem Bart dargestellt wird, das Spiegelbild des Patriarchen, der für die hebräische Gesellschaft typisch war.

Die Allgegenwart des Göttlichen in den afrikanischen Kulturen ist

für den Menschen aus dem Abendland schwer zu verstehen, zumindest war das lange Zeit so, da sein existentielles Problem sich nicht jenseits der folgenden Alternative lösen läßt: Entweder es gibt einen Gott und dieser ist auf geheimnisvolle Weise ungerecht, folglich können wir ihm nicht das Privileg des Guten zuschreiben; oder aber es gibt ihn nicht und die Welt ist absurd. Für den Afrikaner hingegen sind diese Widersprüche nur scheinbar vorhanden und rühren aus der Unfähigkeit des Menschen, die Welt in ihrer Ganzheit zu erfassen. »Der Glaube des Yoruba<sup>10</sup> an das gleichzeitige Bestehen dieser Zeitaspekte [die der Ewigkeit der Götter] im Zentrum seines täglichen Lebens ist schon vor langer Zeit erkannt, jedoch wieder einmal falsch gedeutet worden«, schreibt der Nigerianer Wole Soyinka.<sup>11</sup> »Es handelt sich nicht um eine Abstraktion. Im Gegensatz zum Europäer interessiert sich der Yoruba nicht für die rein begrifflichen Aspekte der Zeit; sie haben in seinem eigenen Leben, in seiner Religion, in seiner Empfindungswelt auf eine zu konkrete Weise Wirklichkeit angenommen, als daß sie bloße Etiketten sein könnten, die dazu dienen, die metaphysische Wirklichkeit der Welt zu erklären... « Doch entgegen manchen europäischen Deutungen, die ganz offensichtlich rassistisch gefärbt sind, unterscheidet der Yoruba sehr klar »zwischen sich selbst und den Gottheiten, zwischen sich selbst und den Ahnen, zwischen dem Virtuellen und der Realität.« (Soyinka)

Außerdem sind die afrikanischen und andere im Verschwinden begriffene Religionen wie die der nordamerikanischen Indianer wahrscheinlich insofern hochmodern, als sie jenes planetare Bewußtsein besitzen, das Ende des 20. Jahrhunderts aufgekommen ist und seinen Ausdruck insbesondere in ihrer Ökologie findet. Denn sie glauben an die Einheit mit der Natur. Rene Bureau schreibt: »Der afrikanische Mensch ist nicht der absolute Herr über die Natur. Diese ist von Wesen bevölkert, die über die Quellen der Fruchtbarkeit, der Gesundheit und der Naturphänomene im allgemeinen wachen...« Gott, »der höchste Ahnherr, eine Art Hypostase Gottes, der oftmals begleitet ist von mehreren Zwillingen und von einer Vielzahl für den Menschen unsichtbarer Wesen ... [sie alle zusammen] regieren und

beherrschen die grundlegende Wirklichkeit des Universums, nämlich *das Leben*. Das Leben wird von diesem vitalen Modell aus wahrgenommen, zusammen mit seiner Schattenseite, nämlich dem Tod. In diesem Sinne kann man von einer Religion sprechen. Der Mensch ist Teil dieses Kosmos, er ist darin enthalten; er ist von ihm abhängig; er ist dessen Nutznießer, nicht dessen Besitzer.«<sup>12</sup> Besser könnte man gar nicht ausdrücken, daß gerade die afrikanischen Religionen jenen Respekt aufbringen, den wir heute wiederentdecken, nachdem wir unsere Luft, unsere Gewässer und unseren ganzen Lebensraum verwüsten und uns allzu lange als Besitzer der Natur aufgespielt haben.

Und auf eben jenen Respekt ist es auch zurückzuführen, daß in Afrika »allein schon die Anordnung des bewohnten Raumes (die Anlage des Dorfes) oft in vollkommener Weise den Ordnungswillen widerspiegelt, der eine Beziehung zwischen Mensch und Umwelt herstellt«, bemerken A. Ba Hampate und Germaine Dieterlen.<sup>13</sup> »Desgleichen ist bekannt«, schreibt Sow, »daß die Bauart mancher Wohnräume die Struktur des Kosmos widerspiegelt... Indem es [das Haus] den kleinsten Teil des Kosmos darstellt, ist es zugleich eine Infrastruktur, die vollkommen der Organisation und Kontrolle des Menschen unterworfen ist, wie auch eine Superstruktur, die auf höherer Ebene die Vorstellung vom Universum zum Ausdruck bringt.«<sup>14</sup>

Man kann die afrikanischen Religionen nicht verstehen, solange man nicht deren Grundprinzip erfaßt hat, das in der Wahrung der natürlichen Ordnung liegt (das gilt übrigens für alle »primitiven« Religionen). Dieses Weltverständnis ist keineswegs spezifisch afrikanischer Natur, denn es findet sich auch bei Jean-Jacques Rousseau in seinem berühmten Mythos vom »guten Wilden«, und es folgt ganz natürlich dem Gedanken, ein Inventar der Welt, wie sie ist, aufzustellen, um festzulegen, wie sie in ihrer ursprünglichen Reinheit weiterbestehen soll, und um Vermischungen, die dieser Reinheit zuwiderlaufen, zu verhindern.<sup>15</sup> Diese Vorstellung kann zu den absonderlichsten Dingen führen, die der menschliche Geist sich nur vorzustellen vermag; ein Beispiel: »Bei den Kikuyu [Kenia] wird ein Mensch allein schon durch die bloße Tatsache unrein, daß er einen Frosch, ein

Wassertier, ins Feuer hat hüpfen sehen. Das ist eine Sünde, und er muß sie beichten.«<sup>16</sup> »Bei den Ba-Ila, wo seltsame, ungewöhnliche Dinge *tonda* genannt werden (ein Begriff, der eine ähnliche Bedeutung hat wie das Wort *tabu*), weigerte sich ein Eingeborener, als im Land erstmalig Bananen eingeführt wurden, sie zu essen, und zwar mit der Begründung, sie seien *tonda*.«<sup>17</sup>

Das ist auch der Grund für den Ahnenkult, der in zahlreichen afrikanischen Stämmen ebenso praktiziert wird wie in China (wenn auch aus völlig anderen Gründen): Den Toten, verschwundenen Zeugen einer Welt, die sich seit Urzeiten nicht gewandelt hat, wird eine höhere spirituelle Autorität zuerkannt. Bei den Talensi und den LoDagaa aus Nordghana beispielsweise sind es die Toten, die die sittlichen und rechtlichen Regeln der Lebenden aufstellen.<sup>18</sup>

Es liegt auf der Hand, daß der Teufel in den afrikanischen Religionen keinen Platz finden kann. Denn hätte man ihn wirklich als den Feind angesehen, hätte man zugleich auch die Unreinheit als etwas betrachten müssen, das es schon immer gegeben hat; damit wäre die Unreinheit ein grundlegender Bestandteil der Reinheit, und das wäre mit der Philosophie der afrikanischen Religionen nicht vereinbar. In den afrikanischen Religionen gibt es keine Erbsünde, es gibt dort nur das Versehen. Das Böse in der Welt rührt aus der Unfähigkeit der Menschen, sich in die kosmische Ordnung einzufügen oder sie zu respektieren, und diese Ordnung erfordert Tugenden und Bräuche, die zur Erhaltung dieser Ordnung ebenso notwendig sind wie zur Erhaltung des Lebens.

In der Kosmogonie der Ik, die in der Bergregion südwestlich des Rudolfsees, zwischen Sudan, Kenia und Uganda leben, gab Digidwari, der Gott des Himmels, den Menschen Jagdspieße und dazu gab er ihnen den Rat mit auf den Weg, sich damit nicht gegenseitig umzubringen, sondern sie ausschließlich für die Jagd zu benutzen. Bis dahin hatten die Menschen immer Gelegenheit, mit dem Gott in Kontakt zu treten, sie brauchten dazu bloß die Lianen hinaufzuklettern. Doch als die Männer einmal reiche Jagdbeute heimbrachten, vergaßen sie, den Frauen ihren Teil zu geben. Da war Digidwari unzufrieden und schnitt die Lianen ab, so daß die Menschen nicht mehr hin-

aufklettern konnten, um ihn zu sehen. Dieser Apolog spiegelt getreulich die Notwendigkeit der Tugenden wider, die für das Überleben der Ik in dieser äußerst trockenen Gegend unerlässlich sind: Güte, Freigebigkeit, Respekt, Zuneigung, Ehrbarkeit, Freundlichkeit, Mitleid, Barmherzigkeit und viele weitere. Für die Ik braucht jemand, der diese Tugenden besitzt, nicht auf Belohnung zu warten, da das Vergnügen, diese Tugenden zu leben, bereits Lohn genug ist.<sup>19</sup>

Der Teufel ist auch deshalb in den afrikanischen Religionen unvorstellbar, weil er den freien Willen der menschlichen Kreatur voraussetzt, und auch diese Vorstellung ist mit der Philosophie der afrikanischen Religionen nicht vereinbar. Sich für das Böse zu entscheiden - darin haben wir uns ja groß hervorgetan - hat für einen Afrikaner überhaupt keinen Sinn, sofern sein Denken nicht »verwestlicht« ist. In der Tat zeigen die Mythologien, die diesen Religionen zugrunde liegen, eine tragische Weltsicht, denn der Tod ist dort der große Herrscher, wie es die Legende von dem jungen Mann und dem Tod bezeugt, die von den Basumbwa im Distrikt Victoria Nyanza stammt: Einem jungen Mann erscheint sein toter Vater, wie er die Rinder des Todes vor sich her treibt. Der Geist führt den jungen Mann einen Pfad entlang, der in die Erde führt, in eine Gegend mit vielen Menschen, und dort läßt der Vater den Sohn allein. Da erscheint der große Häuptling Tod, auf der einen Seite ist er schön anzusehen, doch die andere ist verwest und wimmelt von Maden. Diener lesen die Maden auf und waschen die Schwären dieses halben Kadavers, und als sie damit fertig sind, verkündet der Tod, daß derjenige, der an diesem Tag geboren ist, beraubt werden wird, wenn er zu Markte zieht, daß die Frau, die an diesem Tag empfängt, mit dem Kind sterben wird, daß der Mann, der an diesem Tag seine Felder bestellt, keine Ernte davontragen wird, und daß derjenige, der an diesem Tag in den Urwald geht, von Löwen gefressen wird. Dann verschwindet der Tod, kommt am nächsten Tag wieder, und seine Diener waschen und salben die schöne Seite seines Körpers. Und als sie damit fertig sind, verkündet der Tod, daß derjenige, der an diesem Tag geboren ist, reich sein wird, daß die Frau, die heute empfangen wird, ein Kind zur Welt bringt, dem ein hohes Alter beschieden ist, daß derjenige, der

an diesem Tag geboren ist, gute Geschäfte machen wird, und daß derjenige, der in den Urwald zieht, viel Wild erlegen und sogar Elefanten aufspüren wird.

»Wenn du heute gekommen wärest«, sprach der Vater zu seinem Sohn, »wäre dir vieles zuteil geworden, aber jetzt ist dir Armut bestimmt; soviel ist klar. Morgen gehst du besser.«<sup>20</sup>

Das Schicksal ist von Anfang an vorbestimmt. Bereits die Vorstellung, der Mensch könne sich gegen den obersten Willen auflehnen, ist undenkbar. Diese Revolte müßte die kosmische Ordnung stören, und das wäre das höchste Verbrechen, wie wir auch in der ägyptischen Religion sehen können: Der Gott Maat, der über das Wiegen der Seele im Jenseits wacht, ist stets zugegen, um zu bezeugen, daß der Verstorbene nicht das Gleichgewicht der Welt gestört hat. Welche Unterschiede auch immer die afrikanischen Religionen voneinander scheiden, sie sind vollkommen auf die Gottheiten zentriert und schließen kein dem göttlichen Reich symmetrisch entsprechendes Reich des Bösen ein. In *Schwarze Genesis* erzählt Ogotemmeli, daß für die Dogon jeder Mensch von Geburt an eine Tierseele besitzt und nach der Beschneidung eine weitere, die Eidechse, die »Sonne« genannt wird. Bei den Dogon kann man nicht in ein Reich des Bösen ableiten; die Verbote werden vom Stamm unter Berücksichtigung der Naturgesetze aufgestellt, und der Verstoß gegen diese Verbote ist ein Versehen, kein Vergehen.<sup>21</sup>

Die bösen Geister, Manifestationen des »bösen Willens«, der der kosmischen Ordnung zuwiderläuft (sie unschädlich zu machen, ist die große Aufgabe der Zauberer), dürfen folglich nicht als »kleine Teufel« angesehen werden; vielmehr sind sie Emanationen der einstmals begangenen Fehler, der Eifersüchteleien, der Unzufriedenheit Verstorbener, oder auch die letzten Nachwirkungen übertretener Tabus. Die Afrikaner sind stets bemüht, den Abweichler wieder in den Bereich der Ordnung zurückzuführen, nicht jedoch, ihn auszuschließen.

Diese Einstellung zur Welt zeigt sich am deutlichsten im Umgang mit dem »Wahnsinn«.<sup>22</sup> Während der Wahnsinn im Abendland bis

zum 18. Jahrhundert als ein Fluch betrachtet und auch als solche behandelt wurde, wenn er nicht sogar als Manifestation des Satans galt, wird er in Afrika von der Gemeinschaft akzeptiert, und das ermöglicht eine problemlose Heilung: in Afrika werden 90 % aller Geisteskrankheiten schnell geheilt.<sup>23</sup> In Umkehrung des Knockschen Paradoxons<sup>24</sup> kann man sagen, daß der Afrikaner der Ansicht ist: Ein kranker Mensch ist ein Gesunder, der nicht weiß, daß er gesund ist.

Aus der Tatsache, daß es keinen Teufel gibt, folgt auch, daß sich ein Gott nicht gegen den anderen erheben und dadurch die Welt in zwei Teile spalten kann, obwohl die mythischen Mächte durchaus miteinander im Streit liegen können. Der Schakal, der »enttäuschte und enttäuschende Sohn Gottes«, entflamte für das Wort, die große Ordnungsstifterin, seine eigene Mutter. Er berührte das Kleid, das sie trug, und beging damit eine blutschänderische Handlung. Sie widerstand, verwandelte sich in eine Ameise und flüchtete in einen Ameisenhügel. »Aber der Schakal folgte ihr, denn es gab ja keine andere Frau auf der Welt, die er hätte begehren können.« Sie gab sich schließlich geschlagen, und die Blutschande hatte die größten Folgen: Zunächst erhielt der Schakal das Wort, das es ihm erlaubte, für alle Ewigkeit den künftigen Sehern die Pläne Gottes zu enthüllen.<sup>25</sup> Mit anderen Worten, das Verbot wurde in die Ordnung eingegliedert.

Der Inzest, dieser theoretische Träger der Unordnung, also der Unreinheit in den afrikanischen Religionen, unterscheidet sich häufig sehr von dem, was wir im Abendland unter Inzest verstehen. »Erstaunlicherweise ist meist nicht etwa der Geschlechtsakt an sich verboten, sondern lediglich die Heirat zwischen Verwandten oder zwischen Mitgliedern desselben Clans.«<sup>26</sup> Die Sexualität ist nur als gesellschaftliche Handlung von Bedeutung, als private Handlung hingegen ist sie bedeutungslos. Die Verbotssysteme, mit denen das Abendland die Sexualität belegt hat, gibt es hier nicht. Damit hätte der Teufel, im Abendland der Komplize der Selbstbefriedigung und des Ehebruchs, in Afrika gar keinen Sinn. Turnbull berichtet, daß nach seiner Beobachtung sexuelle Beziehungen zwischen Jungen ein und desselben Clans überhaupt nicht als Problem angesehen wurden.<sup>27</sup> Andere Forscher haben lange Untersuchungen über die Ritua-

lisierung der Homosexualität angestellt, die doch auf den ersten Blick für die kosmische Ordnung besonders gefährlich erscheinen mag.<sup>28</sup> Bei den Banda von Guinea beispielsweise spielen sich Handlungen deutlich homosexueller Art in aller Öffentlichkeit ab.<sup>29</sup> Bei den Massai, einem Volksstamm Ostafrikas (Sudan, Kenia) mit egalitären Traditionen, hat der Besitz mehrerer Frauen oder die Polygamie zur Folge, daß Männer aus der gleichen Altersstufe sich ihre Ehefrauen ausleihen, ohne daß es ihnen auch nur im entferntesten in den Sinn käme, das als Ehebruch zu empfinden.

Eine solche Einstellung mag erstaunen, da gemessen an westlichen Werten homosexuelle Beziehungen eigentlich eine Gefahr für die kosmische Ordnung darstellen müßten. Das ist jedoch nicht der Fall, und zwar aus zwei Gründen. Zunächst einmal wohnen in ein und demselben Menschen nach den Vorstellungen der afrikanischen Mythen zwei unterschiedliche Geschlechter: »Das Nommo-Paar [versch] jedes menschliche Wesen von Anfang an mit den Seelen der beiden unterschiedlichen Geschlechter«, sagt Ogotemmeli, der »Historiker« der Dogon, und als man ihn fragt, ob der Beschnittene vollkommen von seiner weiblichen Seele befreit würde, die zusammen mit der Eidechse (der Vorhaut) davongeht, antwortet er: »Nein! Er behält noch ihren Schatten. Eine winzige weibliche Seele [...].«<sup>30</sup>

Und so hat die Vorstellung von der Homosexualität als einer »widernatürlichen Sexualität« oder des Ehebruchs als Verstoß gegen eine göttliche Ordnung keinen Platz in den afrikanischen Religionen, zumindest nicht in denen, die nicht vom Christentum oder dem Islam beeinflusst wurden, und folglich kann diese Vorstellung dort auch nicht mit irgendeinem Teufel in Verbindung gebracht werden. Die Ritualisierung der Sexualität ist auf den typischen afrikanischen Wunsch zurückzuführen, Konflikte zu vermeiden, die für die gesellschaftliche und kosmische Ordnung gefährlich werden könnten, und eine unbedeutende, oder für die Gesellschaft folgenlose Form von Sexualität (die im Falle der Homosexualität in der Regel der Jugend vorbehalten ist<sup>31</sup>) in die Gesellschaft zu integrieren.

Unser westliches, dichotomisches System, in dem nach aller Logik dieses nicht zugleich jenes sein kann, macht es schwierig für uns, die

Denkweise der Afrikaner zu verstehen, für die, wie wir gesehen haben, dieses zwar ganz bestimmt nicht jenes, doch zugleich untrennbar davon ist, geradeso, wie in der Quantenmechanik das Licht zugleich aus Teilchen und aus Wellen besteht - eine doch recht widersprüchliche Vorstellung. Auch bei den Bambara an den oberen Flußläufen der beiden Flüsse Senegal und Niger erzählt man sich folgende Kosmogonie: Als Glan, die Leere des Klangs oder der Klang der Leere, sich verdoppelt hatte, um Dya hervorzubringen, verursachte ihre Vereinigung Vibrationen, in denen die Zeichen der unerschaffenen Dinge schwebten. Da bekundete der Glan-Dya seinen Willen oder sein »Denen-Handeln«, das Yo. Dieses regelte die ganze Schöpfung, die sich vom »denkend-handelnden« Menschen nicht unterscheidet. Pemba, die Erde, die jedoch eine männliche Gottheit ist, erhielt vom Himmel, dem Faro, das befruchtete Wasser, das ihr Leben gab.<sup>32</sup>

In einer der Versionen dieser Kosmogonie erschafft Pemba die »Frau-Weiblichkeit«, Muso Koroni, die seine Gemahlin wird und die Pflanzen und Tiere erzeugt. Doch um seine Macht auszudehnen, wollte Pemba sich mit allen Frauen der Menschheit vereinigen, und da der Saft der Frauen ihm nicht genügte, wollte er auch ihr Blut und das der Männer dazu. So mißbrauchte er die Menschen und gab ihnen zur Belohnung das Feuer.

Die Menschen siechten dahin, und der Himmel, Faro, brachte ihnen die Rettung, indem er ihnen die Tomate gab, die »Blut- und Zwilingsfrucht«, berichtet Grigorieff. Da standen sich nun Pemba und Faro im Duell gegenüber, Pemba unterlag, doch er rächte sich noch an der Menschheit: diese sollte fortan sterblich sein. Faro aber ließ Ordnung in der Welt herrschen und entsandte einige Geister, die über deren Einhaltung wachen sollten.

Hier haben wir es mit einem Konflikt zwischen antagonistischen Prinzipien zu tun, der Erde und dem Himmel, und dieser Konflikt hat, abgesehen von der Verurteilung der sexuellen Zügellosigkeit Pembas, keinen ethischen Anstrich. Die Mäßigung ist überdies in zahlreichen afrikanischen Religionen ein wichtiges Thema: Bei den Yoruba lehrt ein Mythos, daß Sango, der Gott des Blitzes, der aber

auch als Tyrann über die Stadt Oyo herrscht, von den aufrührerischen Gruppen seiner Gegner gezwungen wurde, Selbstmord zu begehen, da er seine Macht mißbraucht hatte.

Eine andere Version dieses Mythos, den Grigorieff ebenfalls anführt, ist eine deutliche Vorwegnahme des Osirismythos. Das uranfängliche Ei im Himmel enthielt zunächst zwei Zwillingspaare, von denen die jeweils männlichen Pemba und Faro waren, das heißt Erde und Himmel. Da er zu früh zur Welt kam, faßte Pemba den Plan, sich der Schöpfung zu bemächtigen, und nahm sich ein Stück von der Urplazenta, das zur Erde wurde, doch die Erde war trocken und unfruchtbar. Da wollte Pemba wieder in den Himmel hinaufsteigen, dort den Rest der Plazenta holen und sich anschließend mit seiner Zwillingsschwester vereinigen. Gott vereitelte Pembas Plan, indem er seine Zwillingsschwester bei dem anderen Paar in Obhut gab und den Rest der Plazenta in die Sonne verwandelte. Doch Pemba gelang es, sieben männliche Samenkörner in den Himmel zu werfen und so in der Mutter-Erde auszusäen, eine blutschänderische Handlung, da diese Erde aus der mütterlichen Plazenta hervorgegangen war. Obgleich sie unfruchtbar war, brachte die Erde die Samenkörner zum Keimen, und es wuchs der »Fonio«, die Fingerhirse. Unterdessen wurde Faro verstümmelt und entmannt, und aus seinen abgeschlagenen Gliedern wuchsen die Bäume. Doch Gott ließ Faro im Himmel wieder in Menschengestalt auferstehen, und sandte ihn in einer Arche auf die Erde hinab...

Diese Version ist ebenso konfliktgeladen wie die erste, doch auch hier geht aus der Auflösung des Antagonismus zwischen Pemba und Faro die Ordnung hervor. Hier zeichnet sich eine universelle religiöse Vorstellung ab, wonach die Ordnung durch das Opfer wiederhergestellt werden kann, in diesem Fall durch die Opferung des Faro. Pemba erinnert an Seth, und Faro wiederum an Osiris, der ebenfalls zerstückelt wurde und in den Himmel kam. Doch Pemba ist in der Mythologie der Bambara ebensowenig eine zerstörerische Macht wie Seth in der ägyptischen Mythologie. Wenn man in den afrikanischen Religionen keinen Teufel findet, so liegt das daran, daß alle Konflikte im Gleichgewicht gelöst werden.

Das ist auch der Grund, warum nicht eine einzige afrikanische Religion behauptet, das Mysterium der Welt könne in zwei unversöhnliche Wesen aufgespalten werden: Bei den Yoruba ist Shopona, auch Obaluaiye genannt, der Gott der Blattern und hat seinen Sitz bei den Flußgöttinnen Oshun und Oya, ebenso wie Ifa, der Gott der Wahrsagekunst (den man auf der anderen Seite des Atlantik in den Candomble-Riten Brasiliens wiederfindet). Als der Gott der Buschmänner die Mutter-Erde und anschließend deren Gemahl, den Himmelsmann, sowie die Sterne, die Mondfrau und die Tiere geschaffen hatte, beendet er seine Schöpfung mit der Erschaffung des Löwenmenschen, des Ahnherrn aller Menschen; als die Schöpfung vollendet war, gab es keinen Platz, an dem man eine Gegenmacht zu Gott hätte einfügen können.

Weiter oben haben wir gesehen, daß die afrikanischen Kulturen die Rebellion als eine Bedrohung der kosmischen Ordnung betrachten. Das heißt aber nicht, daß sie die Rebellion nicht kennen. Bei den Bantu des Zambesi wird sie auf humoristische Weise in dem Mythos von der Geburt des ersten Mannes und der ersten Frau geschildert: »Im Anfang machte Gott zwei Löcher in den Boden. Aus dem einen kam ein Mann, aus dem anderen eine Frau. Gott befahl ihnen, sie sollten zunächst die Erde hacken und dort Hirse säen, und dann ein Haus bauen, in dem sie ihre Hirse kochen könnten. Doch anstatt sich den Befehlen Gottes zu fügen, aßen der Mann und die Frau die Hirse roh, die Gott ihnen gegeben hatte, und statt sich ein Haus zu bauen, wohnten sie in den Wäldern. Da rief Gott den Affen und die Äffin zu sich und erteilte ihnen dieselben Anweisungen. Diese befolgten sie gewissenhaft. Daraufhin schnitt Gott ihnen die Schwänze ab und sagt: »Ihr sollt Menschen sein!« Und nachdem er die abgeschnittenen Schwänze an dem Mann und der Frau befestigt hatte, sprach er zu ihnen: »Ihr sollt Affen sein.«<sup>33</sup>

Denn in den afrikanischen Mythologien liegt tatsächlich ein großer Sinn für Humor, wie man es bei den Nupe aus Nigeria und ihrem Mythos vom sprechenden Schädel sehen kann: Als ein Jäger auf seinem Weg einen Menschenschädel findet, fragt er ihn scherzhaft: »Was führt dich denn hierher?« Und der Schädel antwortet klap-

pernd: »Das Wort.« Denn das Wort kann in der Tat die Ordnung der Welt durcheinanderbringen.

Es fragt sich, warum die politischen Mächte Afrikas diese Religionen nicht modifizierten, um sie ethischen Doktrinen anzunähern, wie es im Iran geschah, wo der Zoroastrismus schließlich den Teufelsmythos schuf. Wenn wir das zeitgenössische Afrika betrachten, ist diese Frage nicht absurd, denn schließlich hat der christliche und moslemische Klerus dort ansatzweise Versuche unternommen, sich an der Politik zu beteiligen. Doch im alten Afrika wäre diese Frage aus mehreren Gründen fehl am Platz. Zunächst einmal kann man zwar mit Sicherheit davon ausgehen, daß Afrikas Religionen ein Spiegelbild der Kulturen des Landes waren, doch wir wissen nur wenig über das Land, das diese Religion hervorgebracht hat. Die jüngsten Forschungen zu alten afrikanischen Königreichen wie Ghana, Songhai oder Zimbabwe geben uns keine Auskunft darüber, ob sich damals in Afrika ein Klerus herausgebildet hatte wie im Iran oder in Mesopotamien; die Hypothese scheint überdies zweifelhaft, da es in Afrika nie einen Nationalstaat gegeben hatte. Der Nationalstaat, eine Frucht des kolonialen Imports, die auch die Entkolonisierung überlebt hat, hätte vielleicht tatsächlich der Herausbildung eines gesetzlich verankerten Klerus Vorschub leisten können. Und vielleicht hätte dieser Klerus zur Vergrößerung seiner Macht eine religiöse Ethik durchsetzen können, wie wir es im Iran gesehen haben. Doch die Afrikaner sind große Wanderer, das wird durch das Wenige, das wir über ihre vorkoloniale Geschichte wissen, reichlich bezeugt, und Völkerwanderungen stehen der Gründung eines Staates entgegen.

Außerdem widerspricht der Nationalstaat dem afrikanischen Wesen, denn das vorkoloniale Afrika gründete in Ethnien, und diese konnten sich nur über ihre verschiedenen Religionen definieren. Wie in der vormodernen Geschichte waren die Ethnien Königreiche, der König brauchte keinen Staat, und auch der Klerus hatte kein Bedürfnis, sich als eine Staatsmacht zu konstituieren. Da die Ethnien aus Stämmen bestanden, konnten Wahrsager, Zauberer, Medizinmänner und andere Priester nie so weit Fuß fassen, wie es für die Errichtung einer ökumenischen Autorität unabdingbar gewesen wäre. Und

schließlich basiert der Begriff des Klerus selbst auf der Unterscheidung zwischen Materiellem und Spirituellem, die auf Afrika gar nicht übertragbar ist. Diese cartesianischen, von den Griechen übernommenen Kategorien sind dort nicht gebräuchlich. Da die ganze Welt mit göttlicher Macht »aufgeladen« war, vom Horn des Büffels bis zur Ameise und von der Akazie bis zum Nagel des Schmiedes, sind die greifbaren Objekte ebenso spirituell wie die unsichtbaren Geister.

*Lausch' öfter den Dingen auf,  
nicht nur den Wesen,  
Des Feuers Stimme spricht  
hör hin auf des Wassers Stimme,  
Hör was dir sagt im Wind  
des Strauches Jammerklingen,  
das ist der Atem der Ahnen.  
Tot sind sie, doch fern sind sie nie,  
sie sind im sich lichtenden Schatten,  
und im sich verdichtenden Schatten.  
Die Toten sind nicht begraben,  
Sie sind im Baum, der rauscht.  
Sie sind im Holz, das ächzt,  
Sie sind im Wasser, das fließt,  
Sie sind im Wasser, das schläft,  
Sie sind in der Hütte, sie sind im Getümmel,  
Die Toten sind nicht tot.*

- schreibt der Dichter Birago Diop in einem der schönsten Gedichte Afrikas<sup>34</sup> und beweist damit die Spiritualität eines Kontinents, der so oft des »Fetischismus« und des »vorlogischen Infantilismus« beschuldigt wurde.

In einem solchen System, in dem die Zuständigkeitsbereiche von Wahrsager und Zauberer so klar definiert sind (sie vollziehen die großen kollektiven Rituale und führen die kleinen privaten Rituale durch, die in der Regel therapeutischen Zwecken dienen); in dem der König höchstpersönlich bei großen Ereignissen den Hellseher kon-

sultieren muß, ist dieser niemals nur eine Mittelsfigur ohne ideologische Macht. Weder er noch der Zauberer können eine Kirche oder ein Dogma begründen. Ihre »bindende Mittlerrolle gäbe ihnen eine gefährliche Macht, wenn das Göttliche nicht grundsätzlich allen zugänglich wäre«.

»Niemand kann für ein bestimmtes Gebiet Anspruch auf uneingeschränkte Macht erheben. Das gilt auch für Priester. Was der eine verbietet, kann der andere erlauben.«<sup>35</sup> Folglich gibt es in Afrika (im nichtchristlichen und nichtislamischen wohlverstanden) keine absolute religiöse Macht, die es gegebenenfalls gestatten würde, ein Prinzip des absolut Guten oder Bösen zu proklamieren.

In Afrika ist der Mensch als Teil des Kosmos ebenso Teil des Einen wie des Ganzen. Kein Riß durchzieht ihn, kein Fleck beschmutzt ihn. In seinen Beziehungen zu den Göttern begeht er zwar Fehler, nie jedoch die Sünde, und die Erbsünde ist unbekannt. Es gibt kein Seelenheil, das es zu erlangen gälte, denn das Seelenheil des Menschen ist ja das der Götter, und der Afrikaner ist Teil ihres Universums. In diesem Sinne ist der Afrikaner ein Bruder des Griechen, er ist zwar gewiß kein Engel, aber auch kein Dämon. Als sterbliches Wesen ist er ein winziger Teil der Gottheit. Als göttliches Wesen ist er der Bruder der Antilopen, Löwen und Schlangen. Sein letzter Schlaf ist voll von Wohlgerüchen, Früchten und nächtlichen Tiergeräuschen.

# Die Indianer Nordamerikas oder die Erde als Vaterland

Über die beispielhafte Geschichte des Nulque - Die Vielfalt der Indianerstämme Nordamerikas und ihrer Kulturen - Von den europäischen Versuchen, sie aus der Menschheit auszuschließen  
- Über die indianische Vorstellung einer universellen Bruderschaft zwischen Mensch und Natur - Vom *orenda* oder der geheimnisvollen Kraft - Die Welt als Vorratskammer, in der Natürliches und Übernatürliches unterschiedslos miteinander verquickt sind - Warum es in den indianischen Religionen keinen Teufel geben kann

Folgender Mythos, der für viele andere steht, führt uns direkt ins Herz der Geisteshaltung der Indianer Nordamerikas. Es ist die Geschichte eines jungen Mannes namens Nulque, der in Begleitung seiner Schwester Manona am Ufer eines Sees spazieren geht. Er ist zum Spielen aufgelegt und hängt sich an eine wilde Weinrebe, die aus dem Wasser ragt. »Das ist herrlich, komm und schaukle mit!« ruft er. Manona folgt seinem Beispiel. Der Rebstock bricht, und Manona fällt ins Wasser. Genau dort, wo sie ins Wasser stürzt, sitzt der Mann vom See, der Wassergeist, der nach ihr greift und sogleich betört, da er wie alle Götter sehr schön ist. Sie wird seine Frau. Nulque aber ist untröstlich. Alle Tage kommt er vorbei, um am Ufer des Sees zu weinen. Schließlich taucht seine Schwester aus dem Wasser auf und bittet ihn, nicht weiter zu klagen, denn sie sei doch jetzt die Gemahlin des Mannes vom See und könne nicht wieder auf die Erde zurück.

Der junge Mann ist weiterhin untröstlich. Er fastet und betet, man möge seine Schwester befreien. Das Fasten hat ihn so sehr gereinigt, daß er den Geruch der Menschen nicht mehr ertragen kann. Eines Abends erscheint ein Manitu<sup>1</sup> und fragt ihn nach dem Grund für sei-

nen Kummer. Als er ihn aber erfährt, eröffnet er ihm, daß es nicht in seiner Macht liege, die Schwester zu befreien. Nulque jedoch betet und fastet weiter. Nach sechzehn Tagen erscheint ihm im Traum ein Krieger, und er erkennt, daß es der Donnergott ist. Dieser Gott erklärt sich bereit, ihm zu helfen. Er rät ihm, ans Seeufer zu gehen, dort eine schöne Ulme zu schlagen und sich daraus ein Kanu zu hauen. Dieses Boot bringt ihn an einen Ort, an dem zwischen zwei Bäumen ein großes Tipi steht. Es ist das Tipi eines Hirschmenschen, der ihn zu einem Kranichmenschen schickt, der ihn wiederum an einen Bibernmenschen verweist.

Der junge Mann verbündet sich mit diesen Geistern, und sie erklären sich bereit, ihm zu helfen, falls der Donnergott ihnen Beistand leistet. Dieser Gott läßt nun einen wilden Sturm aufkommen, dessen Blitze den Mann vom See in seinem tiefen Grund peitschen. Der ganze See wird von Wellen gepeitscht. Der Mann vom See bittet seine Frau, sie möge ihm helfen, und sie kommt seinem Wunsch nach. Der Zauber ist gescheitert, denn er hätte nur mit Hilfe der Frau gelingen können. Nulque weilt nun um so heftiger. Da verwandeln seine übernatürlichen Verbündeten Manona in einen See und Nulque in eine kleine Insel inmitten des Sees, damit sie von nun an nie wieder getrennt sein müssen.<sup>2</sup>

In dieser Geschichte ist alles enthalten: das selbstverständliche Bündnis zwischen dem Menschen und den Naturgeistern, Donner, Hirsch, Kranich und Biber; das Wohlwollen, das diese Geister dem in Bedrängnis geratenen Menschen entgegenbringen; die nur begrenzte Macht dieser Geister, die die Wünsche der Menschen nur erfüllen können, wenn diese ihnen dabei helfen; die Initiationsriten (mit einem Manitu kann man nur nach langem Fasten und wiederholten reinigenden Bädern in Kontakt treten); die begrenzte Gegenwart des Bösen, aber auch Liebe und Treue. Es wäre ein Leichtes gewesen, mit den Indianern Nordamerikas in Verbindung zu treten, wenn man sich nur darum bemüht hätte. Die poetische Kraft ihrer Mythen steht denen unseres Mittelalters oder unserer Romantik in nichts nach. Aber diese halbnackten Menschen, die in Harmonie in einem riesigen Land lebten, scheinen den Menschen aus dem Abendland, die im

Namen des Fortschritts Anspruch auf das Land erhoben, ein Dorn im Auge gewesen zu sein.

Daher ist es eine so traurige Aufgabe, in unseren Tagen über die Indianer Nordamerikas zu schreiben. Viele ihrer Stämme wie die Takelma, die Coos, die Atsuwegi, die Mikasuki und die Histchiti sind seit dem letzten Jahrhundert verschwunden. Die Natchez, die Chateaubraind so sehr am Herzen lagen, sind nur mehr eine Erinnerung, ebenso die Tunica oder die Tonkawa. Von den Wappo, den Chastacosta, den Mattole, den Yuki gab es vor wenigen Jahren nur noch ein paar Dutzend, und selbst wenn sie überlebt hätten, wären sie heute gewiß nicht zahlreicher. Reservate sind meist eine traurige Angelegenheit; zwar scheinen die Stämme Kanadas widerstandsfähiger zu sein, und ihre Kultur ist im Landschaftsbild wesentlich präsenter (vor allem in Alberta und in Britisch-Kolumbien), doch die ursprüngliche amerikanische Kultur ist im Aussterben begriffen. Sowohl die Umwelt als auch die kulturelle Isolation haben sie schnell aufgezehrt. Was von ihnen übrigblieb, bekommt immer stärker den Anstrich des »Musealen«.

Und doch gibt es kaum ein Volk, das von den Abendländern so mystifiziert worden ist wie die Indianer Nordamerikas. Ich erinnere mich, daß ich etwa um das Jahr 1970 bei Ermenonville ein »Indianer-Dorf« besichtigt habe. Dort lebten Leute aus Paris, aus der Auvergne und der Picardie, die kein Sterbenswörtchen Englisch sprachen, ganz zu schweigen vom Dialekt der Cherokee oder Komantschen, die sich als »Rothäute« verkleidet hatten und die Wochenenden in Begleitung ihrer »Squaws« in Wigwams verbrachten, starken Vorstadtdialekt sprachen, echte, von Hand genähte Mokassins trugen und sich darin übten, mit dem Bogen Gott weiß was zu schießen. Wenn man einmal davon absieht, wie sehr man in Versailles und an anderen europäischen Höfen auf osmanische Kunst und »Chinoserien« versessen war, so hatten die Rothäute in der Vorstellungswelt der Bleichgesichter einen unglaublichen Erfolg.

Ein Erfolg, der allerdings von Anfang an äußerst zweifelhaft war: Buffon beteuerte, Amerika sei von einer »degenerierten Rasse« bevölkert, die er übrigens niemals zu Gesicht bekommen hatte. Und ob-

wohl Jefferson sich verpflichtet sah, sie in Schutz zu nehmen, schrieb er dennoch im Jahre 1818: »Was fesselt sie mehr an ihren derzeitigen Zustand der Barbarei und des Elends als ihre abergläubische Verehrung für die angebliche höchste Weisheit ihrer Väter und die absurde Vorstellung, sie müßten nach hinten schauen, wenn sie eine bessere Welt sehen wollen, anstatt nach vorne?«<sup>3</sup>

Denn die Indianer Amerikas sind den Weißen schon immer ein Ärgernis gewesen; sie empfanden sie als einen Affront gegen alle Grundwerte des Abendlandes, gegen das Christentum und die Schrift (denn es gibt keine indianische Schrifttradition, die heute zur Verfügung stehenden Texte sind von Ethnologen zusammengetragen worden). Man war sich sicher, sie seien Menschen ohne jede Moral, denn sie kannten ja nicht den Geist des Bösen. Im 17. Jahrhundert muß R.P. Savinien eingestehen, daß die zärtliche Fürsorge, die die indianischen Frauen ihren Kindern entgegenbrachten, »derjenigen der zivilisierten Frauen gewiß in nichts nachsteht...« Die Überraschung, die in diesem Vergleich zum Ausdruck kommt, spricht Bände. Und diese Zärtlichkeit fand sich auch bei den Männern: »Als der Häuptling der Sioux, Eh-ah-sa-pe (der schwarze Fels) eine Tochter verlor, deren Schönheit und Bescheidenheit die Bewunderung aller erregt hatte, war er untröstlich. Als er bei einem Weißen ein Bild von seiner Tochter sah, bot er ihm dafür zehn Pferde zum Tausch.«<sup>4</sup>

Das einzigartige Schicksal, das ihnen in der Wertschätzung des Westens zuteil wurde, ist durch das amerikanische Kino zweifellos noch verstärkt worden; zunächst versuchte es, die Konfiszierung amerikanischer Territorien durch die Weißen zu rechtfertigen, indem es die indianischen Ureinwohner als »Wilde« darstellte, die nur von Skapls<sup>5</sup> träumten; anschließend erlag es einer zweischneidigen Sentimentalität und schilderte die Indianer nun als archaische Individuen, die über ein uraltes Wissen verfügten, das zwar rührend, aber unnützlich war. Doch auch damit verstellten sie nur die indianische Wirklichkeit. Denn zunächst einmal besitzen die »Indianer« Amerikas, die berühmten Rothäute, so viele Kulturen, d.h. so viele kollektive Identitäten, daß man allein in Nordamerika 147 Stämme zählt oder vielmehr zählen konnte! Wenn man die Algonkin von der James Bay

und die Sekani aus Saskatschewan, die Jukuten Kaliforniens und die Pawnee aus Oklahoma in einen Topf werfen wollte, wäre das etwa so, als würde man die Fulbe mit den Zulus und die Bretonen mit den Osseten gleichsetzen. Sie sprachen ja nicht einmal dieselbe Sprache.<sup>6</sup> Und sie lagen miteinander im Krieg! So wurde etwa der große Stamm der Fühse durch den der Bärenfüße fast vollständig ausgerottet.

Sicher ist, daß die Indianer beider amerikanischen Kontinente aus Asien stammen. Daher bezeichnet man sie in ethnischer Hinsicht als »Mongolide«. Und doch haben sie etwa 35.000 Jahre gebraucht (und nicht 12.000, wie man noch bis 1985 hartnäckig lehrte<sup>7</sup>), um von Asien nach Amerika zu wandern, indem sie zu Fuß die gefrorene Beringstraße überquerten. Sie hatten sozusagen alle Zeit der Welt, sich in verschiedene Richtungen zu entwickeln, denn in anthropologischer Hinsicht wiesen sie keine Homogenität auf, und heute wissen wir, daß die Menschen der ersten Einwanderungswelle dolichocephal waren, d.h. eine längliche Schädelform hatten, während ihre Nachfolger brachycephal waren, d.h. runde Schädel hatten.<sup>8</sup> Und so hatten die ersten Bewohner der amerikanischen Kontinente gewissermaßen auch alle Zeit der Welt, ihre Mythen und Religionen herauszubilden.

Auch hatten sie Zeit genug, sehr unterschiedliche Kulturen zu entwickeln: Die Indianer der Wälder, schreibt Rieder, waren deutlich romantischer und pazifistischer (der Sieg über den Feind fand darin Ausdruck, daß man ihm einen verwundeten Gefangenen wegnahm) als die Stämme der Prärie-Indianer, die den Hollywood-Cineasten so sehr am Herzen lagen. Und auch ihre Kunst ist grundverschieden: Die Indianer der Wälder hatten eine überaus ornamentale Kunst, während die der Prärie-Indianer sehr geometrisch war.<sup>9</sup>

Und schließlich hatten sie mangels Austausch mit anderen Kulturen genug Zeit, geschlossene Gedankensysteme zu entwickeln, die sie nicht weiter modifizieren mußten, da ihre Territorien zum Überleben mehr als genug Nahrung und Rohstoffe lieferten. Das Land war groß und wildreich, und sie waren ein relativ kleines Volk. In den *Relations des Jésuites* gelangten die Jesuitenpatres nach ersten Kontakten

mit nordamerikanischen Indianern zu dem Schluß: »Man muß annehmen, daß die Irokesen zu vernünftigen Denken unfähig sind, im Gegensatz zu den Chinesen und anderen gesitteten Völkern, denen man den Glauben und die Existenz Gottes beweisen kann. Die Irokesen sind Vernunftgründen unzugänglich. Die erste unmittelbare Vorstellung, die sie von den Dingen gewinnen, ist die einzige Fackel, die ihnen leuchtet. Die Gründe der Glaubwürdigkeit, deren die Theologie sich gewöhnlich bedient, um selbst die stärksten Köpfe zu erzeugen, hört man hier nicht an, wo man unsere größten Wahrheiten als Lügen bezeichnet. Man glaubt im allgemeinen nur, was man sieht.«<sup>10</sup>

Das sind erstaunliche und für die ganze westliche Einstellung gegenüber den Indianern sehr bezeichnende Worte. Die Behauptung, die Indianer glaubten nur an das, was sie sehen, und seien deshalb ausgemachte Positivisten, ist zudem völlig falsch: »Ebenso glauben die Hidatsa-Indianer Nordamerikas«, so schrieb Frazer<sup>11</sup>, »jeder Gegenstand der Natur habe seinen Geist oder richtiger gesagt seinen Schatten. Diesen Schatten kommt einige Bedeutung oder Verehrung zu, aber nicht allen in gleicher Weise. Zum Beispiel soll der Schatten der kanadischen Pappel, des höchsten Baumes im oberen Missouri-tal, einen Verstand besitzen, der, wenn man sich ihm richtig nähert, den Indianern bei gewissen Unternehmungen helfen kann. Hingegen sind die Schatten von Büschen und Gräsern von geringem Wert.«

Wie wir sehen, haben die Indianer, entgegen der Annahme der Jesuiten des 17. Jahrhunderts, sehr wohl an unsichtbare Wesen geglaubt, und vielleicht glauben diejenigen, die übriggeblieben sind, noch heute daran. Doch die Einwanderer maßen die intellektuellen Fähigkeiten der Völker ausschließlich an der Elle der Bereitschaft, an die Dogmen der katholischen Religion zu glauben.

Ebenso wie die Afrikaner, die Ozeanier, die Asiaten, die Kelten, die Griechen, die Römer und viele andere glaubten auch die Indianer Nordamerikas an »etwas«, das wesentlich präziser war als Geister oder »Schatten«: an Gottheiten im eigentlichen Sinne, die denen der obengenannten Völker ähnelten. Sicher glaubten sie nicht an den berühmten »Großen Geist«, denn diesen Begriff haben sich die Missionare selbst aus allen möglichen Versatzstücken zusammengereimt.

So war etwa bei den Hopi in Arizona Muyingwu der Gott des Keimes, seine Schwester Tupawong-tumsi war eine regressive Göttin (sie brachte die Blätter zum Fallen), und Masa'u war der Gott des Buschwaldes, des Feuers und des Todes<sup>12</sup>; und während der Ahone der Indianer Virginias<sup>13</sup>, ein Hochgott, den Menschen so entrückt ist, daß sie sich kaum um ihn scheren, so ist der Koyote oder Coyote der Apachen und der Navajos genau zu bestimmen: es ist der heldenhafte *trickster*, der das Universum von den Sprößlingen des Meeresungeheuers Tieholdsodi befreite, damit die Flut zurückgehen und die gegenwärtige Welt zum Vorschein kommen konnte.<sup>14</sup>

Wie in den anderen genannten Kulturen können die Gottheiten zwei Rollen spielen, und diese Rollen wandeln sich von Stamm zu Stamm: Derselbe Koyote, der oben als Held beschrieben wurde, wird von den Maidu Mittelkaliforniens als Widersacher (aber nicht als Feind) der Götter angesehen. Obwohl die Indianer keine einheitliche Religion besaßen, hatten sie doch einen gemeinsamen Glauben an bestimmte Gottheiten, wie etwa die Große Behaarte Schlange (eine merkwürdige Spielart der Gefiederten Schlange Mexikos) der Paiute, Mono, Pima Yuma und anderer Stämme Neumexikos: Als Bewohner der Unterwelt, Herr über die Tiere, die Pflanzen und allgemein alles, was auf der Erde lebte, konnte die Große Behaarte Schlange Reichtum bringen, aber ihre Freundschaft war gefährlich.<sup>15</sup>

Natürlich findet man auch in den Religionen der Indianer diese bösen Geister, die in allen Religionen der Welt in großer Zahl herumspuken und denen bestimmte Missetaten zur Last gelegt werden: Da der Mensch letztlich weder an seine Freiheit noch an den Zufall glaubt, gibt er einem Dämon die »Schuld« am Erklärbaren oder Unerklärbaren, und zwar einem bestimmten Dämon, der irgendwo im Gestrüpp der Ebenen und im Geäst der Wälder versteckt ist. Ein Beispiel dafür ist Iya, ein Ungeheuer aus der Mythologie der Sioux-Indianer, das Menschen und Tiere verschlingt oder ihnen Schaden zufügt, manchmal in Form eines Orkans in Erscheinung tritt und dessen übler Atem Krankheiten verbreitet.<sup>16</sup>

Doch dieser Dämentypus ist keine indianische Erfindung; zahlreiche Völker anderer Kulturen haben sich unter anderen Formen

und anderen Namen solche Dämonen ausgedacht. Coyote entspricht den Pey der Tamilen Indiens, zerzausten Geschöpfen, die nachts den Toten das Blut aussaugen; und der Psepolnica [der Mittagsfrau] der Serben, die, wie ihr Name bereits sagt, um die Mittagszeit erscheint, den Menschen den Verstand verwirrt und ihnen Kopf und Glieder mit einer Sichel abschneidet oder auch als Wirbelwind in Erscheinung tritt; er entspricht dem Srat der Westslawen, der als Feuergestalt erscheint, den Kaia der Gazelle-Halbinseln Neubritanniens, die in Gestalt von Schlangen, Aalen oder Wildschweinen erscheinen und nur Böses im Sinn haben...

Denn seit Anbeginn aller Zeiten haben auf der ganzen Welt die Menschen geglaubt, die Welt sei von bösen wie von guten Geistern bewohnt. Aber die guten können manchmal auch böse sein und die bösen gut, das ist das Mysterium der übernatürlichen Mächte. Wenn die Hopi-Indianer in Zeiten großer Dürre Regen machen wollen, graben sie die gefürchteten Klapperschlangen aus ihren Löchern aus und sammeln sie in einer Tonvase, vor der sie dann ihre Beschwörungsformeln rezitieren. Denn diese Schlangen sind die Boten der Regengötter. Der Regentanz beginnt mit Gesang und Trommeln, und die Tänzer imitieren die Schlangenbewegungen, angeführt von Priestern, die eine symbolische Körperbemalung tragen. »Dann nähern sich die Zauberer der heiligen Vase, ergreifen die Schlangen mit überaus professioneller Geschicklichkeit und halten sie zwischen den Zähnen, ohne sich zu verletzen.«<sup>17</sup>

Die Schlange, in der westlichen Zivilisation das Emblem des Bösen, ist nämlich bei den Indianern das Emblem der Erdkräfte und - wie die Griechen sagen würden - der chthonischen Mächte, mit denen der Mensch in Frieden leben kann. Das bezeugt der folgende eindrucksvolle Bericht, der einer Beschreibung der Schlange-Gabelbock-Zeremonie entnommen ist:

»Alle Mitglieder ließen sich in einem Kreis um den Sand nieder, wobei sie den Schneidersitz einnahmen und jeder die Knie seiner Nachbarn berührte. Dann band einer der Männer die Wildlederabdeckung von den Krügen los und ließen alle Schlangen im Sand frei. Im gleichen Augenblick begann auch der Gesang - leise und tief. Es

gab da alle Arten von Schlangen: Klapperschlangen, große Stierschlangen, Sidewinder, Läufer, Taschenrattenschlangen - etwa sechzig Stück lagen verknäult auf dem Boden. Der Gesang erregte sie, und sie bewegten sich mal in die eine, mal in die andere Richtung und schauten alle Männer in dem Kreis an. Die Männer rührten sich nicht, sondern sangen nur. [...] Dann kroch eine große, gelbe Klapperschlange langsam auf einen alten Mann zu, der mit geschlossenen Augen sang, kroch über seine gekreuzten Beine, rollte sich vor seinem Lendenschurz zusammen und schlief ein.« Man möchte meinen, kommentiert der Amerikaner, der diesen Bericht verfaßt hat, den Schlangen seien zuvor die Giftzähne ausgerissen oder die Giftbeutel geleert worden, das ist jedoch falsch... Eine Vorsichtsmaßnahme hingegen wurde getroffen. Alle Mitglieder des Schlangenclangs trinken eine *chu'knga* genannte Mixtur (Gegengift gegen Schlangen), das sie auch als Lotion verwenden und mit dem sie sich vor der Schlangenjagd die Hände einreiben.<sup>18</sup>

Denn der Indianer geht mit einem ähnlichen Schritt wie die Griechen über die heilige Erde seiner Vorfahren: vertrauensvoll, durchdrungen von dem Gefühl, daß er ein Glied der universellen Bruderschaft ist. Diese Bruderschaft kann eine magische Form annehmen - in Melanesien bezeichnet man sie als *mana*, und bei den Irokesen heißt sie *orenda*. »Das *orenda*«, schreibt Marcel Mauss, »ist eine Macht, eine geheimnisvolle Macht. In der Natur hat alles sein *orenda*, und vor allem gibt es kein lebendiges Wesen, das nicht sein *orenda* hätte. Die Götter, die Geister, die Menschen und die wilden Tiere sind mit *orenda* begabt. Naturerscheinungen wie das Unwetter sind vom *orenda* der Geister dieser Erscheinungen erzeugt.«<sup>19</sup> Es ist die Basis dieser Geisteshaltung universellen Wohlwollens. »Die Zikade wird *Zurreifebringer der Maispflanze* genannt, denn wenn sie an heißen Tagen zirpt, so ist es ihr *orenda*, das die Hitze herbeilockt und den Mais gedeihen läßt.«<sup>20</sup>

Nun erstreckt sich diese Bruderschaft und das *orenda*, aus der sie hervorgeht, auch auf die Tiere, und wenn ein Minnetaree-Indianer ein Bison zerlegt, achtet er darauf, daß er ihm keine Knochen bricht, da er überzeugt ist, daß die Unversehrtheit des Skelettes dem Tier die

Wiederauferstehung ermöglichen wird - und zwar nicht im Jenseits, sondern im Diesseits. Das ist auch der Grund, warum die Bisonschädel so sorgfältig arrangiert wurden, wie man es noch Anfang des Jahrhunderts in der amerikanischen Prärie sehen konnte.<sup>21</sup> Der Indianer sät unversehrte Schädel aus, wie der Ackerbauer die Kerne der Früchte aussät, die er gegessen hat...

Die ganze Welt ist eine Vorratskammer an Leben, in der das Übernatürliche und das Natürliche eng miteinander verquickt sind, wie es der Ojibway-Mythos vom Ursprung des Maises bezeugt, der den englischen Dichter Longfellow zu dem berühmten Gedicht »Das Lied von Hiawatha« inspirierte. Er handelt von einem Knaben, der das rituelle Initiationsfasten befolgt, in dessen Verlauf ihm sein Manitu erscheinen soll. Das Fasten schwächt den Körper. Am dritten Tag bleibt der Knabe liegen, er sieht einen schönen jungen Mann vom Himmel herab auf sich zukommen, angetan mit prachtvollen Gewändern in grünen und gelben Farbtönen. Dieser himmlische Besucher fordert ihn zum Kampf heraus, und obwohl er sehr geschwächt ist, nimmt der Knabe die Herausforderung an, entschlossen, lieber zu sterben, als sich geschlagen zu geben. Am nächsten Tag erscheint abermals der himmlische Besucher und fordert ihn erneut heraus, und so auch die folgenden Tage, und jedesmal nimmt der Knabe die Herausforderung an, bis ihm der übernatürliche Bote erklärt, er habe durch seinen Mut die Gunst der göttlichen Mächte gewonnen. Da verkündet er ihm: »Morgen werde ich dich zum letztenmal aufsuchen und mit dir ringen; und sobald du über mich gesiegt hast, wirst du mir die Kleider ausziehen und mich niederwerfen, die Erde von Wurzeln und Unkraut säubern, sie auflockern und mich an der Stelle begraben. Wenn du das getan hast, laß meinen Körper in der Erde liegen und störe ihn nicht, aber komme den Ort ab und an besuchen, um nachzuschauen, ob ich wieder zum Leben erwacht bin, und gib acht, daß du niemals Gras oder Unkraut auf meinem Grab wachsen läßt. Einmal im Monat bedecke mich mit frischer Erde.« Der Knabe befolgt die Anweisungen. Als der Sommer sich seinem Ende nähert, sieht an der Stelle des Grabes eine hohe schlanke Pflanze aus der Erde sprießen, mit hellem Seidenhaar und stattlichen Blättern: das ist der

Mais, der Freund aller Menschen; das übernatürliche Wesen ist in die Pflanzenwelt eingegangen. Vermischt mit dem *orenda* des Knaben, hat das *orenda* des schönen jungen Mannes aus dem Himmel den Mais hervorgebracht.<sup>22</sup>

Die Vorstellung einer Zaubermacht, einer Macht, die man einsetzen kann, um jemanden zu verführen, zu bedrohen oder in Bann zu schlagen, gibt es nicht nur bei den Irokesen, sondern bei allen Indianerstämmen: Die Sioux nennen sie *mahopa*, die Omaha *nube*, die Dakota *waban*, die Schoschonen *pokunt*. Wir wollen sie hier Orenda nennen. Alle einheimischen Völker Amerikas glaubten an die beständige Gegenwart eines namenlosen Geistes, dessen Atem und Seinsweise respektiert werden müssen. Genau diese Vorstellung sollte Ende des 20. Jahrhunderts Wiederauferstehung feiern, und zwar in der wissenschaftlichen »Gaia«-Hypothese des Engländers James Lovelock: Der Planet muß im Ganzen als ein lebendes Wesen betrachtet werden, ein harmonisches System, das durch die ins Übermaß gesteigerte Geschäftigkeit des Menschen bedroht ist.<sup>23</sup>

Da der Indianer von den Orenda der Natur umgeben ist, aus denen die universelle Bruderschaft hervorgeht, kann er sich beim besten Willen nicht vorstellen, die Welt könne das Objekt einer Fehde zwischen dem *einen* Gott und dem *einen* Teufel sein, deren einziges Streitobjekt der Mensch sein sollte, und zwar nur der Mensch. Dieser Anthropozentrismus ist dem Denken der Indianer Nordamerikas, gleich welchen Stammes, völlig fremd. Der Indianer ist sich zwar seiner Einzigartigkeit als menschliches Wesen bewußt, fühlt sich jedoch als Bruder der gesamten Natur, auch der Vegetation. Wenn es in der Vorstellungswelt des Indianers einen Konflikt zwischen Teufel und Gott gegeben hätte, hätten sich die beiden genauso um die Biber, Weidenbäume oder Wolken streiten müssen.

Doch die Gemeinplätze haben den Sieg davongetragen. Das Abendland hält an der Vorstellung fest, daß der Indianer ein »niederes« Wesen sei, da er nicht an unseren Gott und schon gar nicht an unseren Teufel glaubt. Im Laufe der Jahrhunderte setzte sich in der Pseudo-Ethnologie die Vorstellung durch, die Indianer seien »wilde Heiden«, die es gar nicht verdienten, zu ihrer Erlösung christianisiert

zu werden. Im Jahre 1922 schrieb Mauss: »Die Seltenheit der bekannten Exemplare dieses Begriffs von magischer Kraft oder magischem Medium braucht nicht daran zweifeln zu lassen, daß er universell gewesen ist. Über Tatsachen dieser Art sind wir tatsächlich nur sehr schlecht informiert: Obgleich wir die Irokesen seit dreihundert Jahren kennen, ist es gerade ein Jahr her, daß meine Aufmerksamkeit erstmals auf das *orenda* gelenkt wurde.«<sup>24</sup> Siebzig Jahre später ist es um unser Wissen kaum besser bestellt; wir kennen weder die Indianer Nordamerikas noch deren Schicksal. Das Abendland war der Auffassung, das einzig Positive in der Glaubenswelt der Indianer sei der Große Geist, da sich darin - wenn auch in primitiver Form - bereits die natürliche Entwicklung der Religionen in Richtung auf den Dualismus zwischen Gott und Teufel abzeichne. Zwar ist diese Vorstellung von A bis Z erfunden, doch die Indianer mußten einfach »Animisten« sein.

Paradoxerweise ist der augenscheinliche »Animismus« der Indianer Nordamerikas, der nach den Begriffen der christlichen Theologie weitaus mehr dem Theismus ähnelt, eine dem Monotheismus keineswegs abträgliche Vorstellung. Der verwirrendste und auch am wenigsten bekannte Aspekt daran ist, daß die Indianer Nordamerikas sich zwar den *einen* Teufel nicht vorstellen können, sehr wohl aber eine Vorstellung vom *einen* Gott. Für die Sioux beispielsweise ist der Sonnengott Wi, dessen Symbol das Bison ist, der höchste Gott; er ist allmächtig und beschützt die mutigen und loyalen Männer. Ein erstaunlicher Aspekt liegt darin, daß seine Tochter Whope eines Tages zur Erde hinabsteigt, um den Sioux die Friedenspfeife zu bringen. In anderen Versionen dieser Gottheit ist Wi eine der vier Emanationen eines noch weitaus höheren Gottes, Wakan Tanka, des Gottes der Götter.<sup>25</sup>

Doch den Göttern Nord- und Südamerikas darf man trotzdem nur mit Vorbehalt eine Neigung zum Monotheismus unterstellen. Es gibt nämlich berechtigte Gründe, sich zu fragen, ob die Indianer Amerikas nicht möglicherweise bereits lange vor Kolumbus Besuch von Europäern erhielten - was etwa im Fall der Wikinger, die nach Vinland gelangten, erwiesen ist. Es ist sogar anzunehmen, daß diese

weißen Besucher ihnen den Keim des Christentums mitbrachten, der dann mit den indianischen Glaubensvorstellungen verschmolz.

Davon zeugt der Mythos von Pahána, dem verschollenen weißen Bruder der Hopi, der mit Kukulkan in Verbindung gebracht werden muß, dem weißen Gott der Maya, oder mit dem Gott Quetzalcoatl der Azteken und Tolteken. Als im Februar 1540 der Konquistador Francisco Vasquez de Coronado mit seinen Soldaten in den Hopi-Dörfern Arizonas Einzug hielt, hatte man ihn dort bereits seit langer Zeit erwartet, denn man wartete auf die Rückkehr von Pahána. »Jedes Jahr wurde in Oraibi am letzten Tag des Soyál ein Strick auf den etwa zwei Meter langen Stab gezogen, der vom Bärenklan aufbewahrt wurde, um den Zeitpunkt der Ankunft zu bestimmen. Die Hopi wußten, wo sie ihn treffen sollten: am Fluß der Dritten Mesa, wenn er rechtzeitig käme, oder auf dem Weg bei Sikya'wa (Gelber Felsen), Chokuwa (Spitzer Felsen), Nahoyungvasa (Kreuzfeld) oder Tawtoma, genau unterhalb von Oraibi, wenn er fünf, zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahre zu spät käme.« Er kam schließlich auch, und zwar in Gestalt eines Spaniers namens Pedro de Tovar, des ersten Weißen, den die Hopi je zu Gesicht bekamen.<sup>26</sup>

Doch selbst wenn die sporadische Neigung gewisser indianischer Kulturen zum Monotheismus und ihr Glaube an ein Weiterleben der Seele fremden Ursprungs sein sollte, darf man daraus nicht den Schluß ziehen, es handle sich um eine Vorstufe zum christlichen Monotheismus. Denn es fehlt ein ganz wesentlicher Bestandteil, und zwar die Vorstellung von der Erbsünde, die von der christlichen Teufelsvorstellung nicht zu trennen ist. In den Kernsätzen der Kosmologien, die in den indianischen Mythen enthalten sind, bleiben die Konflikte zwischen den übernatürlichen Mächten, die schließlich das Leben auf der Erde erschaffen, folgenlos für den Menschen, da er unschuldig bleibt, d.h. nicht das Böse in sich tragen kann. Genauso verhält es sich bei dem Halbgott Kitschikawano, der zu Anbeginn der Welt auf der Erde erscheint, um die Mächte des Bösen zu bekämpfen, und der zwar der Schutzgott der Krieger, aber keineswegs die Inkarnation des Bösen ist, sondern ein Symbol des Mutes.

Im Anfang, so heißt es im Apachen-Mythos von der Weltschöp-

fung, gab es dort, wo sich jetzt die Welt befindet, nichts als Finsternis, Wasser und den Wirbelwind. Keine Menschenseele war am Leben. Es gab nur die Hactcin, die maskierten Götter. Alles war eine Wüste, es gab weder Fische noch andere Lebewesen. Doch die Hactcin besaßen den Stoff, aus dem alles erschaffen ward. Sie schufen zuerst die Erde, dann die Unterwelt, und schließlich schufen sie den Himmel. Sie schufen die Erde in Gestalt einer Frau und nannten sie Mutter. Dann schufen sie den Himmel in Gestalt eines Mannes und nannten ihn Vater. Daher ist dieser heute über die Erde gebeugt. Schwarzer Hactcin formte ein Tier aus Lehm und redete alsdann zu ihm: »Laß sehen, wie du auf diesen vier Beinen laufen kannst.« Von ihm stammen alle Tiere ab. Zu der Zeit konnten alle diese Tiere sprechen, und sie redeten die Sprache der Jicarilla-Apachen. Schwarzer Hactcin streckte die Hand aus, da fiel ihm ein Regentropfen hinein. Er mischte ihn mit Erde und daraus wurde Schlamm; er formte einen Vogel und warf ihn so in die Luft, daß er im Uhrzeigersinn herumwirbelte. Dem Vogel wurde schwindlig, und in seinem verzweifelten Kreisen sah er am Himmel zahllose andere Vögel, Adler, Falken, Eulen und Spatzen. Und als er sich gefangen hatte, waren all diese Vögel wirklich da.

Da begannen die Tiere, sich zu langweilen, und baten Schwarzer Hactcin, einen Menschen zu erschaffen. Und als er ihn erschaffen hatte, meinten sie, er solle diesem Menschen eine Gefährtin geben, und so schuf er die Frau.

Nun begab sich dies alles im Schoß der Erde, und es gab zu der Zeit weder Sonne noch Mond. Also zogen Schwarzer und Weißer Hactcin eine kleine Sonne und einen kleinen Mond aus ihren Beuteln und ließen sie wachsen. Anschließend warfen sie sie in den Himmel. Der Anblick dieser Gestirne löste große Aufregung unter den Menschen aus; es waren zu der Zeit eine Menge Schamanen unter ihnen, die behaupteten, sie hätten Sonne und Mond selbst erschaffen. Sie fingen sogar an, sich zu zanken und sich gegenseitig das Vorrecht streitig zu machen, die beiden Himmelskörper erschaffen zu haben, und darüber gerieten die Hactcin in Zorn; sie ließen Sonne und Mond wieder verschwinden. »Na schön«, sprachen sie zu den Schamanen, »jetzt holt einmal die Sonne zurück!«

Die Schamanen tanzten im Kreis, verschwanden im Erdboden, so daß nur noch die Augen herauschauten, sie verschluckten Pfeile und ganze Tannenbäume, doch sie konnten die beiden Gestirne nicht wieder am Himmel erscheinen lassen. Und als sie die vielen mühseligen Versuche sahen, waren die Hactin schließlich bereit, die Sonne und den Mond wieder am Himmelszelt erscheinen zu lassen.<sup>27</sup>

In einer solchen Kosmologie ist von einem Geist des Bösen offensichtlich keine Spur, es sei denn in den Aufschneidereien der Schamanen. Auch von der Erbsünde findet sich keine Spur. Es gibt in den indianischen Mythologien zwar Geister des Bösen, doch handelt es sich dabei um Parasiten und nicht um grundlegende Bestandteile des Universums. So sind die Trickster der Mythologien Nordamerikas possenreißende, oft auch grausame Geister, Vettern des Loki aus den keltischen Mythen.

Angesichts von Gestalten wie Großer Hase, Meister Lampe, Blauer Häher, Alter Mann, Rabe und natürlich auch Coyote konnten die europäischen Missionare und Ethnologen nur schlecht der Versuchung widerstehen, in diesen gewitzten Gestalten Vettern des mittelalterlichen Renart zu sehen, also eine Vorform des Teufels. Es war zwar bloß ein indianischer Teufel, gewiß, aber immerhin ein Teufel, denn wie konnte man ohne Teufel leben? Zunächst einmal handelt es sich bei dieser Gestalt nicht um einen Gott: Er ist eine Art Überschamane. »Wir können uns diesen Tricksterhelden in seiner Gestalt als Coyote vorstellen, wie er eines Abends auf der Spitze eines Berges stand und gen Süden blickte«, schreibt Campbell. »Weit in der Ferne meinte er, ein Licht zu sehen. Da er zunächst nicht wußte, was es war, brachte er durch seine Sehergabe in Erfahrung, daß es Feuer sei, was er sah; worauf er in dem Vorsatz, der Menschheit dieses Wunder zuteil werden zu lassen, eine Schar von Begleitern zusammentrommelte: Fuchs, Wolf, Antilope - alle guten Läufer kamen mit. Und nachdem sie einen sehr weiten Weg zurückgelegt hatten, erreichten sie alle das Haus des Feuervolkes und sprachen: >Wir sind gekommen, um euch zu besuchen, zu tanzen und zu spielen.< Also wurden ihnen zu Ehren Vorbereitungen für ein Tanzfest getroffen, das noch in jener Nacht abgehalten werden sollte. Coyote machte sich einen Kopfsputz

aus Pechkieferspänen mit langen Fransen aus Zedernrinde, die bis zum Boden reichten. Das Feuervolk tanzte zuerst, und das Feuer brannte sehr niedrig. Dann fingen Coyote und seine Leute an, um die Flamme zu tanzen, und sie beschwerten sich, sie könnten nichts sehen. Das Feuervolk machte ein größeres Feuer, und Coyote beschwerte sich viermal, bis man es schließlich ganz hoch auflodern ließ. Coyotes Leute taten dann so, als wäre ihnen sehr heiß, und gingen hinaus, um sich abzukühlen: Sie stellten sich an ihren Startplätzen auf, und nur Coyote blieb drinnen. Er tollte ausgelassen herum, bis sein Kopfputz Feuer fing, und bat dann das Feuervolk, es auszumachen, weil ihm angeblich angst wäre. Sie warnten ihn, nicht zu dicht an den Flammen zu tanzen. Aber als er in die Nähe der Tür kam, schwang er die langen Fransen seines Kopfputzes über das Feuer und rannte hinaus. Das Feuervolk verfolgte ihn, und er gab seinen Kopfputz an Antilope weiter, die losrannte und ihn an den nächsten Läufer weitergab; und so lösten sie sich nach Art eines Staffellaufes ab. Ein Tier nach dem anderen wurde vom Feuervolk eingeholt und getötet, bis nur noch Coyote übrig war; und ihn hätten sie auch fast erwischt, aber er lief hinter einen Baum und gab das Feuer an den Baum weiter. Seit der Zeit konnten die Menschen mit Feuerstöcken Feuer aus dem Holz der Bäume holen.<sup>28</sup>

Wie Campbell ausführt, stößt man bei den Indianern vom Thompson River in Britisch-Kolumbien auf dasselbe Schema, ebenso bei den Creek aus Georgia, bei den Chilcotin, die weit im Norden des Thompson River lebten, bei den Kaska, einem Stamm der Athabasca. Die Creek lassen den Tricksterhasen genau das gleiche Abenteuer bestehen wie Coyote, und bei den Kaska ist es der Bär, der eifersüchtig über einen Feuerschein wacht, der ihm schließlich von einem kleinen Vogel entwendet wird.<sup>29</sup> Der Trickster wird hier mit dem Feuer gleichgesetzt, das die christlichen Mythologien (denn wie sonst sollte man sie nennen?) immer mit dem Teufel assoziiert hatten, aber er ist der Dieb des Feuers, eine Gestalt, von der man lange Zeit angenommen hatte, sie sei ausschließlich in den indogermanischen Mythologien zu finden. Nun sorgt aber Coyote für das Wohlergehen der Menschheit. Wäre er der Teufel, müßte man dieses Coyotebild voll-

kommen revidieren. Oder aber man müßte auch in Prometheus einen Teufel sehen, und damit wäre jede Rebellion des Teufels. Aber so hat man ja auch die Französische Revolution charakterisiert.

Hier haben wir also jene Gestalt, Prometheus, in der man den Teufel der Indianer sehen wollte: 6000 oder 8000 Kilometer von Griechenland entfernt, haben unsere Indianer denselben Mythos hervorgebracht. Vielleicht vor den Griechen, vielleicht zur selben Zeit. Doch diese Koinzidenz ist gar keine. Der Indianer Amerikas ist frei, ebenso wie der Grieche, aber auch wie der Kelte oder der Ozeanien. Er ist mit Sicherheit der freieste aller Menschen, oder er ist es zumindest gewesen: Er lebte mit seinem Kanu und seinem Bogen, seiner Familie und seiner Stammesehre. Zwar gab es Dörfer im Süden der Vereinigten Staaten, etwa bei den Pueblo-Indianern. Aber es ist doch eine erstaunliche Tatsache, der man übrigens nie auf den Grund gegangen ist, daß es niemals eine indianische Stadt gegeben hat. Bei den Indianern hat es nie eine politische Theorie oder eine zentralisierte Macht oder ein indianisches Reich gegeben; zwar gab es Häuptlinge, aber niemals eine Tyrannenherrschaft. Diese unglaubliche Ausnahme in der Geschichte der Menschheit verdient Beachtung.

Die Götter und Mythen der Indianer sind - das kann man gar nicht oft genug betonen - ein Spiegelbild ihrer Erfinder; sie konnten nur nach ihrem Bilde geschaffen sein, und die Indianer waren Menschen der Freiheit. Die Indianer hatten gar keinen Grund, sich von der Schuld knechten zu lassen oder einen großen Verräter, d.h. einen großen Feind zu ersinnen. In Wahrheit - und das ist eine Ironie des Schicksals - war der weiße Mann der große Verräter, da er das Land gewaltsam an sich riß und am Ende seine Verträge brach. Die Amerikanerin Helen Maria Hunt Jackson wagte das im Jahre 1881 auszusprechen, und zwar in einem Buch, dessen Titel für sich selbst spricht: *A Century of dishonor*. Doch es war schon zu spät, um dem Haß Einhalt zu gebieten.

Die Fluten von Einwanderern, die im 19. Jahrhundert in die indianischen Gebiete von Colorado, Montana, Idaho, Nevada und Oregon strömten, waren gewiß nicht dazu angetan, die Indianer für sich

einzunehmen. Diese Europäer, zumeist Abschaum<sup>30</sup>, wollten sich niederlassen; sie dachten gar nicht daran, den Rothäuten diese riesigen Gebiete zu überlassen, in denen es weder Dampfmaschinen noch Steinhäuser gab. Denn in ihren Augen - das heißt im besten Falle nach der damals gängigen Ideologie des Saint-Simonismus, im schlechtesten nach den Maximen des Profitstrebens und der Raffgier - nutzten die Indianer das Land nicht richtig.

Doch mit dieser Piratenmentalität allein kann die schreckliche Grausamkeit der Weißen gegenüber den Indianern nicht erklärt werden. Wenn man die Geschichte vom Ende des Kriegs gegen die Indianer liest, die Geschichte von der letzten Niederlage des Cheyennen-Häuptlings Dull Knife und schließlich die Geschichte vom Kampf gegen die Apachen im Jahre 1879, so kann man nur entsetzt sein. Und wenn man den Begriff des Völkermordes und des Verbrechens wider die Menschlichkeit systematisch auf die Geschichte anwenden wollte, so müßte man die Elite der amerikanischen Armee, die vorsätzlich und systematisch einen Großteil des indianischen Volkes auslöschte, schleunigst der Schande preisgeben. Im Jahre 1870 zählte man etwa 20.000 Apachen in Arizona und Neumexiko, »im Jahre 1875 waren es höchstens noch 7000, und bei der Volkszählung von 1890 stieß man nur noch auf ein paar hundert«, schreiben Thévenin und Coze.<sup>31</sup> Der Haß der weißen Siedler auf die Rothäute ist auch kulturell bedingt, denn es ist ein religiöser Haß. Für den Weißen ist ein Mensch ohne Teufel der Teufel.

Aber wer ist hier wohl die Inkarnation des Teufels?

# Das Rätsel um Quetzalcoatl, die Gefiederte Schlange und den Gott-der-weint

Über den Ursprung der Indiokulturen - Über die Olmeken, ihre doppeldeutigen Götter und ihre Todesverachtung - Über die Maya und ihr Bild eines wahrhaft bösen Gottes, eines Vorläufers unseres Teufels - Über die Ähnlichkeit ihres theokratischen Staates mit dem der Iraner und Mesopotamier - Über die Tolteken und Azteken - Über den rätselhaften Quetzalcoatl, auch Kukulcan oder Viracocha genannt, den Weißen Gott, der im 8. Jahrhundert unserer Zeit vom Meer her ins Land kam und zur Sonne aufstieg - Über die Inkaherrschaft in Peru und die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Inkareligion und Christentum - Über das Symbol des Kreuzes, den seltsamen Gott-der-weint und die Möglichkeit einer präkolumbianischen Christianisierung Amerikas

Nach dem Bericht des Fanziskanermönches Fray Bernardino de Sahagún landete im Frühjahr des Jahres 1519 der spanische Haudegen und Abenteurer Hernán Cortés an der Spitze einer Flottille von elf oder zwölf bewaffneten Seeschiffen an der Nordküste der mexikanischen Halbinsel Yucatán. In Booten kamen ihnen die Indianer entgegen, um diesen übermenschlichen Westen mit seltsam bleicher Haut Arme voll Blumen, bunte Stoffe und Schmuck zu bringen. Die Indianer hatten Götter erwartet und erkannten nicht, daß ihre Geschenke in die Hände von Barbaren fielen, die ihnen im Gegenzug den Teufel brachten und nur auf Sklaven und Gold aus waren.

Cortés' Reise, auf der schon bald Blut floß - in Cholula metzelten die Spanier unter nichtigem Vorwand 3000 Indios nieder -, führte bis nach Tenochtitlán, in die Hauptstadt des Aztekenreiches, wo der Stellvertreter Seiner Katholischen Majestät dem Kaiser Montezu-

ma begegnen sollte. Die Spanier gelangten an einen prachtvollen Ort, eine riesige, blühende Lagunenstadt im Zentrum des Texcocosees, die von Kanälen durchkreuzt und mit den Ufern des Sees durch schwimmende Straßen verbunden war. Cortés selbst schreibt, sie sei schöner als jede Stadt Europas gewesen. Allein der Marktplatz war zweimal so groß wie ganz Salamanca. Ein Aquädukt leitete das Wasser von einer Quelle auf den Hügeln bis ins Zentrum von Tenochtitlán. Dieses Venedig »Westindiens« war bevölkert von spärlich bekleideten Menschen, angetan mit Schmuck und bunten Lendenschurzen, barfüßig und flink. Für Sahagún war es »wie eine Zaubervision«.

Dort also begegneten die Spanier, mit Cortés an der Spitze, Montezuma und seinem Hofstaat, zweihundert hohen Herren, barfüßig, die Häupter mit funkelnden Kopfbedeckungen geschmückt — und frischgebadet. Die Spanier dagegen wuschen sich nicht, obwohl es Wasser im Überfluß gab, noch wechselten sie je die Kleider; sie schliefen in ihrem Lederzeug und ihren Rüstungen, während die Bewohner von Tenochtitlán, nach dem Vorbild ihres Kaisers, allabendlich ein Bad nahmen.

Es war eine apokalyptische Begegnung, denn diese Blumen und dieser paradiesische Luxus waren bereits dazu bestimmt, vom Geifer einer unheilvollen Kreatur besudelt zu werden, eines von Mördern ins Land geschleppten Teufels, den die Christen für christlich hielten.

Ich mußte an diese tragische Begegnung zweier Welten denken, als ich mich 1975, zu Beginn meiner zweiten Reise durch Mexiko, mit Büchern reichlich versorgt und voller Neugier entschloß, in das nahe der Hauptstadt gelegene Xochimilco zu fahren, um die (recht kurze) französische U-Bahn auszuprobieren, die man gerade eingeweiht hatte. Als ich die Endstation verlassen hatte, die in einem pasteurisierten Luxus gehalten war - blau und grau, glaube ich -, mußte ich die Straßenbahn nehmen, also wieder in die Wirklichkeit der oberen Welt zurückkehren. Dort ging es eine schiere Ewigkeit durch endlose Reihen von Wellblechsiedlungen, und wenn ich an den Haltestellen die neuen Fahrgäste einsteigen sah, oft barfuß und verdreckt, die Gesichter in freudlose Meditation versunken, nahm meine Niedergeschlagenheit noch zu.

Wie so oft, wenn ich auf Reisen war, fand ich mich weit entfernt von dem Bild, das ich mir aufgrund meiner Lektüre gemacht hatte. Und ich erinnere mich, daß ich damals darüber nachdachte, ob es das von Sahagún geschaute Paradies wohl je gegeben hatte. Denn die alten Religionen Mexikos, die das Christentum lediglich mit einer Schicht Gold und lateinischen Praktiken überzogen hat, dürften wohl eine recht düstere Angelegenheit gewesen sein. Und das waren sie in der Tat, wie ich später erfahren sollte. Als ich schließlich in Xochimilco ankam, das die Reiseführer mit ihrem geschäftstüchtigen Optimismus als eine »heitere Gartenstadt« beschreiben, »die von den fröhlichen Klängen der *mariachis* erfüllt ist« (dieser Hochzeitsorchester, deren Name noch an die kurze Präsenz der Franzosen in Mexiko erinnert, die mit dem tragischen Schicksal Kaiser Maximilians ihr Ende fand<sup>1</sup>), da mochte ich schon nicht mehr die Blumenverkäufer betrachten, die vor ihren Sträußen aus Weihnachtsstern und Aronstab kauerten und mit Wolfsaugen nach den seltenen Kunden Ausschau hielten. Auch war mir nicht danach zumute, in der glühenden Hitze den Klängen eventuell aufspielender Mariachis zu lauschen, und so fuhr ich mit einem Taxi zurück in die Hauptstadt. In ziemlich düsterer Stimmung, wie ich gestehen muß.

Ich war damals nicht als Tourist, sondern als Forschungsreisender nach Mexiko gekommen, und als solcher hätte ich mir die Enttäuschung über das, was mich in Xochimilco erwartete, nicht allzusehr zu Herzen nehmen dürfen. Ich tat es aber doch, und trotzdem begann Mexiko mich genau in diesem Augenblick wirklich zu interessieren. Und ich fragte mich: Warum legten die Mexikaner, denen man in den Dörfern, auf den Landstraßen und in den Straßen der Städte begegnete, bloß eine solche Niedergeschlagenheit an den Tag? Die meisten Menschen, die ich sah, trugen den Teufel zu Grabe, wie man in Frankreich sagen würde.

Das ist eine lange Geschichte! Die Indiokulturen Mittel- und Südamerikas sind uns Europäern heute scheinbar recht vertraut. Reisen, Ausstellungen und die Medien haben zu einem verstärkten Umgang mit der Kunst der Maya, Azteken und Inka geführt. Die größten Liebhaber dieser Kunst schätzen die formale Freiheit, die strenge

Grammatik der Formen, die oft mit einem packenden Realismus einhergeht, die Erfindungskraft in der Formgebung und vor allem, denke ich, die Exotik.

Doch über die Bedeutung der Objekte und Monumente, die sich unseren Blicken darbieten, wissen wir meist kaum etwas. Selbst Spezialisten sind oft gezwungen, sich mit ikonologischen Spekulationen über die rätselhaften Spuren der Vergangenheit zu begnügen. Wer zum Beispiel sind die rätselhaften bärtigen und offenbar kastrierten Gestalten, die die Stelen von Oaxaca zieren und die dem Stil nach zu urteilen zwischen der Olmeken- und Zapotekenkultur liegen dürften? Diese bärtigen Gestalten sind nämlich in der präkolumbianischen Kunst einzigartig. Und das ist auch nur eine der zahllosen Fragen, vor die uns die alte Kunst Südamerikas stellt. Wir werden noch auf weitere stoßen.

Etwa bis Ende der achtziger Jahre glaubten unsere Archäologen und Anthropologen, über die großen »präkolumbianischen« Kulturen das letzte Wort gesprochen zu haben. Manche von ihnen ließen sogar aufgrund ihrer reichen Arbeitserfahrung nicht mehr den geringsten Widerspruch gelten. Obwohl etliche Anzeichen darauf hindeuteten, daß die Besiedlung schon wesentlich früher stattgefunden hatte, behaupteten sie, die amerikanischen Kontinente seien etwa vor 14.000 Jahren besiedelt worden. So war es denn ein Schock, als Niède Guidon und Georgette Delibrias 1986 in Brasilien auf Funde stießen, die den unbestreitbaren Beweis erbrachten, daß die amerikanischen Kontinente bereits vor 35.000 oder 37.000 Jahren von Menschen bewohnt waren. Andere, noch nicht ganz gesicherte Anhaltspunkte deuten darauf hin, daß die Besiedlung sogar noch viel früher stattgefunden hat und zwar in der Wisconsinzeit, vor etwa 70.000 Jahren.<sup>2</sup> In diesem Falle hätte nicht erst der Cromagnon-Mensch die amerikanischen Kontinente bevölkert, sondern schon der Neanderthaler.

Auch auf die Frage, von wem die amerikanischen Kontinente besiedelt wurden, hatte man eine entschiedene Antwort parat: von Asiaten. Die Indianer der amerikanischen Kontinente waren demnach, so behauptete man, Mongolide, und das ist gewiß richtig. Aber

dann müßte man auch der Hypothese zustimmen - wohlgemerkt, nur der Hypothese -, daß an den amerikanischen Küsten des Südpazifik möglicherweise Ozeanier, die ganz offensichtlich unterschiedlicher Herkunft waren, mit ihren Booten aufkreuzten und an Land gingen. Und wenn man sich die monumentalen Köpfe aus der olmekischen Periode Mexikos ansieht - vor allem in La Venta und in Tres Zapotes -, so kann man sich angesichts der platten Nasen und der wulstigen Lippen nur schwer des Eindrucks erwehren, daß es sich um afrikanische Köpfe handelt. Folglich läge es durchaus im Bereich des Möglichen, daß zumindest Mittel- und Südamerika, lange bevor sich die Wikinger im 9. Jahrhundert daran machten, in den Landstrichen Neufundlands kleine Kolonien zu errichten, von Menschen besucht und wahrscheinlich auch beeinflußt wurden, die aus zwei anderen Teilen der Erde kamen, nämlich aus Ozeanien und Afrika.

Außerdem entdeckte man 1976 in Venezuela einen Schatz mit Aberhunderten römischer Geldstücke, von denen die jüngsten auf vier Jahrhunderte vor unsere Zeit datiert wurden; in einem Grab im mexikanischen Staat Veracruz fand man 1967 einen römischen Venustorso, und in Britisch-Kolumbien stieß man auf chinesische Kupfermünzen, die angeblich aus dem 12. Jahrhundert vor unserer Zeit stammen. Über diese Funde ist man natürlich geteilter Meinung. Es gibt aber auch einen Fund, dessen Echtheit bis auf den heutigen Tag nicht angefochten worden ist, und das ist ein Römerkopf aus dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeit, der in Mexiko in einem auf das 12. Jahrhundert datierten Grabmal gefunden wurde.<sup>3</sup>

Damit wäre bewiesen, daß Seefahrer vom Mittelmeer die Ostküsten Südamerikas bereist hatten. Folglich hätten sie dort auch Elemente einer unbekanntenen Mittelmeerkultur einführen können, die vielleicht römisch, vielleicht aber auch orientalisch war. Bis auf den heutigen Tag konnte noch nicht befriedigend erklärt werden, warum zwischen dem Griechischen und dem Nahuatl, das die Azteken sprachen, so eigentümliche und enge etymologische Verwandtschaften bestehen: etwa bei der Wurzel von *teo*, das im Nahuatl »Gott« bedeutet (wie in Teotihuacán, der »Stadt, in der die Götter erschaffen wurden«), und das praktisch identisch ist mit dem griechischen

*theos*; oder beim Namen des griechischen Gottes Atlas, der den Himmel stützte, und dem Wort Aztlan, »Himmel«, von dem die Azteken angeblich abstammten. So kann man sich auch fragen, was wohl der Ursprung des Wortes »Atlantik« ist: Rührt es vom aztekischen Aztlan her, dem mythischen Land, oder vom Atlasgebirge, das sich ja bis zum Atlantik erstreckt?

Unser Wissen über die Kulturen Mittel- und Südamerikas ist trotz zahlreicher archäologischer Funde äußerst lückenhaft und beschränkt sich auf die letzten 3000 Jahre. Immerhin haben die Indios Mittel- und Südamerikas im Unterschied zu den Indianern Nordamerikas dauerhafte Spuren hinterlassen: Tempel, Pyramiden, Stein- und Tonskulpturen, Flachreliefs, Fresken, Kultobjekte, Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens und schließlich auch Texte. Nun erreicht eine Kultur erst dann dieses Stadium, wenn sie sowohl materielle Güter angehäuft als auch eine Geschichte im üblichen Sinne vorzuweisen hat, das heißt ein Gedächtnis, das zugleich an das Bewußtsein ihrer selbst und an ihre Selbsthaftwerdung geknüpft ist. Anders gesagt, eine Kultur erreicht dieses Stadium erst, wenn sie komplex geworden ist, wenn sowohl der Umfang als auch der Reichtum der Bevölkerung eine »kritische« Masse erreicht hat: dann gilt es nämlich, Berechnungen anzustellen und ein Numerierungssystem zu erfinden. Nach den Zahlen entsteht die Schrift. Und sobald es eine Schrift gibt, verfeinern sich die Ideen. Und das ist bei den Indios Mittel- und Südamerikas der Fall.

Doch wie die amerikanische Kulturen entstanden sind und inwieweit sie von den vorherigen Bevölkerungen beeinflusst wurden, wissen wir nicht. Wir können lediglich vermuten, daß die Olmeken, dieses nach unserer Kenntnis älteste Kulturvolk Mexikos, etwa Mitte des 2. Jahrtausends vor unserer Zeit auftauchten<sup>4</sup>, daß die Mayakultur sich um das 3. Jahrhundert unserer Zeit entfaltete.

Während die meisten ihrer »Vettern« in Nordamerika Bären und Bisons jagten und als Halbnomaden in Zelten lebten, bearbeiteten die Indios im Süden Steine, waren bewandert in Architektur und Ackerbau, darunter auch in verschiedenen Bewässerungstechniken sowie in der Astrologie. Sie waren technisch begabt genug, um Son-

nenfinsternisse mittels eines Spiegels aus polierten Obsidian beobachten zu können. Darüber hinaus hatten sie ein politisches System, eine erbliche Aristokratie, eine militärische Kaste und, wie alle staatlich organisierten Gesellschaften, territoriale Ansprüche.

Ihre auf den ersten Blick »primitiven« Religionen gründeten in einer Kosmologie, die zwei verschiedene Gebiete unterschied, das der Menschen, repräsentiert durch die Erdoberfläche, und das der übernatürlichen Mächte, von denen die einen im Himmel und die anderen in der unterirdischen Welt lebten, die wir im weiteren Sinne die Unterwelt nennen werden. Beginnen wir mit den Olmeken, dem ältesten Volk Mexikos: Für sie soll die irdische Welt aus Erde und Wasser bestanden haben, und sie verliehen dieser Vorstellung Ausdruck im Symbol des Krokodils oder Kaimans, der auf dem Ursprungsmeer schwimmt; später sollte dieses Krokodil zum Fruchtbarkeitssymbol werden. Das Wasser wurde durch einen Fisch symbolisiert, wahrscheinlich einen Hai, und die Entdeckung von Haifischzähnen unter den archäologischen Funden scheint darauf hinzuweisen, daß diese Gottheit mit verschiedenen rituellen Opferhandlungen in Zusammenhang stand. Das dritte heilige Tier des kleinen und zoomorphischen Pantheons der Olmeken ist die Schlange, das Emblem der herrschenden Klassen.

Es wird behauptet, die Olmeken hätten blutige Rituale vollzogen<sup>5</sup>, und wahrscheinlich hatten sie eine grobe Philosophie der vergänglichen Natur des Lebens. Denn sobald ihre Könige starben, verstümmelten ihre Untertanen rituell die Statuen ihrer Herrschaft und bearbeiteten ihre steinernen Monumentalthrone, um daraus ebenso monumentale Köpfe zu hauen, wie man sie in La Venta, San Lorenzo, und Tres Zapotes gefunden hat.<sup>6</sup> Über ihre Dämonen ist nichts bekannt. Wir können allenfalls vermuten, daß die Opfer dazu dienen sollten, den Zorn der Götter zu besänftigen, und daß diese Götter mehrdeutig, also zum Guten wie auch zum Bösen fähig waren.

Wir wissen nicht, woher die Olmeken kamen, und ebensowenig wissen wir, warum sie im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit plötzlich verschwanden. Auf die Olmeken folgt die sogenannte Kultur von Teotihuacán, ein glanzvoller Stadtstaat, dessen Einfluß sich über ganz

Mittelamerika erstreckte. Teotihuacán war die Wiege der mexikanischen Kultur. Zwar ist sicher, daß diese Kultur eine Schrift besaß, »doch das Papier oder das Leder, das sie benutzten, die bemalten Schriftstücke oder andere Dokumente sind wohl im Laufe der Zeit verschwunden«.<sup>7</sup> Ihre Deutung der Welt spiegelt sich jedoch in ihren Kunstwerken wieder: Auf den »Vom irdischen Paradies« genannten Fresken, die in Tetitla, einem Viertel von Teotihuacán, gefunden wurden, tanzen Geschöpfe, die offenbar Geister darstellen sollen, mit Schmetterlingen - eine idyllische Vision des Jenseits, die den Schluß nahelegt, daß der Tod die Menschen dieser Kultur nicht sonderlich schreckte. Allerdings hieße das auch, daß man das Leben eines Menschen nicht sehr hoch bewertete. Zudem wurden in Teotihuacán rituelle Menschenopfer vollzogen; man schnitt dem Opfer das Herz heraus und opferte es wahrscheinlich einem Gott der Fruchtbarkeit oder des Regens. Ein anderer Gott, der durch den Morgenstern symbolisiert wurde und in dem man eine Vorform des berühmten Quetzalcoatl erkennen kann, weigerte sich angeblich, die Blutopfer anzunehmen, und akzeptierte als Opfergaben nur Früchte und Blumen. Dieses friedvolle Bild ist jedoch keineswegs überall anzutreffen, denn bei den Pipilen in Guatemala opferte man auch diesem Gott Menschenherzen.

Man ist versucht sich vorzustellen, daß die Religion Teotihuacáns die Polarisierung in ein gutes und ein böses Prinzip, einen gütigen Gott und einen Teufel kannte. Die Macht lag dort nämlich in den Händen einer militärischen Theokratie, und zwar nach einem Schema, das ganz offensichtlich die dumézilsche Triade Krieger-Priester-Ackerbauer auf den Kopf stellt: »Die Götter von Teotihuacán waren Gottheiten des Ackerbaus, aber sie trugen Waffen und sahen mitunter wie Krieger aus [... ] Die kirchliche Hierarchie war in Wahrheit eine militärische.«<sup>8</sup> Aber es hat den Anschein, als gründete auch sie eher in einem ambivalenten Bild der Götter, die der Mensch nur mit Hilfe von Opfern zu seinen Gunsten umstimmen konnte. Ein und derselbe Gott konnte gut oder böse sein, je nachdem, ob er zufrieden war oder nicht, wie wir es schon in zahlreichen anderen Kulturen gesehen haben, insbesondere in der indischen.

Wie schon die Kultur der Olmeken, so geht auch die Kultur von Teotihuacán im 6. Jahrhundert plötzlich unter. Über die Gründe können wir nur spekulieren. Man glaubt, einige Vasallenstämme wie die Pipilen oder Totonaken hätten sich gegen Teotihuacán erhoben und die Stadt dadurch von seinen Handelsstraßen abgeschnitten, aber das ist nur eine Hypothese, die sich auf keine geschichtlichen Fakten stützen kann. Von der eigentlichen Geschichte der präkolumbianischen Kulturen haben wir bis auf den heutigen Tag ebenso lückenhafte Kenntnisse wie von ihren Religionen.

Ebenso unvermittelt wie ihre Vorgänger erscheint die Mayakultur auf der Bühne der Geschichte. Sie scheint, schreibt Soustelle in bezug auf die klassische Periode dieser Kultur, »so plötzlich aufgetaucht zu sein, daß man an eine Art Urzeugung, eine Erschaffung *ex nihilo* glauben könnte«. <sup>9</sup> Das sei jedoch nur eine optische Täuschung. In Wirklichkeit verfügen wir hier über wesentlich mehr Einzelfakten als bei den Olmeken oder der Teotihuacánkultur. So wissen wir beispielsweise, daß es eine Vormaya-Bevölkerung in dem von den Olmeken besetzten Gebiet gab, die das Ursprungsgeschlecht der eigentlichen Maya darstellte. Bei der Ankunft der Olmeken teilte sie sich in zwei Gruppen, von denen die eine in den Norden, die andere in den Süden abwanderte.

Auch für die Analyse ihrer Religion sind wir besser gerüstet als für die ihrer Vorgänger, denn wir verfügen über Monumente, Skulpturen, Fresken, Gebrauchsgegenstände und Handschriften der Maya <sup>10</sup>, die uns allerdings hauptsächlich über die Spätzeit dieser Kultur Auskunft geben.

Die drei Götter, die das Pantheon der Maya beherrschen, repräsentieren, wie in allen Ackerbaukulturen der Vergangenheit, allesamt Aspekte der Fruchtbarkeit: es sind die Sonne, deren Gott Kinich Ahau ist (»Herr Kinich«), der Regen, dessen Gott Chac ist, und der Mais. Dem folgen die neun Götter der Finsternis und der Unterwelt, die ebenso vielen unterirdischen Stätten entsprechen, und die dreizehn Götter des Tages, die ebenso vielen Himmeln über der Erde entsprechen. Die Unterwelt wird von Cizin, Gott des Todes, beherrscht, der für die häufig auftretenden Erdbeben sowie für die Epidemien

verantwortlich ist; die Himmel werden von dem »großen Gott« Itzamna beherrscht, dem »Haus des Leguans«, dem Schöpfer des Universums, der aber ein »zahnloser und verrunzelter Alter« war und mit der Sonne in Verbindung gebracht wurde.<sup>11</sup> Eben dieser Itzamna, der Gemahl von Ix Chebel Yax, der Schutzpatronin der Weber, tauchte bei den Maya von Yucatán unter den Kennzeichen des Hunab Ku auf, des »Ein-Gottes«, dessen Name bereits eine Hinwendung zum Monotheismus ankündigte, wenn er nicht mit anderen Göttern zusammenwohnte. All diese Götter werden zugleich für einzig und vierfach gehalten, da sie sich auf die vier Windrichtungen beziehen, und sie sind zugleich gütig und böse.<sup>12</sup>

Diese Ambivalenz dürfte im Prinzip alle Deutungen des Cizin als Vorläufer eines einzigen Teufels über den Haufen werden. Dieser Gott des Todes, eine skelettartige Gestalt mit fleischlosem Oberkörper, wird von einem ebenso bösartigen Widerpart begleitet oder auch mit diesem gleichgesetzt, mit Yum Cimil, dem »Herrn Tod«, einem fernen Vorläufer des düsteren Baron Samedi der Voodoo-Mythologie<sup>13</sup>, der in den Dörfern auf der Suche nach dahinsiechenden Kranken herumspukt.

Allerdings ist Cimil weder ein Teufel, noch ist er *der* Teufel, da er sehr wohl ein Gott ist. Er ist zwar wahrscheinlich den Menschen nicht wohlgesonnen, dennoch ist er ganz bestimmt kein Gegenspieler von Itzamna, dem Schöpfer. Er ist gleichsam eine Rohform des Teufels: obwohl ein Gott, wohnt er wie der christliche Teufel in der Unterwelt, das heißt unter der Ebene der Sonne, und er ist durch und durch böse. Um wirklich der Bruder unseres Teufels sein zu können, fehlt ihm nur der rebellische Geist, der Satan kennzeichnet. Genau genommen kann man ihn als fernen Vetter des Ahriman Zarathustras und der Dämonen Mesopotamiens betrachten, aber er hat keinen so hohen Status erlangt wie diese. In jedem Fall dürfte er sich unter der Diktatur, die im Königreich der Maya von Yucatán herrschte, nicht verloren vorgekommen sein. Die Mayapriester, die isoliert zwischen zwei Ozeanen lebten und keinen nennenswerten kulturellen Austausch pflegten, hatten den Teufel noch nicht in ihre Glaubensvorstellungen aufgenommen; aber sie standen kurz davor.

Denn die Gesellschaft der Maya war aristokratisch strukturiert wie die Gesellschaft im alten Iran oder in Mesopotamien. Außerdem war sie theokratisch, denn sie wurde von Priestern und Priesterkönigen beherrscht, und genau dies führte um das Jahr 1000 nach einigen Bauernaufständen zu einem ersten Zusammensturz der Mayagesellschaft. Der verknöcherte Klerus war nicht in der Lage, diesen Aufständen Widerstand zu leisten. Die sogenannte klassische Periode, die glanzvollste Periode der Mayakultur, war zu Ende; die majestätischen Stätten von Uxmal und Chichen-Itza wurden verwüstet. Die Revolten führten aber dennoch nicht zur ersehnten Freiheit, denn ein fremder Volksstamm, die Itza, zwang die Maya unter eine neue militärische Tyrannenherrschaft, und führte die Praxis der Menschenopfer ein.<sup>14</sup>

Die im präkolumbianischen Amerika vorherrschende Tendenz zu Tyrannenherrschaften unter Führung militärischer und religiöser Kasten erklärt einen der düstersten Aspekte der Indiokulturen Lateinamerikas: und zwar nicht nur die Menschenopfer, sondern auch das ewige, erdrückende Schuldgefühl, in dem die Indios lebten. Man ist in der Tat erstaunt, welche Bedeutung bei den Maya die Bußriten hatten und bis zu welchen Exzessen sie getrieben wurden. Soustelle beschreibt ein Relief, auf dem eine Frau vor einem Priester kniet und sich eine dornengespickte Schnur durch die Zunge zieht, eine Bußübung, bei der die Büsser sich zweifellos bleibende Schäden zufügten. Die Menschen zerschnitten sich nicht nur die Zunge, sondern auch die Ohren und die Waden. Mit diesen Riten sollte ein »Dämon« vertrieben werden. Sie erinnern sehr an die in der mesopotamischen Religion vorgeschriebenen Geißelungen, und das ist nicht verwunderlich, denn auch die mexikanischen Gesellschaften waren Tyrannenherrschaften.

Die bluttriefenden Schauspiele, bei denen Menschen verstümmelt und wie Schweine abgeschlachtet wurden, machen deutlich, welche Verachtung die Mayakultur dem Leben entgegenbrachte, zumal diese Kultur den Selbstmördern das ewige Glück verhieß und ihnen sogar eine Göttin geweiht hatte, die als Aufgeknüpfte mit geschlossenen Augen dargestellt wird. Der Tod hatte keine Bedeutung, das Leben

ebensowenig. Wir haben es hier mit einem Fatalismus zu tun, der auf die finsterste Weise an den fundamentalen Nihilismus gewisser politischer Regimes unseres »großartigen« 20. Jahrhunderts erinnern.

Wie in Mesopotamien konnte man dem religiösen Schrecken unmöglich entfliehen. Denn die Gesellschaft der Maya war streng hierarchisch strukturiert, und von der niedrigsten bis zur höchsten gesellschaftlichen Stufenleiter wurde das Leben von eisernen Ritualen bestimmt. So war etwa der oberste General, der mit den militärischen Operationen betraut war, wie Soustelle schreibt, »in ein enges Netz von Tabus eingebunden: er wurde auf drei Jahre gewählt und durfte in dieser Zeit weder eine Beziehung zu einer Frau eingehen noch Fleisch essen oder sich betrinken. Außer Mais durfte er nur Fisch und Leguan essen. Seine täglichen Gebrauchsgegenstände wurden im Haus getrennt von den übrigen aufbewahrt.«<sup>15</sup> Fast schon ein Priester! Die Priesterschaft bildete eine sehr umfangreiche Klasse, wie die große Zahl an Tempeln und Riten belegt, und das Amt war erblich. Schon daraus können wir schließen, daß die Gesellschaft der Maya stark autoritär geprägt war, und wie in allen autoritären, noch dazu militarisierten Gesellschaften sind das Böse und die Buße naheliegende, ja fast zwingend notwendige Hilfsmittel.

So kann man nun besser verstehen, warum diese Völker das Christentum relativ leicht in ihren Glauben aufnehmen konnten; sie setzten Jesus mit dem Sonnengott Quetzalcoatl oder mit Kukulcan gleich und die Jungfrau Maria mit dem Mond, und das Kreuz verwandelten sie in ein Symbol des glücksspendenden Regens.<sup>16</sup> Denn die Sünde kannten sie! Und die Buße ebenfalls!

Und dann hatten sie ja auch Quetzalcoatl. Eine sonderbare Gestalt. Versuchen wir zunächst, sie einzuordnen.

In ein und derselben mexikanischen Landschaft traten zu einem bislang unbestimmten Zeitpunkt zwei Völker in Erscheinung, die beide eine Hochkultur hervorbrachten, deren Ursprung gleichermaßen unbestimmt ist: die Tolteken und die Azteken. Die Tolteken tauchten angeblich um das 8. Jahrhundert auf. Woher sie kamen, wissen wir nicht. Und ebensowenig wissen wir über die Quellen ihrer Religion. Und woher haben wir das Datum 8. Jahrhundert? Aus ei-

nem Mythos, der dank der Astronomie eine genaue zeitliche Einordnung gestattet. Und zwar handelt es sich um den Mythos von der Entstehung der Welt, in dem der Gott Quetzalcoatl, also der »vegetarische« Gott der Olmeken, die berühmte Gefiederte Schlange, auf der Erde erschien, um die Dynastie der Toltekenkönige zu gründen. Denn weltweit haben Könige die Manie, sich auf einen göttlichen Ursprung zu berufen. Nun ist Quetzalcoatl ein schöner junger Mann, König von Tollan, ein gütiger Gott, der Menschenopfer untersagt. Außerdem ist er mit einem gewaltigen Penis ausgestattet und verliebt sich in eine Prinzessin, die ebenfalls eine Gottheit ist und sein Liebesfeuer entfacht. Und da er sich berauscht hat, vielleicht mit Pulque oder auch mit Peyotl, macht er von seinem Geschlecht und der Prinzessin übermäßigen Gebrauch. Wieder nüchtern, bereut er seine Tat und sticht auf einem Floß aus Schlangenhaut in See. Die Sonne verbrennt das Floß, Quetzalcoatls Herz steigt zum Himmel auf und verwandelt sich dort in den Planeten, den wir Venus nennen. In einer anderen Version des Mythos steigt Quetzalcoatl, als er an der Meeresküste angekommen ist, auf einen Scheiterhaufen und verbrennt sich selbst, und so steigt sein Herz zum Himmel auf. Zur selben Zeit findet eine Sonnenfinsternis statt.<sup>17</sup> Der Aufstieg der Venus erfolgte also zeitgleich mit einer Sonnenfinsternis: Das ist ein seltenes Ereignis. Das englische Observatorium in Hurstmonceaux stellte fest, daß dieses Ereignis am 16. Juli 790 stattgefunden hatte.<sup>18</sup> Die toltekische Dynastie wurde also an diesem Tag gegründet. Und genau an diesem Tag bekundete der Morgenstern, der Lebensatem, wie man ihn auch nennt, oder der Gott der Winde, seine Anwesenheit auf Erden.

Dieser friedliebende Gott, den die Tolteken auch den Azteken vermachten, verabscheute Grausamkeiten", und er hatte einen erbitterten Gegner: Tezcatlipoca.

Nun weist aber die Geschichte des Tezcatlipoca mit der des Quetzalcoatl verwirrende Ähnlichkeiten auf: Wie dieser ist er ein schöner junger Mann (bis auf den einen Unterschied, daß ihm ein Bein fehlt, das ihm ein Krokodil weggefressen hatte und das durch einen Obsidianspiegel ersetzt wurde), und wie dieser hat er einen prächtigen Penis. Er taucht auf dem Markt von Tollan auf, splitternackt (parado-

xerweise behauptet die Legende, er habe sich als huastekischer Händler verkleidet), und beim Anblick seines Penis verliebt sich die Prinzessin von Tollan, der toltekischen Hauptstadt, auf der Stelle in ihn; sie wird darüber krank und erhält von ihrem Vater die Erlaubnis, den schönen jungen Mann zu heiraten. In einer anderen Version macht Tezcatlipoca den König von Tollan mit Pulque trunken und verführt seine Tochter. Wie dem auch sei, diese empfängt von ihm einen Sohn, der am magischen Tag der Neun Winde zur Welt kommt. Da Tezcatlipoca nun Vater eines Prinzen von Tollan geworden ist, sät er so große Zwietracht im Toltekenreich, daß Quetzalcoatl dort nicht mehr bleiben will und Tollan verläßt. Tezcatlipoca führt das Menschenopfer wieder ein. Zu seinen Ehren wird am Tag des großen, ihm geweihten Festes ein schöner junger Mann auserwählt, den man opfert, und zwar, indem man ihm das Herz aus dem Leibe reißt.

Tezcatlipoca ist ganz offensichtlich das negative Spiegelbild Quetzalcoatl's: Beide sind jung und schön und haben einen großen Penis. Beide verführen eine Prinzessin. Der eine ist gegen Opfer, der andere dafür. Der eine tut Gutes, der andere Böses. Damit wäre also Tezcatlipoca gewissermaßen der »Teufel« des Gottes Quetzalcoatl.

In Wahrheit hat dieser Dualismus eine ganz andere Bedeutung als die eines religiösen Antagonismus zwischen Gut und Böse. Quetzalcoatl war - zumindest in der »vegetarischen« Version - der unbestrittene Gott der Teotihuacánkultur<sup>21</sup>, in deren Religion offenbar Gottheiten des Ackerbaus im Zentrum standen. Diese Gottheiten scheinen genausowenig wie Quetzalcoatl Blut »gefordert« zu haben. Im 8. Jahrhundert, also kurz bevor Quetzalcoatl die königliche Dynastie der Tolteken gründete, verlor Teotihuacán an Macht. Auch die Religion Teotihuacáns erlebte einen Niedergang, denn man sah dort einen fremden Gott in Erscheinung treten, Xipe Totec, dem man Menschenopfer darbrachte. Quetzalcoatl war zwar nicht aus dem Pantheon verschwunden, aber man stellte ihm einen Rivalen entgegen. Im 11. Jahrhundert fielen die Tolteken, ein kriegerisches Volk, in das Gebiet ein, gründeten eine neue Hauptstadt, Tollan, und brachte den Gott der Sternennacht mit, nämlich Tezcatlipoca. Während des ganzen Jahrhunderts spaltete sich nun die Religion des Toltekenrei-

ches in einem Kampf zwischen Quetzalcoatl und Tezcatlipoca, die beide ihren Einfluß geltend zu machen versuchten. Auf diese Weise verlor Quetzalcoatl am Ende seine Vorrangstellung und verließ Tollan.<sup>21</sup> Der religiöse Mythos - dafür ließe sich gar kein offenkundigeres Beispiel finden — ist also ein getreues Spiegelbild der wahren historischen Ereignisse. Er hat keinen ethischen Gehalt. Quetzalcoatl ist nicht das Gute, und Tezcatlipoca ist nicht das Böse. Beide sind Embleme widerstreitender Mythen, die in verschiedenen Kulturen entstanden sind. Wie haben wir das zu verstehen?

Gleich allen präkolumbianischen Gesellschaften, waren die totekischen und die ihnen folgenden aztekischen Gesellschaften allesamt kriegerisch. Der Krieg war die *conditio sine qua non* ihres Überlebens, und die Götter, die ihren militärischen Sieg gewährleisteten, forderten das Blut der Opfer. Der Sieg von Quetzalcoatl hätte als erstes die Niederlage von Xipe Totec und anschließend von Tezcatlipoca nach sich gezogen. Das aber war undenkbar. Nur die Blutopfer konnten ihnen den Respekt der rivalisierenden Stämme sichern. Wenn es keinen Krieg gab, durch den man die Altäre mit Opfern nähren konnte, veranstalteten die Tolteken einen Krieg, den sie mit dem irreführenden Namen »Blumenkrieg« bezeichneten, denn die Turniere, die dabei abgehalten wurden, endeten mit der Tötung der Besiegten, eine Tradition, die der berühmte Aztekenkaiser Montezuma im Jahre 1440 wieder aufleben ließ. Daher ist dieser Quetzalcoatl, der als erster die für den Krieg so »notwendigen« Opfer anprangert, auch so befremdlich.

Später werden wir sehen, daß man sich aus gutem Grund fragen kann, ob Quetzalcoatl nicht vielleicht ein Europäer, ja sogar ein christlicher Europäer gewesen ist. Denn man wird wieder auf ihn stoßen, aufrecht inmitten des Nebels, in den die übrige Geschichte der Indios gehüllt ist.

Von den Religionen im südlichen Teil Mittelamerikas und in Peru, wo die größte aller südamerikanischen Kulturen entstand, nämlich die Kultur der Inka, sind nur die künstlerischen Darstellungen auf uns gekommen: Götter mit Jaguar-, Alligator- oder Affenköpfen. Offensichtlich primitive Gottheiten, denen man ebenso offensicht-

lich Menschenopfer darbrachte, in blutigen oder unblutigen Riten. Die Chibcha ließen ihre Opfer, wenn sie sie nicht auf blutrünstige Weise massakrierten, in der Sonne verhungern und verdursten. Denn ihre Gottheiten galten als ambivalent, und gleich den Olmeken, den Maya, den Azteken und vielen anderen Kulturen hielten die Inka ihre Gottheiten für fähig, Gutes zu tun, wenn sie gesättigt waren, und Böses, wenn sie es nicht waren. Die Elenden, die man in der Sonne verdorren ließ, waren also die Hunde der Götter.<sup>22</sup> In dieser Hinsicht hatten die Inka, dieses Volk aus dem Norden, das um 1200 die Mochika und die Chimú unterworfen hatte, keine großen Neuerungen gebracht.

Der Teufel, wie wir ihn uns jahrhundertlang vorgestellt haben, brauchte sich nicht in einem ganz bestimmten Gott zu inkarnieren: er war in allen Göttern, das heißt überall gegenwärtig. Woraus man nicht den Schluß ziehen darf, daß er nirgends war: vielmehr konnte er, wie in so vielen anderen primitiven Religionen, bis hin zu den Lehren von Buddha und Laotse, an jedem Ort in Erscheinung treten. »Wir glauben nicht, wir fürchten!« lautet die berühmte aztekische Redewendung; dieser Anspruch, der geradezu von Kierkegaard stammen könnte, kann für ganz Lateinamerika gelten. Wie die übrigen amerindischen Kulturen verehrte die Inkakultur den Jaguargott, nicht etwa, weil er heilig war, *huaca*, sondern weil die Inka ihn fürchteten.<sup>23</sup> Bei den Inka gibt es ebensoviel Heulen und Zähneknirschen wie bei den Mexikanern! Und wie bei den Mesopotamiern!

Der Zusammenbruch dieses geschlossenen theologischen und gesellschaftlichen Systems sollte sich genau zu der Zeit ereignen, als die Inka die Herrschaft über Peru innehatten. In dieser Zeit ereignete sich die von den Inka selbst weisgesagt Fünfte Katastrophe, und zwar im November 1523, als ein von Gold und Ehrgeiz getriebener Konquistador namens Francisco Pizarro an der Spitze von sechzig Abenteurern, die sich vor Angst in die Hosen machten, auf den zentralen Platz der Provinzhauptstadt Cajamarca vordrang, auf dem Atahualpa, umringt von einer achtzigtausend Mann starken Armee, auf dem Weg nach Cuzco eine Rast einlegte. Der Dominikanermönch Vicente de Valverde überreichte dem Inka ein Brevier; dieser bewunder-

te die Machart, doch da die Inka keine Schrift hatten, konnten sie auch nicht lesen<sup>24</sup>, und Atahualpa warf das Buch zu Boden. In diesem Augenblick brüllte der Dominkanermönch: »Los, Ihr Christen! Greifen wir diese feindlichen Hunde an, die es wagen, göttliche Dinge zurückzuweisen!« Ein Kanonenschuß versetzte die Armee Atahualpas in sprachloses Entsetzen. Das Massaker begann. In zwei Stunden wurden 6000 oder 7000 entwaffnete Inkas getötet und Atahualpa gefangengenommen. Am 26. Juli des folgenden Jahres wurde er mit der Garotte, dem Knebelstrick, erwürgt, nachdem man ihn gezwungen hatte, sich zum christlichen Glauben zu bekehren. Pizarro hatte zwar feierlich geschworen, man würde Atahualpa freilassen, sobald das Lösegeld bezahlt wäre. Es wurde auch bezahlt, aber Pizarro fühlte sich wahrscheinlich als guter Christ von der Pflicht entbunden, sein Wort zu halten, da er das Versprechen ja einem »Ungläubigen« gegeben hatte.

Der Teufel als greifbares Individuum, als Träger aller Übel der Welt, dieses Monster, das 22 Jahrhunderte zuvor von den iranischen und mesopotamischen Magiern erfunden worden war - dieser Teufel also hielt erst jetzt feierlich Einzug in Peru. Pachamac, der große Gott der Chimú und der Mochika, der in der Religion der Inka zu Viracocha geworden, aber weiterhin als Schöpfer der Welten, des ersten Mannes und der ersten Frau galt und später außerdem noch die Sonne verkörperte, war nur mehr eine Erinnerung. Das Inkareich brach zusammen, und die Weißen stürzten sich auf sein Gold.

Die Inka hatten angenommen, das Böse sei vielgestaltig und allgegenwärtig, da sie den Zorn der Götter, diese Quelle des Bösen, überall auf sich ziehen konnten. Neu war nun, daß die Christen das Böse als einzig definierten und zugleich glaubten, es befinde sich überall. Diese Konvergenz müssen wir genauer betrachten, denn sie steht hier unter dem Zeichen des sonderbaren Quetzalcoatl.

Die Religion der Inka, die einzig und allein durch den Eroberungswillen und die Goldgier einer Bande spanischer Haudegen, der sich ein paar religiöse Fanatiker angeschlossen hatten, ausgelöscht wurde, ist heute nur noch einigen Historikern bekannt, melancholischen, südamerikanischen Gelehrten und Forschern, die den rätselhaften

Beziehungen zwischen Mensch und Gottheit auf der Spur sind. Diese Religion hätte bei den Invasoren (ein treffendes Wort) keinen so großen Anstoß erregt, wenn sie sich nur ein wenig dafür interessiert hätten. Dann hätten sie erfahren, daß die Inka, gleich ihren Vorgängern, den Mochika und Chimú, glaubten, jeder Mensch habe seinen Schutzengel, den *Hauqui*, einen Schatten, eine »Seele«, der ihm als guter Freund und Ratgeber zur Seite steht.<sup>25</sup> Sie hätten sich bestimmt auch für die Tatsache interessiert, daß die eroberten »Wilden« wie sie selbst an einen höchsten Gott glaubten, den Schöpfer der Welten und der Menschheit. Und sie hätten sich gefragt, warum wohl dieser Gott, ebenso wie der ihre, eine so schmerzenseiche Gestalt war, dieser Gott, der in einem herrlichen und mysteriösen Flachrelief das Sonnentor ziert, das man noch heute in den Ruinen der grandiosen religiösen Stadt der Mochika sehen kann, in Tiahuanaco, an den Ufern des Titicacasees.<sup>26</sup> Denn dieser schmerzenseiche Gott ist eine verblüffende, in den Pantheons der Indiokulturen Amerikas einzigartige Gestalt.

Nebenbei bemerkt dürften die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen den Religionen einer wirklichen Christianisierung der Völker Perus nicht besonders förderlich gewesen sein: Bis auf den heutigen Tag glauben die sechs oder sieben Millionen Nachfahren der Inkas noch immer, daß die Sonne der Gott ist, und wenn sie zur Heiligen Jungfrau Maria beten, so setzen sie sie offenbar nicht mit dem Mond gleich, wie die bekehrten Maya, sondern mit der Göttin Erde. Für sie ist der heilige Jakob, *Santiago*, noch immer Apu Illapu, Gott des Donners und des Regens, und die christlichen Feste fallen nun mit den Inkafesten zusammen, die Wintersonnenwende, der Tag, an dem man die Wiedergeburt der jungen Vegetationsgötter feierte, mit dem Geburtsfest Jesu. Die Jungfrauen des Mondes wachten hier ebenso über die Gottesfurcht wie die christlichen Nonnen, und Pater Calancha schrieb über sie: »Sie sind wie unsere Ordensschwwestern.«<sup>27</sup> Was die Mannen von Pizarros Oberstleutnant Hernando do Soto nicht daran hinderte, im Jahre 1532 fünfhundert von ihnen zu vergewaltigen.<sup>28</sup>

Der Mestize Felipe Guaman Poma de Ayala, geboren 1534, maß

diesen erstaunlichen Übereinstimmungen so große Bedeutung bei, daß er dem König von Spanien ein 2000 Seiten umfassendes Schreiben mit 400 Zeichnungen übersandte, in dem er die Kultur und die Glaubensvorstellungen der Inka beschrieb<sup>29</sup>, und der Mestize Garcilaso de la Vega verfaßte im Jahre 1609 eine aus der Sicht der Inka erzählte Geschichte Perus.<sup>30</sup> Beide hatten gewiß nicht viel Ahnung von dem Ganzen, sie wußten kaum mehr, als man sich damals darüber erzählte, und das hatte mit der wahren Geschichte Perus wahrscheinlich nicht viel zu tun. Einige Autoren des 16. Jahrhunderts versuchten sogar, den Beweis für die Legende zu erbringen, wonach die Inkas verirrte Nachfahren Noahs sein sollten.<sup>31</sup>

Doch dann machte ein weiterer spanischer Autor der damaligen Zeit, Pedro Cieza de Leon, eine merkwürdige Beobachtung. Nach einem Besuch der Stadt Huari im Tal von Pacayccasa, in der Nähe von Acapulco, berichtet er: »[ihr Name] ist Vinaque. Es gibt dort sehr große und alte Bauwerke, die, aus ihrem verfallenen Zustand zu schließen, dort schon seit langer Zeit stehen. Als ich die einheimischen Indios der Umgebung fragte, wer diese Altertümer errichtet habe, antworteten sie mir, andere Weiße, die auch Barte trugen, seien gekommen und hätten sich dort lange vor dem Inkareich niedergelassen. Dieses alte Bauwerk und die anderen Bauwerke des Königreichs scheinen mir, nach ihrer Bauart zu urteilen, nicht von den Inka errichtet worden zu sein. Das Gebäude ist quadratisch, während die Gebäude der Inka lang und schmal sind.«<sup>32</sup>

Da die Inka erst um das Jahr 1200 unserer Zeit ins Land kamen<sup>33</sup>, muß das Zentrum von Huari von den Vorgängern der Inka errichtet worden sein, also zur Zeit der Tiahuanacokultur. Die beiden Völker, die den Inka vorangingen, waren die Mochika, zwischen dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeit und dem 10. Jahrhundert, und die Chimú, zwischen dem 10. und dem 15. Jahrhundert. Doch waren beide weder weiß noch bärtig; überdies taucht in den Menschendarstellungen der Indiokunst nirgendwo sonst der Bart auf. Und schließlich haben weder die Mochika noch die Chimú über dieselben Gebiete geherrscht wie die Inka, ein weiterer Beweis dafür, daß die Weißen, von denen die Ureinwohner von Cieza sprachen, nur zu der Zeit dort ge-

wesen sein können, als Huari erbaut wurde - das heißt zur Zeit der Tiahuanacokultur, etwa zwischen dem Jahr 1000 und dem Beginn des 13. Jahrhunderts, dem Ankunftsdatum der Inka.

Die Behauptung, etwa 300 Jahre vor Kolumbus seien Weiße nach Peru gekommen, dürfte so abwegig erscheinen, daß man unverzüglich versucht ist, sie als bloße Phantasie oder als Legende abzutun. Doch zu diesem Einzelfaktum gesellt sich ein zweites hinzu, und zwei miteinander übereinstimmende Einzelfakten werden am Ende zum Problemfall. In seinem Bericht über die Besichtigung von Tiahuanaco, das weiter im Süden, etwa 20 Kilometer vom Südufer des Titicacasees und weit von La Paz entfernt, nämlich in Bolivien liegt, erzählt besagter Cienza folgendes:

»Ich habe die Ureinwohner nach der *encomienda* von Juan Vargas gefragt, und als ich davorstand, fragte ich sie, ob diese Bauwerke zur Zeit der Inka errichtet worden seien. Da lachten sie und behaupteten erneut, das Ganze sei lange vor den Inka erbaut worden, konnten mir jedoch keine Auskunft geben, wer es denn habe erbauen lassen. Von ihren Vorfahren war ihnen jedoch erzählt worden, das alles sei in einer einzigen Nacht entstanden. Aus diesem Grund und auch weil sie sagen, auf der Titicaca-Insel seien damals bärtige Männer gesehen worden, behaupte ich, daß es möglicherweise vor der Herrschaft der Inka ein Volk gegeben hatte, das von wer weiß woher gekommen war und von dem all diese Bauten stammten, das jedoch, weil es im Vergleich zu den Ureinwohnern nicht zahlreich genug gewesen war, im Laufe der Kriege zugrunde gegangen ist.«<sup>34</sup>

Die beiden Merkmale, die von den Einheimischen geschildert wurden, weisen darauf hin, daß es sich möglicherweise um Menschen aus Europa oder dem Mittelmeerraum gehandelt hatte. Das hieße, daß Fremde aus der Alten Welt an der Gestaltung der Bauwerke von Tiahuanaco maßgeblich beteiligt waren und daß sie die Gestalt des Gottes-der-weint einführten, der ja für die Tiahuanacokultur charakteristisch ist.<sup>35</sup>

Wir wissen natürlich nicht, woher sie stammten und welchen Weg sie nahmen. Falls sie aus Europa kamen, dürften sie wohl am ehesten den Atlantik überquert haben, in Mittelamerika an Land gegangen

und dann zu Fuß weiter nach Peru gezogen sein.<sup>36</sup> Die Hypothese, daß der Atlantik bereits vor Kolumbus überquert worden ist, hat zunehmend an Boden gewonnen, vor allem seit den Überseereisen Thor Heyerdahls. Die Entdeckung Nordamerikas durch die Wikinger gilt heute als historische Tatsache, und auch die Atlantiküberquerung des irischen Mönches Brendan im 6. Jahrhundert (auch Brandan oder Brendon genannt, in Wahrheit hieß er Brenaind) gilt inzwischen als plausible Hypothese. Interessant ist auch die etymologische Übereinstimmung zwischen Kukulkan und dem irischen Heros Cu Chulainn oder Cúchulain (es gibt verschiedene Schreibweisen dieses Namens), der nach der Legende mit siebzehn Jahren in einem von heimtückischer Hand eingefädelten Duell den Tod fand. Denn die Ähnlichkeit ist nicht bloß phonetischer Art, sondern betrifft auch die bezeichnenden Gestalten: Der mexikanische Kukulkan-Quetzalcoatl, der später bei den Inka zu Viracocha wurde, ist wie Cúchulain ein Held, der jung starb, nachdem er den Versuch unternommen hatte, den Frieden auf Erden herzustellen. Was wird Brendan ihnen wohl erzählt haben? Hatte er vielleicht, um die Ureinwohner zu verführen und ihre Einbildungskraft anzuregen, Cúchulain und Jesus zu einer einzigen Gestalt verschmolzen? Hatte er sich selbst als eine synkretistische Cúchulain- oder Jesusgestalt ausgegeben? Denn in der Legende von Kukulcan, der in Begleitung seines hundsköpfigen Freundes Xolotl in die Unterwelt hinabsteigt, um dort die Gebeine der Toten zu holen und ihnen neues Leben zu geben, stoßen wir unleugbar auf Spuren der Jesuslegende... Die Ankunft dieser europäischen »Missionare« wird man in die Zeit zwischen 600 und 1200 legen können. Dafür sprechen die Erzählungen der einheimischen Indios und vor allem der Zeitpunkt des ersten Erscheinens des Gottes-der-weint in Darstellungen aus der Tiahuanacoperiode. Weiter oben haben wir begründet, warum die Ankunft der Weißen, die möglicherweise oder auch mit großer Wahrscheinlichkeit Iren waren, aus Gründen zeitlicher Übereinstimmungen ins 8. Jahrhundert gelegt werden kann. Damals beherrschte das Christentum bereits ganz Europa. Daß diese weißen Männer die bedeutendsten Bauwerke der Tiahuanacokultur errichtet hätten, dürfte allerdings ins Reich der Phantasie gehören.

Sicher sind nach wie vor nur drei Dinge: Nur in der Tiahuanacokultur erscheint das Motiv vom Gott-der-weint; die Ausbreitung dieser Kultur hatte religiöse Gründe; und die von Cienza zusammengetragenen Erzählungen der einheimischen Indios bringen diesen Gott mit der Tiahuanacokultur in Verbindung. Die Menschen aus dem Abendland, deren Andenken die einheimischen Indios von Generation zu Generation überlieferten, können folglich nur Christen gewesen sein, und der Gott-der-weint, der die Ausbreitung der Tiahuanacokultur<sup>37</sup> angeregt hatte, wäre damit nur eine indianische Version Jesu. Oder eines bärtigen Weißen (mit großem Penis), der sich als keltischer und/oder christlicher Held ausgab.

Die Hypothese, es habe in Amerika eine partielle präkolumbianische Christianisierung stattgefunden, wird untermauert von der Tatsache, daß Quetzalcoatl, die Gefiederte Schlange - die bei den Maya wiederum mit Kukulcan gleichgesetzt wird und schließlich bei den Inka mit Viracocha - ein christlicher Mönch gewesen sein dürfte. Wir wissen, daß Quetzalcoatl in Mexiko ein weiser Monarch war, der sich gegen Menschenopfer auflehnte, von Tezcatlipoca in die Flucht geschlagen wurde, daraufhin die Metropole Tollan verlassen mußte und in See stach. Doch darüber hinaus wird er in manchen alten Handschriften als bleichgesichtig und bärtig beschrieben, beides typisch europäische Merkmale; er trug ein langes Gewand, was in den Indio-kulturen ganz außergewöhnlich ist, und wird schließlich immer wieder mit dem Symbol des Kreuzes in Verbindung gebracht.<sup>38</sup>

Wenn man dieser Hypothese weiter folgen will, darf man nicht vergessen, daß diese Christianisierung nur partiell erfolgte und daß diese fremde Religion von den zahlreichen Andenreligionen absorbiert wurde, wie es Jahrhunderte später wieder der Fall sein sollte. Dem Synkretismus Quetzalcoatl-Kukulcan-Viracocha-Jesus gelang es nicht, den Teufel in Südamerika heimisch zu machen, obwohl das fremde Bild des Gottes-der-weint in die Mythologie von Tiahuanaco übernommen wurde. Die Bußfertigkeit blieb den Inka erhalten und prägte sowohl die Maya als auch die Azteken, vielleicht noch verstärkt durch den Gott des Leides. Der Teufelsgedanke hingegen wurde aus uns unbekanntem Gründen verworfen.

Möglicherweise erschien die christliche Religion - wie sie den einheimischen Indios lange vor den spanischen Missionaren dargestellt wurde, einmal abgesehen von der offensichtlichen sprachlichen Barriere - den Königen und Hohepriestern der Anden zu gefährlich. Denn schließlich drohte diese Religion sie aufgrund des christlichen Prinzips des individuellen Seelenheils ihres Einflusses auf die Bevölkerung zu berauben. Ausgerechnet jene politische Macht, die im Nahen Osten den Teufel hervorgebracht hatte, sollte ihn hier bis zum endgültigen Einmarsch des christlichen Abendlandes bekämpfen.

Erst dann begann man, ihm Kinder zu opfern.

# **Israel oder die Dämonen als himmlische Diener des modernen Teufels**

Über die zwiespältige Rolle der Schlange in der Genesis - Vom Zorn Gottes auf Seine Schöpfung - Ähnlichkeiten mit den mesopotamischen Schöpfungsmythen - Über ein herzliches und befremdliches Gespräch, das Gott im Buch Hiob mit dem Satan führt, der nicht in der Hölle wohnt, sondern zusammen mit den Engeln der Ratsversammlung Gottes angehört - Über die erstaunliche Tatsache, daß es im alten Judentum keine Hölle gibt, da die Scheol nur »ein Reich des Schweigens und Vergessens« ist - Über Satans späte Wandlung zum Feind Gottes im Buch Henoch, an dem die Essener mitgewirkt hatten - Über den Einfluß der mesopotamischen Religionen auf die Essener

Unsere offizielle abendländische Geschichte, die Geschichte der Juden und all derer, die den Namen Christen tragen, diese Geschichte beginnt mit einem Verlust, der bis in die glorreichen und verklärten Zeiten der Bibel zurückreicht. Oder zumindest bis zu dem Bericht, den die Juden davon gaben. Denn unser allererstes Buch haben Juden geschrieben, damals Hebräer genannt. Dieser bescheidene Bericht war ursprünglich für ein paar tausend Menschen bestimmt, er verbreitete sich jedoch innerhalb von 25 Jahrhunderten über die ganze Welt. Tausende von Kulturen haben sich auf unserem Planeten entwickelt und ebenso viele Schöpfungsberichte hervorgebracht. Doch bis in die fünfziger Jahre hinein hatten die allermeisten Menschen nur einen einzigen Schöpfungsbericht zu nennen gewußt, die Genesis eben. Und so glaubten wir denn, daß wir die Opfer des Teufels wären.

Unsere Vorfahren, Adam und Eva, so erfuhren wir schon in der

Schule, wohnten an einem Ort banaler Vergnügungen - im irdischen Paradies. Offensichtlich etwas paradox, ein bißchen Orient, ein bißchen Rousseau, wo die (pflanzenfressenden) Panther friedlich mit den Schafen zusammenlebten. Nur ist der Garten Eden keine Erfindung der Hebräer; das Wort ist sumerisch und stammt aus dem 3.-2. Jahrtausend vor unserer Zeit; es ist abgeleitet von dem akkadischen *edenu*, das ebenfalls nichts anderes als »Paradies«<sup>1</sup> bedeutet. Offenbar war dieser Ort weder hebräisch noch zeitlos, denn die Archäologen sind der Ansicht, daß die »vier Flüsse«, die von einem einzigen Fluß abstammten und den *edenu* der Genesis bewässerten, der Pischon, der Gihon, der Hidekel und der Phrath, sich in den Persischen Golf ergossen haben.<sup>2</sup> Es soll sich um die heutigen Flüsse Euphrat und Tigris und zwei ihrer Hauptarme gehandelt haben.

Adam und Eva waren unschuldig, dann führte der Teufel Eva in Versuchung; Eva unterlag der Versuchung auch prompt und verführte nun ihrerseits Adam. Und so lastet seit Unzeiten die Schuld zweier Menschen auf uns, die nicht einmal wußten, was das Böse ist, da sie keine Erfahrung damit hatten, bevor sie in die ominöse Frucht bissen. Juristisch ist der Vorwurf unhaltbar, denn ein Vergehen, das man unwissentlich begeht, ist allenfalls ein Versehen. Und was uns betrifft, ist es überdies eine schreiende Ungerechtigkeit, denn was haben wir mit einem Vergehen unserer Vorfahren zu schaffen, das noch dazu gar keines war?

Aber ist das überhaupt unser Teufel, der uns in der Genesis in Gestalt der »nackten Schlange« begegnet? Die Schlange sagt zu Eva, daß weder sie noch Adam sterben müßten, wenn sie von den Früchten des Baumes äßen. Die Fabel ist ebenso sinnfällig wie mysteriös, denn der fragliche Baum war ja der Baum »der Erkenntnis des Guten und Bösen«, und so kann man sich nach der Berechtigung dieses göttlichen Gebotes fragen, das einem verbietet, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Macht denn die Ehrfurcht vor Gott nicht gerade die Erkenntnis des einen wie des anderen erforderlich? Sollte Gott verboten haben, daß man erfahre, was das Gute und das Böse ist? Noch dazu sagt die Schlange zu Eva, wenn sie und ihr Gefährte, die damals das ewige Leben hatten, von der Frucht äßen, würden sie

gottgleich: »Et eritis sicut Dei«. Da sie den Tod aber erst nach der Vertreibung aus dem Paradies kennenlernten, muß man doch wohl folgern, daß sie als unsterbliche Wesen bereits gottgleich waren und die angeblich so schlaue Schlange reichlich unlogisches Zeug geredet hat.

Die Wahrheit ist wesentlich einfacher, und schon die Kinder haben es immer gewußt: Adam und Eva hatten miteinander geschlafen, und darin lag das Vergehen. Man könnte endlos darüber streiten, welchen Sinn es haben soll, erst zwei komplementäre Organismen, einen Mann und eine Frau, zu erschaffen, um sie dann mit dem Flammenschwert zu bedrohen, sobald sie, beide nackt in einem Garten bei gemäßigttem Klima, das Unvermeidliche tun? Ich habe mich immer darüber gewundert, warum es nötig gewesen sein soll, diese sprechende Schlange einzuschalten. Die biologische Komplementarität hatte sie nicht im geringsten nötig.

Wie dem auch sei, dieser Baum des Guten und Bösen ist wohl ein Symbol, vieldeutig wie alle Symbole, aber ist auch die Schlange ein Symbol? Es ist zumindest zweifelhaft, denn Elohim, Gott also, spricht sie ausdrücklich in ihrer Eigenschaft als Schlange an: »Weil du das getan hast, verflucht seist du unter allem Vieh und unter allen Tieren des Feldes. Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Staub fressen alle Tage deines Lebens.«<sup>3</sup> Dann sagt er noch: »Feindschaft will ich setzen zwischen deinem Sproß und ihrem Sproß.« War es etwa vorher anders gewesen? Sollte es im Garten Eden keinen Unterschied gegeben haben zwischen dem Sproß der Schlange und dem des Menschen? Eine Verwünschung, die ratlos macht, skeptisch sogar, denn der göttliche Fluch scheint auf den Mittleren Osten beschränkt gewesen zu sein. Die Ägypter, die Hindus, die Mexikaner und viele andere haben die Schlange als Gott verehrt.

Was hatte der Teufel überhaupt im Paradies zu suchen, falls die Schlange tatsächlich der Teufel war? Soll das etwa bedeuten, Gott habe auch das Böse geschaffen und ihm im Paradies Asyl gewährt? Aber wenn er ein Kostgänger des Paradieses war, wie konnte man dann Adam und Eva zum Vorwurf machen, daß sie seiner Einladung gefolgt waren?

Wie man sieht, sind Mythen eine dornige Sache.

In einer der Versionen der Bibel heißt es: »Die Schlange war listiger als alle Tiere des Feldes, die Jahwe Gott gemacht hatte.«<sup>4</sup> Doch die Genesis sagt uns nicht, welches Ziel die Schlange verfolgte, als sie Eva einflüsterte, sie solle das Gebot des Schöpfers übertreten. Was hatte sie dabei zu gewinnen? Immerhin ist damit bewiesen, daß die Schlange ein Geschöpf des Herrn ist, daß Gott selbst sie geschaffen hat. Warum richtet sich dann seine Strafe nicht gegen die Schlange? Und was wird aus dieser Friedensbrecherin? Die Bibel schweigt dazu.

Die Vertreibung ihrer Stammeltern aus dem Paradies scheint die Menschen nicht sonderlich zu berühren. Die Langlebigkeit unserer Urahnen, ein Zeichen körperlicher und geistiger Gesundheit, ist erstaunlich: Adam wird neunhundertdreißig Jahre alt, Set fünfhundert, Enoch neunhundertfünf, Kenan achthundertvierzig, Mahalaleel achthundertvierzig, Jared neunhundertzweiundsechzig und Metuschelach schlägt alle Rekorde, er stirbt im Alter von neunhundertneunundsechzig Jahren. Noch erstaunlicher ist jedoch, daß Gott mit der Vermehrung der Menschen auf Erden unzufrieden war: Er »sah, daß die Bosheit der Menschen auf Erden groß war und alles Gedankengebilde ihres Herzens allezeit nur auf Böses gerichtet war«. Und falls an der Böswilligkeit des Schöpfers gegenüber seinen Geschöpfen noch Zweifel bestehen sollten, werden sie durch den folgenden Vers zerstreut: »Da reute es Jahwe, daß er die Menschen auf Erden gemacht hatte.«<sup>5</sup> Also beschließt er: »Ich will die Menschen, die ich auf Erden gemacht habe, vom Erdboden hinweg vertilgen.« Und nicht nur die Menschen, sondern auch den Rest der Schöpfung: »die Menschen samt dem Vieh, dem Gewürm und den Vögeln des Himmels. Denn es reut mich, daß ich sie gemacht haben.«<sup>6</sup> So muß also die ganze Schöpfung für die göttliche Enttäuschung bezahlen. Oder für seine Übellaunigkeit. Jedenfalls stellt das erste Buch der Bibel Gott als einen jähzornigen, cholерischen und äußerst ungerechten Despoten dar, der wütend und enttäuscht beschließt, die ganze Schöpfung in der Sintflut zu ersäufen.

Nur Noah findet Gnade in den Augen des Ewigen, aber das genügt nicht, um den göttlichen Furor zu beschwichtigen, denn »die Erde

aber war vor Gott verderbt, und die Erde füllte sich mit Gewalttat. Gott sah die Erde: verderbt war sie. [...]« Und einmal mehr fordert der Schöpfer die Zerstörung: »So will ich sie denn von der Erde vertilgen.«<sup>7</sup>

Seit den Anfängen des Judentums ist also die Herkunft des Bösen rätselhaft. Des Schrift-Judentums versteht sich, denn die Bibel ist erst nach der Bildung des Volkes entstanden, das in der mesopotamischen Archäologie unter dem Namen Habiru bekannt ist: die Hebräer. Diese waren wesentlich älter.<sup>8</sup>

Die Bibel ist sogar sehr viel später entstanden. Nach den inzwischen berühmten Analysen von Karl Graf und Julius Wellhausen weiß man jetzt, daß die Genesis eine bunte Text-Komposition ist, die nach dem Exil geschrieben worden ist, das heißt nach der Eroberung und Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar II. im Jahre 587 vor unserer Zeit und nach der Babylonischen Gefangenschaft der Juden, die im Jahre 538 zu Ende ging.<sup>9</sup> Die Genesis entstand also um die Zeit der Rückkehr nach Jerusalem am Anfang des 5. Jahrhunderts.

Es ist schon erstaunlich, wie sehr die Enttäuschung des biblischen Schöpfergottes mit der des babylonischen Schöpfers Apsu übereinstimmt. Der hatte sich über den Lärm seiner Geschöpfe - in diesem Fall seiner leiblichen Kinder - empört und beschlossen, sie zu vernichten. Enttäuschung über die eigenen Geschöpfe auch bei Enki und seiner Gattin Ninmah, die, vom Wein beschwipst, eine Kollektion von Mißgestalten und Krüppeln »herstellt«. In allen drei Fällen haben wir es mit einer auf Antriebe mißlungenen Schöpfung eines willkürlichen Schöpfers zu tun, der darüber in göttlichen Zorn verfällt und die ganze Schöpfung um ein Haar zum Teufel schickt.

Die Verfasser der Genesis haben ihre Version der Schöpfung also aus Mesopotamien mitgebracht. Diese Schlußfolgerung wird noch bestätigt durch die genauen Übereinstimmungen zwischen der mesopotamischen Version und der Genesis.<sup>10</sup> Ein beträchtlicher Teil des Alten Testaments hat sich somit im Kontakt mit den Religionen der mesopotamischen Unterdrücker herausgebildet. Denn es gibt noch weitere Übereinstimmungen.

Die Geschichte von Noah nämlich findet sich in einer babylonischen Legende, die wesentlich älter ist als die Genesis. Im Jahre 1965 entdeckte das British Museum in seinen Archiven zwei Tafeln, deren Texte sich auf die Sintflut bezogen und die in der babylonischen Stadt Sipar unter König Ammisaduqua (von 1646 bis 1626 vor unserer Zeit) in Stein eingraviert worden sind. Darauf steht, daß der Schöpfer seine Schöpfung bereute und sie durch eine Flut vernichten wollte. Doch der Gott des Süßwassers, der bereits genannte Enki, enthüllte diesen verheerenden Plan einem Priesterkönig namens Ziusudra, der sich eine Arche baute und somit überlebte. Ziusudra hat tatsächlich gelebt, und zwar um 2900 vor unserer Zeit; er war König der südbabylonischen Stadt Schuruppak.<sup>11</sup> Und er erinnert sehr an Noah; es sei denn, es hätte zwei Archen gegeben...

Und woher haben die Juden ihre Version des Satans? Wenn die Schlange aus dem Paradies auch nicht namentlich als Satan bezeichnet wird, so ist sie doch bereits dessen Vorform. Im babylonischen Gilgamesch-Epos gibt es eine Verführungsszene, deren Worte eigenartig an Adams Verführung durch Eva erinnern. Nachdem Enkidu den Reizen der Göttin Ishtar erlegen ist, heißt es: »Doch hatte er nun Wissen, er begriff.«<sup>12</sup> Ishtar hält sogar ihrem Geliebten Reden, die auf erstaunliche Weise an den Satz der Schlange erinnern: »Ihr werdet sein wie Götter.« Sie sagt zu ihm: »Weise bist du, Enkidu, bist wie ein Gott.«<sup>13</sup> Doch Ishtar wird in der babylonischen Religion keineswegs als ein Geist des Bösen *par excellence* betrachtet; sie ist die verführerische Göttin, gewiß, gelegentlich auch verrückt und grausam, aber sie repräsentiert nicht das Böse.

Die Originalität der Genesis läge damit in der Erfindung dieser Schlange als Vorläufer des Teufels. Sollte es ihn also schon seit Urzeiten gegeben haben? Man könnte es meinen, angesichts der Zurechtweisung Kains durch Gott, als Kain ihm die Früchte seiner ersten Saat anbietet, und Gott dieses Opfer aus unerfindlichen Gründen nicht freudig annimmt.

*Wenn du recht handelst, so bist du willkommen; wenn du aber nicht recht handelst, dann ist die Sünde ein Dämon, der kauert vor deiner Tür, er wird dir auflauern und dich beherrschen.»<sup>14</sup>*

Doch in Wirklichkeit handelt es sich um einen einfachen Dämon, wie es ihn in allen Religionen der Welt und insbesondere des Mittleren Ostens gibt. Unser Satan ist er nicht, denn im Buch Hiob lesen wir:

*Eines Tages geschah es, daß die Gottessöhne kamen, um vor Jahwe hinzutreten. In ihrer Mitte erschien auch der Satan. Da sprach Jahwe zum Satan: »Woher kommst du?« Der Satan antwortete Jahwe: »Ich streifte auf der Erde umher und erging mich auf ihr.« Da sprach Jahwe zum Satan: »Hast du auf meinen Knecht Hjob achtgehabt? Denn es gibt niemanden auf Erden wie ihn. Er ist untadelig und rechtschaffen.«<sup>15</sup>*

Wir können uns nur wundern, daß Satan hier als Vertrauter Gottes in der göttlichen Ratsversammlung erscheint. Er ist zwar nur ein niederer Gott, aber immerhin ein Gott, der diesmal an die vom Vedismus abgeleiteten Religionen denken läßt und sogar an den *trickster* Loki (siehe Kapitel 7). Mit Gottes Einverständnis wird Satan den armen Hiob quälen, um ihn auf die Probe zu stellen.

Satan ist hier also keineswegs der gefallene Engel, der Rebell und Todfeind Gottes, sondern letztlich ein Werkzeug des göttlichen Willens. Diesen Eindruck vermittelt auch der Bericht, den der Prophet Michaheju dem Achab, dem König Israels überbringt. Dieser plant nämlich einen Krieg gegen die Aramäer. Er konsultiert seine Propheten, »etwa vierhundert Mann« (eine stattliche Zahl). Michaheju rät von diesem Kriegszug ab und erregt damit den Zorn des Königs, der ihn einen unangenehmen Unglückspropheten schimpft. Doch Michaheju beharrt auf seiner Meinung; er hatte eine Vision:

*Ich sah Jahwe auf seinem Throne sitzen, und das ganze Himmelsheer stand bei ihm zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Jahwe aber sprach: Wer will Achab betören, daß er hinzieht, und bei Ramot in Gilead fällt? Da redete der eine so und der andere so, bis der Geist vor-*

*trat, sich vor Jahwe stellte und sprach: Ich will ihn betören. Und Jahwe fragte ihn: Wodurch? Er sagte: Ich will hingehen und zum Lügengeist werden im Munde aller seiner Propheten.*<sup>16</sup>

Eine ähnliche Rede wie die des Verführers in der Geschichte von Hiob. Michahejus Kühnheit ist völlig unnütz. Er wird vom Oberhaupt der Propheten, Zidkija (dem Sohn des Kenaana), auf die Wangen geschlagen und dann vom König ins Gefängnis geworfen. Dieser stirbt noch am selben Abend. Gott hat also seine Absicht, Achab zu verderben, wahr gemacht, und zwar dank dieses geheimnisvollen Lügengeistes. Eine außergewöhnliche Begebenheit! Den dieser Geist, der die Fähigkeit besitzt, vierhundertfache Gestalt anzunehmen, um ebenso vielen Propheten die Lüge einzuflüstern, kann nur der Teufel sein, so wie wir ihn kennen! Und einmal mehr finden wir ihn in der Ratsversammlung Gottes, getreu über die Erfüllung des göttlichen Willens wachend! Wir erkennen ihn wieder; er ist der Bruder der babylonischen, aber auch der ägyptischen Geister.

Eine ganz ähnliche Geschichte finden wir in einer älteren ägyptischen Erzählung: Osiris, der einen Feldherrn in die Schlacht schicken will, sendet ihm Geister:

*die beiden Geister fuhren in ihn und noch im selben Augenblick hatte sein Herz das Fest vergessen. »Beim Leben, meine Brüder, ich will in den Krieg ziehen!«*"

Der jüdische Gott hatte sich wohl von den Schlichen des Osiris anregen lassen. Aber wie wir gesehen haben, machen die göttlichen Tricks, ebenso wie die Mythen, von Religion zu Religion die Runde, und weder der Judaismus noch das Alte Testament sind immun gegen solche Anleihen. Und man wird diesen teuflischen Geist im Buch Jesaja wiederfinden, in dem er ein weiteres Mal der Verbündete Gottes ist. In der Weissagung, die den göttlichen Fluch auf Ägypten niedergehen läßt, heißt es, Gott werde den Fürsten Ägyptens einen Geist senden, der ihre Sinne trübt. Daraufhin werde Ägypten taumeln und fallen »wie ein Betrunkener in seinem Gespei«.<sup>18</sup>

Das Buch Jesaja, entstanden zwischen dem 6. und dem 8. Jahr-

hundert, beweist einmal mehr, daß der Judaismus weder den Satan noch die Dämonen als Feinde Gottes darstellte, sondern vielmehr als seine Diener. Um das ganze abzurunden, wollen wir noch ein weiteres Beispiel anführen:

*Abimelech herrschte drei Jahre lang über Israel. Dann sandte Gott einen Geist der Zwietracht zwischen Abimelech und die Vorsteher von Sichern.*<sup>19</sup>

Die Sichemiten sind tatsächlich falsche und unredliche Leute, sie hatten die siebenzig Söhne Jerubbaals massakriert und Abimelech zum König ausgerufen, der nur der Sohn einer Sklavin war. Die göttlichen Ränke zeitigen schreckliche Folgen: nicht nur, daß Sichern von Abimelech zerstört wird, der sich dazu der Magie bedient und Salz über die Ruinen streut, um sie unfruchtbar zu machen, auch der Fürst selbst wird ermordet, und zwar, welche Schmach, von der Hand einer Frau!

Wie man sieht, ist es unerläßlich, daß die dämonische Dienerschaft Jehovahs Rachezüge ausführt. Wenn die Dämonen nicht gerade damit beschäftigt sind, ihre gemeinen und liederlichen persönlichen Belange zu verfolgen, arbeiten sie als Faktoten. Mit anderen Worten, Satan ist gleichzeitig der Verbündete und der Diener Gottes.

Doch in den Chroniken ist es anders: Satan taucht dort wieder auf, diesmal, um David eine Entscheidung einzugeben, die sich als verhängnisvoll erweisen wird. Es geht um die Anweisung zur Volkszählung; diese Volkszählung aber wird die Pest bringen. Und so heißt es:

*Satan stand wider Israel auf und verführte David, Israel zu zählen.*<sup>20</sup>

Die Chroniken stammen vom Beginn der hellenistischen Ära, das heißt aus dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeit. Folglich hat Satan innerhalb von zwei Jahrhunderten sein Wesen geändert; er handelt nicht mehr im Einvernehmen mit Gott, sondern auf eigene Rechnung. Weitere zwei Jahrhunderte später wird das alte Mitglied der Ratsversammlung Gottes erneut seinen Status gewechselt haben: er soll verschwinden, so steht es im Buch der Jubiläen, einem intertestamentarischen Text, der von den Essenern in Qumran aufgezeichnet

wurde, also nicht vor der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Darin steht, daß es am Ende aller Zeiten, wenn die neunundvierzig Jubiläen vergangen sind, weder Satan noch irgendein Böses geben und das Land Israel für alle Zeiten von der Schuld gereinigt sein wird.<sup>21</sup> Zur damaligen Zeit zogen die Propheten für die Dauer der Welt einen Zeitraum von 6000 Jahren in Betracht; die Kirchenväter, die etwas vorsichtiger waren, legten sich auf 7000 fest, gerechnet ab der Erschaffung der Welt. Die Kosmologie hat diese Daten leider geändert, denn Satan ist im Geist unserer Zeitgenossen immer noch präsent.

Die hebräische Teufelsvorstellung wandelte sich also zwischen dem Zeitpunkt der Niederschrift der Genesis, das heißt etwa dem 6. Jahrhundert, und dem ersten Jahrhundert vor unserer Zeit. Erinnern wir uns: zwischen 150 und 300 vor unserer Zeit dringen die Teufel in den Judentum ein.<sup>22</sup> Im Alten Testament kamen noch relativ wenig vor; da sind Mevet, der Totendämon, Lilit, die Kindsräuberin, Reschef, der Dämon der Pest, Dever, der Dämon der Krankheiten, Belial, der Leutnant der Dämonen, Asasel, der Dämon der Wüste, wahrscheinlich derjenige, der Jesus in Versuchung geführt hat, und, wenn man will, Satan, obwohl dessen Rolle zwiespältig ist. Im Vergleich zu Babylon, wo ein Großteil des jüdischen Volkes eine lange Gefangenschaft erdulden mußte, ist die Liste mager; das Pandämonium Babylons ist wesentlich ausgefeilter und enthält eine detaillierte Aufstellung der Teufelshierarchien. Vielleicht hat diese Vielzahl die Hebräer beunruhigt, als sie wieder nach Hause zurückgekehrt waren. Also behielten sie nur ein paar von ihnen bei.

Sollte es etwa bei den Juden keine Hölle gegeben haben? Die bestürzende Wahrheit ist, daß es bei ihnen tatsächlich keine gab. Die Scheol, wohin die Toten gelangen, ist nicht mit der christlichen Hölle zu vergleichen: es ist ein »Land des Schweigens und Vergessens«, in das alle Verstorbenen gelangen, ein Ort »der Substanzlosigkeit und der Leere; er ist gekennzeichnet durch Finsternis und Staub«.<sup>23</sup> Es ist das »Land ohne Wiederkehr«, ein ebenfalls von den Mesopotamiern entlehntes Wort, wie auch die Beschreibung dieses Ortes eine Nachahmung aus dem *Arallu* der Assyro-Babylonier ist. Laut dem Buch Hiob ist es »das Haus, wo alle Lebenden sich sammeln«<sup>24</sup>, die Guten

wie die Schlechten, die Könige wie die Sklaven. Es gibt dort keine Hölle und noch weniger ein Fegefeuer, das eine spätere christliche Erfindung ist.

Im Alten Testament gibt es also keine Vorstellung vom Weiterleben der Seele nach dem Tod, wie wir sie kennen, zumindest ist sie dort nicht formuliert, hat noch keine Gestalt angenommen. Sie wird erst viel später auftauchen, im 2. Jahrhundert vor unserer Zeit, und zwar in der hebräischen Bibel, die erstmalig die Wiederauferstehung der Toten verkündet.

Eine Episode aus dem Alten Testament, die zumindest ebenso aufschlußreich ist in bezug auf die Unbefangenheit, um nicht zu sagen jüdische Gleichgültigkeit gegenüber dem Teufel wie die aus dem Buch Hiob, ist der Besuch des Saul bei der Hexe von En-Dor. Die Geschichte dieser Konsultation steht in einem außergewöhnlichen poetischen und symbolischen Kontext (1. Samuel, 18; 1-25). Sie beginnt zu der Zeit, als die Philister in Schunem ihre Truppen an den Grenzen zusammenziehen, um Israel anzugreifen. Saul seinerseits versammelt seine Truppen auf dem Gilboa. Und Angst überkommt ihn: »Saul befragte deshalb Jahwe; aber Jahwe gab ihm keine Antwort, weder durch Träume und Orakelsteine noch durch die Propheten.« Außerdem quält ihn sein Streit mit David, den er hatte töten wollen, so wie er auch Samuel verraten hatte. Die Szene ist von shakespearehafter Intensität.

Jetzt war Samuel tot, und Saul, so heißt es in der Erzählung, hatte wie aus einer warnenden Vorahnung heraus »die Totenbeschwörer und Wahrsager aus dem Lande entfernt«. In diesem Kontext ist die Verbannung also nicht von einem Verbot inspiriert, mit den Totenbeschwörern und Spiritisten zu verkehren, das an keiner Stelle des Alten Testamentes erwähnt wird. Vielmehr ist es wohl Sauls Angst, das Gespenst des Samuel wiederauferstehen zu sehen. Dennoch befiehlt er seinen Dienern: »Macht mir ein Weib ausfindig, das sich auf Totenbeschwörung versteht, damit ich zu ihm gehe und es befrage.« Trotz seines Bannfluchs auf die Spiritisten sucht er also eine Spiritistin, die ihm darüber Auskunft geben könnte, welche Absichten der Herr mit ihm habe. Nun kann aber bloß das Gespenst des Samuel

darüber informiert sein. Er läßt also den Geist dessen anrufen, den er so sehr fürchtete. Ein ergreifend lebensechtes Porträt einer vielschichtigen gequälten Gestalt, das Porträt jener Gestalt, die sich in David verliebt und dennoch versucht hatte, diesen mit seiner Lanze zu durchbohren, und das eines Mannes, der sich entschließt, dem entgegenzutreten, wovor er am meisten Angst hat: dem Gespenst Samuels. Nachdem seine Diener ihm berichtet haben, daß es in En-Dor ein solches Weib gäbe, verkleidet sich der König und macht sich mit zweien von ihnen in der Nacht auf den Weg.

Als die Spiritistin ihn empfängt, bittet er sie, sie möge ihm den Geist jenes Menschen herbeirufen, den er ihr nennen wird. Sie entgegnet ihm, Saul habe die Spiritisten des Landes verwiesen, ganz offensichtlich weiß sie nicht, mit wem sie es zu tun hat. Doch er schwört ihr beim Namen des Herrn, daß sie keine Schuld treffen wird. Sie macht sich an die Arbeit, und Samuels Gespenst erscheint und setzt Saul davon in Kenntnis, daß sein Krieg gegen die Philister von vornherein verloren ist und daß seine drei Söhne dabei ihr Leben verlieren werden. Saul fällt zu Boden, und der Rest der Erzählung bestätigt die Weissagungen des Gespenstes.

Keinen Augenblick wird hier das Gewerbe der Spiritistin, der Geisterbeschwörerin nach der Terminologie des europäischen Mittelalters, der »Hexe«, die mit dem Teufel verkehrt und der ewigen Verdammnis gewiß ist, mit Satanischem in Verbindung gebracht. Ganz im Gegenteil, indirekt ist es die Stimme Gottes selbst, die sich in der Stimme der »Hexe« äußert, durch das Gespenst des Samuel als Mittler. Die »Hexe« von En-Dor ist den Sibyllen der heidnischen Antike zu vergleichen. Sie ist das Werkzeug Gottes.

Wenn an der jüdischen Haltung, wie sie im Alten Testament zum Ausdruck kommt, noch irgendein Zweifel bestehen sollte (man sollte hier vom »Alten« Alten Testament sprechen, im Gegensatz zu den späteren Büchern, die eine entgegengesetzte Ideologie widerspiegeln), so würde er aufgehoben durch die vorangehenden Verse im Buch Samuel. Denn dort steht: »Der Geist Jahwes aber war von Saul gewichen, und es plagte ihn ein böser Geist von Jahwe.« (16; 14) Hier ist kein Zweifel möglich, hier liest man tatsächlich von einem »bösen

Geist Jahwes«. Was bedeutet »böser Geist«? Bestimmt ist ein Dämon gemeint. Die Dämonen sind also ein Teil des göttlichen Plans, so wie Satan im Buch Hiob dem göttlichen Willen zu Diensten ist. Das ist kein Übertragungsfehler, denn der Ausdruck wird in den folgenden Versen noch zweifach wiederholt, indem die Diener zu Saul sagen: »Siehe, dich plagt ein böser Geist Gottes. So möge doch unser Herr befehlen, dann werden deine Knechte einen Mann suchen, der das Harfenspiel versteht. Sooft dann der böse Geist Gottes über dich kommt, soll er die Saiten rühren, und es wird dir wieder wohler werden.« (15; 16-17.) Dieser Harfenspieler wird also David sein, der, wie die Erzählung fortfährt, Saul Tröstung bringt, sobald der böse Geist Jahwes über den Herrscher kommt.

Gott ist also im Alten Testament sowohl das Gute als auch das Böse. Der Teufel ist nur sein Diener, und man begegnet an keiner Stelle diesem Konflikt, der das Neue Testament so stark färbt, weil der Teufel immer als Feind Gottes in Erscheinung tritt und als »Fürst dieser Welt«, der mit dem König des Himmels im Streit liegt. Da er sich also dem höchsten Willen unterwirft, gibt es für die alttestamentarische Theologie nur einen Pol im Universum, und der Teufel nimmt niemals eine andere Rolle ein als die, die sich mit den Absichten des Schöpfers im Gleichklang befindet. Ist Satan das Böse? Nein, er ist das von Gott gewollte Leiden. Und zudem gibt es an keiner Stelle des Alten Testaments ähnliche Geschichten der Dämonologie wie im Neuen Testament.

Allein schon sein Name, Har-Schatan, der Widersacher, aus dem wir unseren Satan abgeleitet haben, hat keinerlei abwertende Bedeutung. Wenn auch Widersacher Gottes, so ist er doch gleichzeitig auch dessen Diener, wie wir gesehen haben; er kann dessen Verderben nicht wollen, denn sie wäre das Ende der Schöpfung und damit auch sein eigenes. Der Gott des Guten, der auch der Gott dieser Welt ist, hat diese auf dem Prinzip des Gleichgewichts aufgebaut, und sein Widersacher ist eines der beiden Glieder dieses Gleichgewichts. In dieser meisterhaften Lektion der Weisheit haben die Autoren des Alten Testaments bereits im 7. oder 6. Jahrhundert vor unserer Zeit die theologische Schwierigkeit gelöst, daß ein Gott des Guten der Herr

über die Welt sein und zugleich das Böse tolerieren kann. In diese Schwierigkeiten werden sich später die Gnostiker verstricken, und sie werden sich nur mit einer artifiziellen Anschauung daraus befreien; mit dem Glauben an einen Demiurgen, einen wahren Schöpfer, der über dem Guten und über dem Bösen steht, wobei das eine ausschließlich geistiger und das andere ausschließlich stofflicher Art ist. Der Gute Gott wäre also nur ein zweitrangiger Gott, da auf gleicher Ebene wie der Böse, der Teufel. Im Alten Testament ist die Allmacht des Schöpfers ebenso unangefochten wie seine Güte; und nur der Teufel, er allein, ist dort zweitrangig.

Einen ebenso wichtigen Verweis auf ein Bündnis zwischen Gott und dem Teufel im Alten Testament bietet das dritte Buch des Pentateuch, das Buch Leviticus, das fast die Hälfte aller Gebote der Bibel enthält.

Dort erfährt man (16; 1-28), daß nach dem Tod der beiden Söhne des Aaron, Moses' Bruder, die dafür bestraft worden waren, daß sie dem Herrn ein unrechtmäßiges Opfer dargebracht hatten, daß also Gott dem Moses erscheint und zu ihm spricht: Aaron soll mit zwei Ziegenböcken und einem Widder vor dem Tempel erscheinen, wo sich Gott über dem Offenbarungszelt zeigen würde, doch er dürfe nur zur festgesetzten Stunde erscheinen, sonst müsse er sterben. Ein göttliches Zeichen werde ihm bedeuten, welchen der beiden Ziegenböcke Gott als Opfer annehmen wird. Der andere sollte Asasel geopfert werden, der, wenn schon nicht der Teufel selbst, so doch einer seiner Stellvertreter ist. Er soll lebend in einen Abgrund geworfen werden: als Sündenbock.

Diese Episode, die durch eine komplexe oder konfuse, jedenfalls im wesentlichen ratlose Exegese oftmals verdreht oder entstellt worden ist, läßt in Wirklichkeit gar keine andere Deutung zu: Gott gibt von dem Opfer, das ihm dargebracht wird, dem Teufel seinen Teil.

Die paar Teufel, die sich auf der Erde herumtreiben, lassen sich nicht einwandfrei als Diener des Satans bestimmen. Nach einem Apokryph des Alten Testaments, dem Buch Henoch, entstanden zwischen dem 3. und 2. Jahrhundert vor unserer Zeit, sind Dämonen Engel, die zwar nicht gegen Gott rebelliert, aber sich in Sterbliche

verliebt hatten und auf die Erde hinabgestiegen waren, um sich mit ihnen zu vereinen.<sup>25</sup> Es ist eine Umkehrung der Geschichte von Sodom und Gomorrha, in der es die Sterblichen sind, die sich in die Engel verlieben, mit dem Unterschied, daß sich in diesen beiden Städten die Sterblichen in Engel ihres eigenen Geschlechts verlieben. In beiden Fällen fragt man sich ein wenig ratlos, was es wohl mit der angeblichen Geschlechtslosigkeit der Engel auf sich hat. Die Namen dieser Engel sind Urakib, Akibeel, Tamiel, Ramuel, Danel, Ezekeel, etc., und ihr Anführer ist Semjasa.

Aus der Vereinigung der wollüstigen Engel mit den Sterblichen sollen die »dreihundert Ellen langen« Riesen und die Dämonen hervorgegangen sein. Die »engelhafte« Herkunft der Väter erklärt schwerlich den böartigen Charakter der Kinder. Die Lehre, die aus der Geschichte hervorgeht, heißt, das Böse sei die Folge sexueller Begierde. Immerhin lehrte einer der Dämonen, der Asasel aus dem Buch Leviticus, »die Menschen Schlachtmesser, Waffen, Schilde und Brustpanzer [und Spiegel] verfertigen und zeigte ihnen die Metalle samt ihrer Verarbeitung und die Armspangen und Schmucksachen, den Gebrauch der Augenschminke und das Verschönern der Augenlider, die kostbarsten und auserlesensten Steine und allerlei Färbemittel. So herrschte viel Gottlosigkeit [... ] Baraqel [lehrte] das Sternschauen, Kokabeel die Astrologie, Ezeqeel die Zeichen der Erde, Samsaveel die Zeichen der Sonne, Seriel die Zeichen des Mondes.«

Etwas später erfahren wir den Grund für das Mißfallen, das Asasel erregt hatte: »Du hast gesehen, was Asasel getan hat, wie er [...] die himmlischen Geheimnisse der Urzeit geoffenbart hat, die die Menschen kennenzulernen sich haben angelegen sein lassen.« Wahrlich ein unverzeihliches Verbrechen, und zur Strafe soll Gott den Erzengel Raphael beauftragt haben, Asasel an Händen und Füßen zu fesseln, ihn zu steinigen und in die Finsternis zu werfen, bis man ihn am Ende des großen Gerichts in den Feuerpfuhl werfen würde. Irgendwie scheint Asasel jedoch seinem Schicksal lebend entkommen zu sein.

Diese Geschichte steht in krassem Widerspruch zu den alttestamentarischen Hinweisen auf den Teufel und insbesondere zum Levi-

ticus. Es kann ja wohl schlecht sein, daß Gott einer Gestalt, die er gerade der Vernichtung preisgegeben hat, einen Bock stiftet. Hier zeigt sich ein klarer Bruch zwischen dem Alten Testament und den intertestamentarischen Schriften, zu denen das Buch Henoch gehört.

Die Schlußfolgerungen des Pseudo-Henoch gleichen wahrscheinlich nicht unseren von heute: diese Dämonen scheinen nicht sonderlich böse, denn neben den Spiegeln und den Färbemitteln, die für den Schreiber aus unerfindlichen Gründen den Keim des Bösen in sich tragen, sind Schrift und Astronomie gewiß keine teuflischen Erfindungen, denn ohne sie hätte unser Pseudo-Henoch sein Buch gar nicht schreiben können. Zumal es nicht ganz einleuchtend ist, warum er, da die Astronomie doch schädlich sein soll, im Kapitel 72 desselben Buches durch den Erzengel Uriel gleich einen ganzen Lehrgang in dieser Kunst anbietet.

Wie in den gesamten intertestamentarischen Schriften wird sichtbar, wie sich im Buch Henoch eine plötzliche Wut gegen alle Elemente entfesselt, welche die Verfasser für Fremdkörper in einer imaginären antiken Ordnung halten. Abgesehen davon, daß es ein wenig überzeugendes Plagiat des Prophetentums des Alten Testaments darstellte, zudem von einer erstaunlichen Strenge, die nicht aus dem Alten Testament kommt. Es ist eher das Buch eines beunruhigten Fanatiklers, der sich mit schrecklichen, ja geradezu aberwitzigen Geschichten und Erzählungen befaßt, die er als erwiesen darstellen möchte, als das Buch eines inspirierten Propheten. Der interessanteste Punkt ist, daß der Teufel selbst durch den Sündenbock Ersatz findet: dieser wird von nun an die Last all dessen tragen, was in der Welt schief läuft. Möglicherweise hat Satan ja hier zu seiner Bocksgestalt gefunden.

Etwas wesentliches wird sichtbar: bis zum 3. oder 2. Jahrhundert vor unserer Zeit gab es im Judentum keine Vorstellung vom Satan als einem Gottesfeind. Satan und die Dämonen, zwischen denen übrigens keinerlei Abhängigkeit besteht, sind Diener Gottes.

Und doch gibt es in der jüdischen Tradition einen Teufel, an den das Christentum dann anknüpft. Das ganze Neue Testament ist angefüllt mit der Bosheit des Teufels und seiner Dämonen. Die Ge-

schichten der von Jesus vorgenommenen Teufelsaustreibungen sind ohne Zahl, und in allen wird ausdrücklich Besessenheit als die Ursache der Krankheit angegeben, während die »bösen Geister« vom Herrn geschickt waren, wie in der Geschichte von Saul. Die Evangelisten hatten ganz offensichtlich nur eine sehr mittelmäßige Kenntnis vom Alten Testament. In ihren Schriften, vor allen bei Johannes, atmet alles den essenischen Einfluß. Aber wann hat Satan seine Rolle gewechselt? Und auf welche Weise?

Die ersten Anzeichen dieses Rollentauschs finden sich schon lange vor dem Christentum, im Buch Henoch, das gelegentlich den Essenern zugeschrieben wurde und wahrscheinlich auch in Teilen auf sie zurückgeht, denn das Werk ist bunt zusammengestückelt und enthält zahlreiche Spuren der Gnosis.<sup>26</sup> An dieser Stelle kommen wir nicht umhin, den politischen Kontext in Erinnerung zu rufen, denn sonst bliebe vieles unverständlich.

Die Zeit, als die jüdischen Texte erstmals eine entschieden feindliche Haltung gegenüber dem Teufel einnehmen, fällt in die Epoche des hellenistischen Judaismus. Der letzte der Propheten, Malachias, ist schon seit langer Zeit verstummt. Die messianischen Hoffnungen, die Hoffnung auf einen nachfolger Davids, der das Szepter ergreifen und die Ehre Israels wiederherstellen würde, sind enttäuscht worden. Verzweiflung macht sich breit.

Die Juden sind gerade den drohenden Schatten des babylonischen Reiches entkommen, als sie sich im Jahre 332 vor unserer Zeit Alexanders Imperium unterwerfen müssen. Nach dem Untergang des Alexanderreichs wird Palästina in das hellenistische Reich und das ptolemäische Ägypten eingegliedert, anschließend in das Reich der Seleukidenkönige Syriens. Die Unabhängigkeit scheint auf lange Zeit, wenn nicht gar für immer, verloren. Von nun an werden die Juden dieses Landes bis zur Errichtung der jüdischen Heimstatt in Palästina im Jahre 1949 und länger noch, unter Mächten leben, die zu mächtig sind, als daß die Juden ihnen die Stirn bieten könnten.

Das Joch der Ptolemäer und der Seleukiden wiegt wahrscheinlich nicht schwer, denn seit der ersten babylonischen Gefangenschaft genießen die Juden eine bislang nicht gekannte Freiheit. Das ist einer

der Vorzüge, wenn man im Schatten großer Reiche lebt: es scheint schwer vorstellbar, daß jemals ein Tyrann sie wieder in die Gefangenschaft schicken würde. Die Brise des Mittelmeers weht nun zum ersten Mal seit Jahrhunderten sanft über sie hinweg. Aber im Judentum selbst kriselt es. Das Zwiegespräch mit Gott, das dank der Propheten seit Moses nie unterbrochen war, macht einem drückenden Schweigen Platz, und die im wesentlichen theokratische Gesellschaftskultur wird rissig.

Die Risse zeigten sich zunehmend seit der Zeit, als der Hohepriester Jason im Jahre 175 vor unserer Zeit Jerusalem hellenisierte; die Stadt wurde, welche Niedertracht, in Antiochia-in-Jerusalem umbenannt. Die Institutionen waren hellenistisch, die Juden selbst durch und durch hellenisiert, und das um so mehr, je reicher sie waren. Die Beschneidung, einer der grundlegenden Riten des Judentums, wurde nicht mehr praktiziert, weil viele sie für allzu archaisch hielten.<sup>27</sup> Jasons Nachfolger Menelaus ist noch versessener aufs Hellenisieren und verursacht damit einen Bürgerkrieg von aberwitziger Absurdität zwischen seinen aristokratischen Parteigängern und denen des Jason, die aus dem Volk stammen. Das Blutbad, das sich nun aufgrund einer offensichtlich sinnlosen Rivalität zwischen den Hellenisierern und den »Super-Hellenisierern« entspinnt, erbittert zu Recht Antiochus IV. Epiphanus, den Seleukidenkönig von Syrien und Lehensherrn von Palästina. Der Monarch läßt nun per Dekret die jüdischen Bräuche verbieten. Er setzt sein Anliegen mit Strenge und Grausamkeit durch. Der alte Priester Mattatias, der dem antiken Judentum treu geblieben ist, lehnt sich mit seinen Söhnen dagegen auf, grausam ermorden die sechs Männer in aller Öffentlichkeit mit Messerstichen einen abtrünnigen Juden, der den heidnischen Göttern opfert, und einen königlichen Beamten von Antiochia, einen gewissen Apelles nebst einigen Soldaten seines Geleits.<sup>28</sup>

Nun beginnt der verkappte Krieg der Juden gegen die heidnischen Unterdrücker, der erst mit der Plünderung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 enden sollte (und der fünfundsechzig Jahre später beinahe das Verschwinden des Judentums zur Folge hatte, als Hadrian Jerusalem zerstören ließ und das jüdische Volk um ein Haar »liqui-

diert« hätte); zweieinhalb Jahrhunderte der »Guerilla«, deren berühmteste Episode der Prozeß Jesus' sein sollte, mit der Kreuzigung im Gefolge. Ein Religionskrieg? Sicherlich, aber auch ein politischer Krieg, denn in Theokratien läßt sich beides nicht voneinander trennen. Die Makkabäer schlugen sich aus persönlichem Ehrgeiz und weil sie die Thora wieder einführen wollten.

Ihr Sieg wird in Zugeständnissen versanden: ihr Nachfolger Jonatan wird ebenfalls den Reizen des Hellenismus erliegen und einen Freundschaftsvertrag mit Sparta schließen; dessen Nachfolger Aristobul wird sich Philhellene nennen, also Freund der Hellenen, und dessen Nachfolger wiederum, Alexander IV. Janäus, ein jüdischer König, wird, o Ketzerei, griechische Buchstaben auf seine Münzen prägen lassen. Der vorletzte der Serie, Johanaan Hyrkanos II., wird die antihellenistischen Essener verfolgen. Und sie alle werden im 20. Jahrhundert unter den Scheinwerfern der Exegese vorbeidefilieren, weil einer von ihnen der ganzen Dynastie zu einer zwielichtigen Berühmtheit verholfen hatte: auf grausamste Weise, vielleicht durch Kreuzigung, hatte er einen Vorläufer Jesu umbringen lassen, das Oberhaupt der Essener, eine ebenso geheimnisvolle wie berühmte Gestalt, die nur unter dem Namen »Lehrer der Gerechtigkeit« bekannt ist. Welcher der Hasmonäer war der Vollstrecker? Darüber streitet man sich noch heute.<sup>29</sup> Die ursprünglich antihellenistischen Makkabäer waren am Ende den Verführungen des Hellenismus erlegen und hatten damit den Geist der Auflehnung, aus dem sie selbst hervorgegangen waren, wieder neu entfacht. Die Juden erkennen sich in ihnen nicht mehr wieder und lehnen diese Heidenfreunde ab. Die Reaktion läßt nicht auf sich warten: gegen Mitte des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeit zieht sich eine Gruppe von Strenggläubigen in die Wüste zurück und bringt damit ihren hochmütigen Abscheu für ein Regime zum Ausdruck, das der Thora untreu geworden ist: es sind die Essener.<sup>30</sup> Sie verleihen ihrer Verachtung vermutlich allzu deutlich Ausdruck, es hagelt Anathemata, und der Konflikt ist unvermeidlich; also läßt der Hohepriester von Jerusalem die von den Essenern am meisten verehrte Person töten, den Fürsprecher der göttlichen Gnosis, den »Lehrer der Gerechtigkeit«. Ab Anfang des 1.

Jahrhunderts (im Jahr 6-7) schlägt die jüdische Revolte eine entschieden weniger kontemplative Richtung ein, denn in Galiläa rotten sich bewaffnete Banden zusammen, um die Stellvertreter des Hellenismus und vor allem diese heidnischen Fremden, die römischen Truppen, anzugreifen.

In diesem Kontext langanhaltender religiöser Verhärtung, vergleichbar jener Tendenz, die man heutzutage »Integralismus« nennt, vollzieht sich der Bruch mit dem Alten Testament, und Satan verliert ganz eindeutig seinen Status als Mitglied der Ratsversammlung Gottes, den er im Buch Hiob innehatte. Der jüdische Glaube ist apokalyptisch geworden, und selbst in seiner paulinischen Wandlungsform, das heißt nachdem Saulus-Paulus gegen den erbitterten Widerstand der ersten Apostel den »Christismus« von seinem jüdischen Urgrund löst, um das römische Christentum daraus zu machen, wird er seine apokalyptische Wesensart beibehalten. Die ersten Christen werden nämlich die Wiederkunft Jesu - die Parusie - und das Weltende mit solcher Inbrunst erwarten, daß sie in einer verängstigten Untätigkeit verharren und Saulus-Paulus sich gezwungen sieht, einzugreifen.

Kein einziges Mal erscheint der Name Satans oder seines Synonyms Belial, des babylonischen Baal<sup>31</sup>, in den Handschriften vom Toten Meer und in den gesamten intertestamentarischen Schriften<sup>32</sup>, ohne mit dem unversöhnlichen Widersacher Gottes und Geist des Bösen gleichgesetzt zu werden.<sup>33</sup> In der Rolle der »Hymnen«, in der Rolle der »Regel«, in der Schrift über den neuen Bund im Lande Damaskus, auch »Damaskus-Schrift« genannt, und in der Rolle »Bestimmung für den Krieg« sind die Beschreibungen des Fürsten des Bösen kategorisch. Belial ist verflucht, er ist dazu verdammt, bei der Ankunft des Fürsten des Lichts zu verschwinden. Gelegentlich wird er mit dem Geist der Täuschung oder dem Engel der Finsternis identifiziert und als »Feind« bezeichnet, und so hat er definitiv mit Gott gebrochen. Unter den Aufschriften der Standarten und Trompeten gibt es eine mit dem Ausspruch: »Wütender Zorn Gottes gegen Belial und gegen alle Menschen seines Loses, ohne einen Rest.«<sup>34</sup>

In den gesamten intertestamentarischen Schriften zählt man nicht weniger als sechsundzwanzig Verweise auf Satan und siebzig auf sein

Synonym Belial oder Beliar, nicht mitgerechnet die anderen Namen für den Fürsten der Finsternis, wie Baal, der viermal, oder Mastema, der achtmal erwähnt wird. Alle bösen Engel und Fürsprecher Satans zählen und auflisten zu wollen, wäre ein Buch für sich. Ein paar Beispiele sollen genügen. Als Hiskia, König von Judäa, seinen einzigen Sohn Manasse zu sich rufen läßt, um ihm seine Visionen anzuvertrauen und seine Weisheit an ihn weiterzugeben, greift der Prophet Jesaja ein und verkündet ihm, das sei unnützlich, da Manasse dem Bösen unterliegen werde, und zwar in Gestalt des bösen Engels Samael. Da faßt Hiskia den Entschluß, seinen Sohn zu töten, doch Jesaja bringt ihn davon ab. Tatsächlich unterliegt Manasse nach dem Tod seines Vaters dem Engel Samael und hört auf, »dem Gotte seines Vaters zu dienen«, er dient nun »dem Satan, seinen Engeln und Mächten«. »Manasse änderte seinen Sinn, so daß er dem Belial diente; denn der Fürst des Unrechts, der diese Welt beherrscht, ist Belial, dessen Name Matanbukus ist.«<sup>35</sup> Ein Text, der sehr schön die Verwechslung zwischen Satan und Belial beziehungsweise deren Gleichsetzung widerspiegelt und noch einen dritten geheimnisvollen Namen ins Spiel bringt: Matanbukus.

Gibt es einen oder mehrere Satane? Bei den Essenern scheint es dazu kein Dogma gegeben zu haben, denn als der Pseudo-Henoch seine Visionen erzählt, ruft er aus: »Die vierte Stimme hörte ich, wie sie die Satane abwehrte und ihnen nicht gestattet, vor den Herrn der Geister zu treten.«<sup>36</sup> Wieder einmal sind wir weit von einem Satan entfernt, der in der Ratsversammlung Gottes sitzt.

Aber der Umschwung ist komplexer. So schreibt der Verfasser der Jubiläen, offenbar im Widerspruch zum Alten Testament und dem Bund zwischen Gott, der immer noch Satan befehligte, und den Nachfahren Nochs: »Und in der dritten Jahrwoche dieses Jubiläums begannen unreine Dämonen die Kinder der Söhne Nochs zu verführen und sie zu betören und zu verderben.« Woraufhin die mutmaßlichen Opfer ihren Großvater bitten, beim Herrn fürzusprechen, damit die bösen Geister keine Macht über sie hätten. Hier ist merkwürdigerweise der »Fürst der Geister Mastema« - das heißt wiederum Satan, ein Polynom sondergleichen - nicht mehr der »Herr der Gei-

ster« des Henoch. Noch merkwürdiger ist indessen, daß dieser Satan Gott einen Kompromiß vorschlägt und dieser dem Gesuch des Satans stattgibt: »O Herr, Schöpfer, laß einige von ihnen übrig vor mir, daß sie auf meine Stimme hören und alles tun, was ich ihnen sage; denn wenn nicht für mich einige von ihnen übrig bleiben, kann ich die Herrschaft meines Willens an den Menschenkindern nicht ausüben.«<sup>37</sup> Dieser Kompromiß ist in Teilen eine Rückkehr zum Alten Testament, wo stets eine einvernehmliche Beziehung zwischen Gott und Teufel besteht.

In der Tat heißt es in einem berühmten intertestamentarischen Text, der »Damaskus-Schrift«, ausdrücklich, Gott schützte diejenigen vor dem Teufel, die in den Bund eingetreten sind: »Jene wurden zur Zeit der ersten Heimsuchung gerettet, doch die zurückblieben, wurden dem Schwert ausgeliefert. Und dies wird das Los aller sein, die in seinen Bund eingetreten sind, aber nicht an diesen (Geboten) festhalten, wenn Er sie heimsuchen wird zur Vernichtung durch Belial.«<sup>38</sup> Nun gab es aber keinen Grund, den Teufel auf die Enkel Noahs loszulassen. Der neue Teufel hat sich noch einmal in einen übellaunigen Übeltäter verwandelt.

Was die Rolle des Teufels in der Eschatologie anbelangt, so sind die intertestamentarischen Schriften und die Qumran-Schriften durchgängig inkohärent. Zwar sind alle Verfasser der Meinung, daß er der Feind Gottes ist, doch jeder hat eine andere Version parat. So heißt es in einem anderen essenischen Text, in dem die sieben Himmel beschrieben werden: »Im dritten sind die Mächte der Heerlager, die verordnet sind auf den Tag des Gerichts, Rache zu üben unter den Geistern des Irrtums und Beliar.«<sup>39</sup> Man wäre beinah versucht, Mitleid mit diesem Beliar zu bekommen, denn mal verhilft er dem Herrn zur Erfüllung seiner Vorhaben, mal sieht er sich dem Wüten der himmlischen Heerscharen ausgeliefert.

In einer neuen Variante, die sich auf die Genesis zu beziehen scheint, ist die Frau die Verbündete des Teufels. Denn gelegentlich kommt die grundsätzliche Misogynie der Essener zum Vorschein, und die ist nur zu gerne bereit, den Teufel zum Befehlshaber über die Frau zu machen:

*Schlecht sind die Weiber, meine Kinder; denn weil sie keine Macht oder Gewalt über den Mann haben, so handeln sie listig durch ihr Gebaren, wie sie ihn zu sich ziehen sollen. Und wen sie nicht durch Gewalt zu bezwingen vermag, den bezwingt sie durch Betrug,*

sagt der Engel Gottes in einem anderen intertestamentarischen Text, dem »Testament Rubens«. Zuvor hatte er zu bedenken gegeben: »Wenn nämlich die Hurerei nicht den Sinn bezwingt, so wird euch auch Beliar nicht bezwingen.«<sup>40</sup> Dieses Thema findet sich immer wieder, zum Beispiel im »Testament des Simeon«: »Hütet euch also vor der Hurerei. Denn die Hurerei ist die Mutter alles Übels, indem sie von Gott scheidet und zu Beliar hinbringt.«<sup>41</sup>

Man weiß, daß die Essener die Ehe ablehnten, ja daß sie sogar neue Mitglieder nur dann aufnahmen, wenn sie mit deren körperlicher Schönheit zufrieden waren.<sup>42</sup> Ein weiterer intertestamentarischer Text, »Das Leben von Adam und Eva«, erzählt, wie Eva sich in Begleitung ihres Sohnes Seth ins Paradies begab (in dieser Version der Genesis hatte sie dreißig Söhne) und Seth dort von einer Schlange angegriffen wurde. Sie weist das Tier zurecht und fleht es an, und es entgegnet ihr: »Sage mir, Eva, warum öffnete sich dein Mund, daß du aßest von der Frucht, die dir Gott der Herr zu essen verboten, und jetzt kannst du nicht standhalten, wenn ich anhebe, dich zu beschuldigen?«<sup>43</sup> Hier wird für die ganze Mühsal des Lebens nach der Vertreibung aus dem Paradies die erste Frau verantwortlich gemacht. Was will man mehr?

Am Wendepunkt zweier Zeitalter, in der großen Krise des Judentums, die ihren tiefsten Ausdruck in der essenischen Ideologie findet, wird der Teufel zum unerbittlichen Widersacher Gottes stilisiert. Hier stoßen wir auf den absoluten Dualismus der Gnosis. Alle Materie ist böse, und alle Tugend ist geistig. Die Welt spaltet sich in Gott und Teufel.

Ist dieser Dualismus eine jüdische Schöpfung? Obwohl bei den Juden wiedererstanden, ist er jedenfalls keine jüdische Erfindung, denn er wurde zunächst im 6. Jahrhundert vor unserer Zeit durch den Mazdaismus formuliert. Bei den Iranern war das Universum nach

Zarathustra um zwei einander ausschließende Pole ausgerichtet: Gott-Ahura Mazda und Ahriman-Teufel, von denen einer den anderen gleichermaßen verabscheute. Soll man nun daraus schließen, daß der Judaismus auf Umwegen vom Mazdaismus beeinflusst worden ist? Ganz offensichtlich ja. Trotz der schmerzvollen Demütigung der Gefangenschaft hatten die Juden die Iraner und insbesondere Kyrus, den sie als »Gesalbten« oder »Messias«<sup>44</sup> ansahen, in guter Erinnerung behalten. Sie waren Gefangene in Babylon, als die persischen und medischen Truppen die Stadt eroberten und die Juden damit praktisch vom Joch der polytheistischen Heiden Babylons befreiten. Dareius ließ darüber hinaus die berühmte Goldstatue des Gottes Marduk einschmelzen und die babylonischen Priester massakrieren. Artaxerxes, Dareius' Nachfolger, zeigte sich auch weiterhin den Juden gegenüber äußerst wohlwollend, unter seiner Ägide wurden im Jahre 445 vor unserer Zeit der Tempel und die Mauern Jerusalems wiederaufgebaut. Außerdem war es ihm zu verdanken, daß Esra zum Oberhaupt von Jerusalem und Judäa wurde.

Das große Ansehen der Perser und ihrer Verbündeten, der Meder, bei den Juden hatte auch handfeste politische Gründe, denn sie hatten Babylon unterworfen. Und als Kyrus den Juden schließlich gestattete, nach Jerusalem zurückzukehren, zog die Mehrzahl es vor, in Babylon zu bleiben.<sup>45</sup>

Die Juden hatten also reichlich Gelegenheit, den Mazdaismus kennenzulernen, und wir verdanken unsere Kenntnis des ursprünglichen Mazdaismus dem babylonischen Talmud.<sup>46</sup>

»Der alte semitische Glauben an das Weiterleben nach dem Tode wurde von den Persern bis zum Glauben an die Unsterblichkeit erweitert; er wird in die jüdischen Doktrinen Einzug finden und über dieses Zwischenglied gelangt der Zoroastrismus bis in die christliche Theologie.«<sup>47</sup> Wie andere Religionen hat also auch der Judaismus aus den Quellen des wesentlich älteren, aber durch Zarathustra in der Gestalt des Mazdaismus erneuerten Vedismus geschöpft.

Vier Jahrhunderte später waren die jüdisch-persischen Gemeinsamkeiten noch nicht verblaßt. Als die Parther im Jahre 53 vor unserer Zeit den Römern bei Carrhae eine schmachliche Niederlage berei-

teten, »richten die den Römern feindlich gesinnten Semiten, als da sind die Juden Palästinas, die Nabatäer von Damaskus, die Araber der Wüste und die Palmyrener, ihren hoffnungsvollen Blick gen Persien.«<sup>48</sup>

Diese Sympathie der Juden für die Perser ist vollauf berechtigt: Ihre eigenen Überzeugungen mußten sie gegenüber der Religion Persiens besonders tolerant stimmen, denn seit der Reform Zarathustras war sie die einzige weitere Religion auf der Welt, die spezifisch monotheistisch war. Sie hatten sie daher mit besonderer Sorgfalt studiert und ihr die Vorstellung von jenen himmlischen Geschöpfen entliehen, die man Engel nennt.<sup>49</sup> »Der reformierte Mazdaismus hatte ebenso wie das israelitische Denken den Vorzug, daß er zwischen der Gottergebenheit und dem moralischen Lebenswandel des einzelnen enge Verbindungen schuf.«<sup>50</sup>

Der Name des geistigen Oberhauptes der Essener: »Lehrer der Gerechtigkeit«, erinnert an Ahura Mazdas: »Wahrheit - Gerechtigkeit« und verstärkt noch die Versuchung, im Essenertum, diesem letzten Aufbegehren eines Judentums, das sich bemühte, zu seinen Ursprüngen zurückzukehren und der den hellenisierenden und »kollaborierenden« Klerus entsetzt von sich gewiesen hatte, eine jüdische Wandlungsform des Mazdaismus zu sehen." Die Juden hatten von Mesopotamien das Schema der Genesis übernommen, also mochten sie von dort ebensogut auch den Dualismus Gott-Teufel übernommen haben.

Dieser verführerische Schluß ist allerdings gefährlich, denn zwischen Mazdaismus und Judaismus besteht ein grundlegender Unterschied, und zwar der apokalyptische Charakter des essenischen Judentums. Für die Mazdaisten war das Universum von einer immanenten Göttlichkeit umgeben, der kosmischen Zeit oder Zurvan, der die Gegensätze zwischen Ahura Mazda und Ahriman, zwischen Gott und Teufel, zur Einheit brachte. Zurvan war ewig und unwandelbar. Für die Essener hingegen war die Zeit einem nahen Ende geweiht, wie man es im Jahre 31 vor unserer Zeitrechnung sah, als Judäa von einem heftigen Erdbeben heimgesucht wurde, das 30.000 Tote forderte, die Gebäude von Qumran stark beschädigte und einen Brand ver-

ursachte: Die Essener flüchteten in die Wüste<sup>52</sup>, überzeugt, daß der Tag des Jüngsten Gerichts kurz bevorstand. Sie erwarteten das baldige Ende der Welt; die Perser dachten nie daran.

Und doch ist es offensichtlich, daß die Vorstellung von Gott als einem Feind des Teufels dem Mazdaismus entlehnt wurde. Denn wie wir oben gesehen haben, war dieser Gedanke dem ursprünglichen Judentum fremd. Man übernahm ihn, als die Identität des jüdischen Volkes in Gefahr geriet, zunächst durch die militärischen Fremdherrschaften und anschließend durch die hellenistische Unterwanderung im Gefolge der römischen Besatzung. Man begann vom Judentum abzufallen, als die Juden die Hoffnung aufgegeben hatten, jemals wieder ihre Autonomie als Volk wiederzugewinnen, und die Essener sich als die letzten Gerechten ihres Volkes betrachteten, als die einzigen Hüter der Thora und der jüdischen Tugend. Die Übernahme des mazdaistischen Teufelsbildes hatte also hauptsächlich politische Gründe.

Zu diesem Zeitpunkt war es notwendig, den Feind eindeutig zu benennen und zu stigmatisieren. Er war der Feind der Juden, also des auserwählten Volkes, und damit auch der Feind Gottes. Und so griffen die Essener auf den Teufel der Mazdaisten zurück, den sie jedoch paradoxerweise nicht Ahriman nannten, sondern bei seinem mesopotamischen Namen: Belial, abgeleitet von dem ugaritischen Bel oder Baal, und das ist leicht zu verstehen: Ihm hatte man in Jerusalem ein Tempel geweiht, der so groß war, daß, als Jehu die Gläubigen dieses Gottes dort zusammenrief, »keiner übrig blieb, der nicht erschienen wäre«.<sup>53</sup> In ihrer Angst wurden die Eremiten von Qumran von Abscheu erfaßt vor dem alten Schöpfer der Babylonier, dem Gott der Zeugung, der Fruchtbarkeit, des Donners und der Krieger.

*Aber verflucht sei Belial im Plan der Feindschaft,*

*und erwünscht sei er in der Herrschaft seiner Schuld.*

*Und verflucht seien alle Geister seines Loses in ihrem ruchlosen Plan,*  
*und verflucht seien die im Dienst ihrer abscheulichen Unreinheit.*

*Denn sie sind das Los der Finsternis.<sup>54</sup>*

Auch nach ihrer Befreiung durch Cyrus waren die Juden nicht dem

religiösen Zugriff ihrer babylonischen Verfolger entzogen, so sehr sie sie auch verabscheuten. Der Teufel des Iraners Zarathustra hätte sich an den Küsten des Toten Meeres nicht so bequem niederlassen können, wenn ihm nicht schon das Bett bereitet worden wäre, und zwar von den Mesopotamiern. Denn die Juden hatten sich von den Mesopotamiern nicht nur das Schema für die Genesis und den Dekalog entlehnt, sondern auch die Vorstellung von Schuld und Buße und schließlich auch die Gleichsetzung von Frau und Teufel, die bei den Mesopotamiern auf so bedrückende Weise spürbar sind.

Als Gefangene Babylons befanden sich die Juden in derselben Lage wie die eigentlichen bis zur Schande erniedrigten Untertanen des babylonischen Königs. Die Leidensgemeinschaft führt zu Brüderschaften, sogar unter Menschen unterschiedlichen Glaubens. Die mesopotamischen Untertanen beriefen sich auf ihre naturgegebene Niedertracht, die bis auf die Schöpfung zurückging, welche einzig und allein zu dem Zweck vollbracht worden war, die Mutter des Schöpfers von ihren mühseligen Aufgaben zu befreien. Die Juden hingegen beriefen sich auf eine äußere Ursache, die Verfehlung, und für beide war das die Sünde. Wenn die Juden ihre Freiheit verloren hatten, so mußte das, wie die Propheten versicherten, seinen Grund darin haben, daß sie den Allmächtigen enttäuscht und die ihnen durch den Bund auferlegten Pflichten verletzt hatten. Sie waren Opfer gewesen, und wessen Opfer, wenn nicht des Teufels? Da sie durch die Iraner von Babylon befreit wurden, mußten sie glauben, daß die iranischen Götter Vettern der ihren waren, oder den ihnen gegenüber günstig gestimmt, denn Elohim ist eine sprachliche Absurdität: es ist der Plural von Eloah, während die Juden sich zum Glauben an einen einzigen Gott bekannten.

Der iranische Einfluß war also der Freundschaft entsprungen. Die Perser hatten dem Sohn des Einen Gottes, des ihren, Ahura Mazda, einen Namen gegeben, der den jüdischen Hoffnungen so nahe kam, nämlich den Namen Mithra, »Vertrag«; die Perser hatten den Bund gewissermaßen zur gleichen Zeit ersonnen wie sie, wenn nicht früher. Dieser »Vertrag« genannte Gott, ein Versprechen auf Frieden in den kommenden Jahrhunderten, war fast schon der Messias, der Herold

des neuen Bundes. Und so übernahmen sie von den Persern auch den Teufel, Ahriman, den gemeinsamen Nenner aller Übel und damit des Bösen.

Der mesopotamische Einfluß hingegen war dem Haß entsprungen. Er findet sich sogar in der symbolischen Rolle wider, die der Frau zugesprochen wurde. In der mesopotamischen Mythologie ist die Frau - selbst wenn sie eine Göttin ist und sich mit dem herrlichen Namen Ischtar schmückt - immer nur eine Megäre, eine mit der gefährlichsten Waffe, nämlich einem Gehirn, versehene Vagina, die unablässig die reinen, schönen und edlen Männer bedrängt, angefangen bei Gilgamesch. Im Alten Testament sieht man vor allem nach der babylonischen Gefangenschaft die Frau zunehmend tiefer fallen, bis sie schließlich in den intertestamentarischen Schriften gewissermaßen auf den Rang eines Irrtums der Natur herabsinkt.<sup>55</sup> Die Übernahme der mesopotamischen Misogynie fiel um so leichter, als der Mithraismus die Brüderschaft und Treue zwischen Männern hochhielt, die Frauen jedoch ausschloß. Man brauchte nur noch die Genesis zu schreiben und alle Schuld auf Eva abzuwälzen.

Schuld, Buße, Sünde, Misogynie - das Judentum hatte aus dem Orient ein reichhaltiges Angebot mitgebracht. Dort sollten die essenischen Vorläufer Jesu wie auch seine Jünger wieder auf ihn stoßen. Dem Teufel war ein langes Leben sicher. Zumindest wenn man der Ansicht ist, daß in der Geschichte der Menschheit 2000 Jahre eine lange Zeit sind.

# Der Teufel im Urchristentum oder die Verwechslung von Ursache und Wirkung

Die widersprüchlichen Berichte über die Versuchung Jesu in der Wüste - Die sonderbare Zunahme der Fälle von Besessenheit im Neuen Testament - Die Kirchenväter und Satan: ihre widersprüchlichen Aussagen zur Sache — Der ungeklärte Fall im Urchristentum: Vom Engel, nämlich Satan, der dem Bösen unterliegen konnte, bevor es da war - Viele Theorien, Häresien und Querelen unter den ersten Christen um den Teufel - Konzile und Gewaltakte in den ersten vier Jahrhunderten der Kirchengeschichte

*Danach wurde Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, um vom Teufel versucht zu werden, berichtet Matthäus (IV;1-10). Und er fastete vierzig Tage und vierzig Nächte, dann hungerte ihn. Da trat der Versucher an ihn heran und sagte: »Wenn du Gottes Sohn bist, befehl, daß diese Steine Brot werden.« Er aber antwortete: »Es steht geschrieben: »Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt. <« Darauf nahm ihn der Teufel mit in die heilige Stadt, stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sagte zu ihm: »Wenn du Gottes Sohn bist, dann stürze dich hinab. Denn es steht geschrieben: >Seinen Engeln wird er dich anbefehlen, und sie werden dich auf Händen tragen, damit du deinen Fuß an keinen Stein stoßest<« Jesus sprach zu ihm: »Es steht auch geschrieben: >Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.<«*

*Wieder nahm ihn der Teufel mit auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sagte zu ihm: »Das alles werde ich dir geben, wenn du niederfällst und mir huldigst.« Da sprach Jesus zu ihm: »Hinweg, Satan! Denn es steht ge-*

*schrieben: >Dem Herrn, deinem Gott, sollst du huldigen und ihm allein dienen<<*

Die Geschichte von der Versuchung Jesu durch den Teufel weckt Zweifel, zumal sie auf eine ganz andersartige Zeremonie folgt, die Taufe Jesu nämlich. Doch die Juden praktizierten die Taufe gar nicht, sie war ein spezifisch essenischer Ritus. Was nichts anderes heißt, als daß uns Jesus hier gleich zu Beginn als Essener vorgestellt wird, während die Essener doch im Neuen Testament an keiner Stelle erwähnt werden. Darüber hinaus diente die Taufe bei den Essenern dazu, sich von der Erbsünde reinzuwaschen, und wenn man sie nun auf Jesus anwendet, dessen Mutter nach moderner theologischer Auffassung von der Erbsünde ausgenommen war und ihn vom Heiligen Geist empfangen hatte, so ist die Taufe hier bestenfalls unnötig, wenn nicht gar gotteslästerlich.

Warum sich Jesus in der Wüste aufhielt, wissen die synoptischen Evangelien nicht zu sagen. Nach Matthäus ereignet sich die Versuchung Jesu nach Beendigung seines Fastens, bei Markus und Lukas jedoch während des Fastens. Johannes hingegen erwähnt sie überhaupt nicht. Nur Matthäus und Lukas schildern die dreifache Versuchung, die Markus überhaupt wegläßt. So weit, so gut.

Nun wirft aber diese Geschichte gleich drei Rätsel auf. Das erste wäre, daß hier Jesus vom Geist auf die Probe gestellt wird, vom Heiligen Geist ganz offensichtlich. Dieser Geist ist identisch mit der Taube, die im Augenblick der Taufe auf Jesus niederschwebt und ihn anschließend in die Wüste schickt (Markus 1;1-12). Diese Konfrontation enthält überaus deutliche Anklänge an die Prüfung Hiobs; es sieht also ganz danach aus, als habe Gott seinen eigenen Sohn durch den Heiligen Geist in Versuchung führen wollen, eine Versuchung, in die man die Gottheit nicht führen darf, woran ihn Jesus selbst erinnert. Das Ganze hat den Anschein, als ob sich Gott der Göttlichkeit Seines Sohnes nicht so ganz sicher gewesen wäre, oder unsicher, ob diese Göttlichkeit ihn auch vor der Versuchung bewahren könnte.

Das zweite Rätsel ist die offenkundige Ignoranz Satans: Er weiß, daß Jesus der Sohn Gottes ist, so wie er ja auch weiß, daß Jesus weiß,

wer er ist, das geht aus seiner ganzen Rede deutlich hervor, und doch versteift er sich törichterweise darauf, Jesus in Versuchung zu führen. Wir haben es hier also mit einem Feind zu tun, der von vornherein als Dummkopf hingestellt wird.

Das dritte Rätsel ist, daß Jesu Jünger von seiner Göttlichkeit überzeugt sind, weil er Wunder vollbringt. Auch den Teufel überzeugt das, und doch weigert sich Jesus hier, ein Wunder zu tun, mit dem er sich doch immerhin seinen Versucher für alle Zeiten hätte vom Hals schaffen können. Diese Enthaltung ist um so unverständlicher, als Jesus später, bei anderer Gelegenheit, nicht zögert, eben jenem Satan mit seinen wundertätigen Fähigkeiten beizukommen.

So liegt der Schluß nahe, daß der Bericht über die drei Versuchungen in der Wüste ziemlich unbeholfen und konfus ist und nur dazu dient, die Figur Satans in seiner neuen Identität als Feind Gottes einzuführen.

Zudem bestreitet die moderne Exegese die Authentizität der Geschichte: »Der Dialog zwischen Jesus und dem Teufel spiegelt rabbinische Disputationen wider«, schätzt Bultmann.<sup>1</sup> Eine Disputation in drei Durchgängen, deren Lösung jeweils durch eine Schriftstelle belegt wird, findet sich in mehreren rabbinischen Schriften. In einem Fall disputiert ein Rabbi mit dem obersten Dämon, und in der jüdischen Legende von Abraham verlangt Satan seine Anbetung als Preis für Nimrods Errettung aus dem Feuerofen. Was aber wollte man mit dieser Geschichte beweisen. Daß der irdische Jesus trotz seiner Menschennatur der Messias ist? Dagegen spricht, daß die Versuchungen nicht spezifisch messianische sind. Eigentlich könne man kaum klären, ob die Geschichte vom Zweikampf mit dem Satan letzten Endes auf einen Naturmythos nach der Art des Kampfes Marduks mit dem Chaosdrachen zurückgeht, meint Bultmann abschließend. Mit anderen Worten, man weiß nicht, ob nicht vielleicht auch diese Geschichte der mesopotamischen Mythologie entlehnt worden ist.

Die Geschichte ist also freie Erfindung. Unter Benutzung eines fremden Mythos behandelt sie ein Thema, das erst später Bedeutung erlangte. Aber der essenische Einfluß ist deutlich spürbar.

Bis zur Herausgabe der Schriftrollen vom Toten Meer im Jahre

1955 glaubte man, das Christentum sei mit Christus entstanden. Heute wissen wir, daß es deutliche Übereinstimmungen zwischen ihm und den Essenern gab. Die Rolle Johannes des Täufers und insbesondere die Taufe Jesu bestätigen das.

Auf eine noch zu klärende Weise war Jesus der Lehre der Asketen von Qumran, dem großen essenischen Zentrum am Toten Meer, gefolgt und hatte sich anschließend mehr oder weniger von ihnen gelöst. Nun tritt aber in der essenischen Lehre der Einfluß der mesopotamischen Mythologien auf das späte Judentum offen zutage. Zudem gab es eine essenische Sekte in Mesopotamien, die Elkesaiten, von denen sich die Täufersekte Johannes des Täufers ableitete. Nicht der Satan des alttestamentarischen Judentums, sondern ihr ureigener Teufel sollte durch Jesu Vermittlung Eingang in die christliche Überlieferung finden. Die Evangelien - und nicht nur die vier kanonischen - werden alle den Hauptgedanken des Essenismus wieder aufgreifen: daß man die Ankunft des Königreichs Gottes beschleunigen kann, indem man den Teufel bändigt.

Das Ziel, das Jesus während seines langen öffentlichen Predigertums verfolgte, war es, Satan, Beelzebub oder Azazel, wie auch immer sie heißen mögen, in Fesseln zu legen. Unablässig befreit er die Menschen von den »Dämonen«, den Dienern Satans<sup>2</sup>, und darin wird er seine Jünger unterweisen: »Viele werden an jenem Tage zu mir sagen: >Herr, Herr, haben wir nicht geweissagt in deinem Namen, in deinem Namen Dämonen ausgetrieben? <<<sup>3</sup> Die Evangelien sind voller Berichte über Teufelsaustreibungen, so daß man sich am Ende die Frage stellt, ob es denn in Palästina tatsächlich so viele Besessene gegeben hat. »Als es aber Abend geworden war, brachte man viele Besessene zu ihm. Und er trieb die Geister durch sein Wort aus.«<sup>4</sup>

Erstmals beobachtet man eine neue Äußerung der Teufelsbesessenheit, einer Art Tollheit. Der Dämon, der in den Besessenen von Kapharnaum<sup>5</sup> gefahren ist, fängt beim Anblick von Jesus zu schreien an, und bevor er den Besessenen auf Jesu Anrufung hin verläßt, wirft er diesen zu Boden. Ebenso geschieht es bei den Söhnen des Mannes aus Cäsarea Philippi, der seit seiner Kindheit von einem un-

reinen Geist heimgesucht wird; wenn dieser ihn packt, reißt er ihn hin und her, so daß er schäumt und mit den Zähnen knirscht.<sup>6</sup> Bei Markus ist dieser Bericht noch etwas weiter ausgeschmückt: Der Besessene von Kapharnaum hauste in den Grabhöhlen, wo man vergeblich versucht hatte, ihn in Ketten zu legen. In einem Anfall von Selbstverstümmelung verletzt er sich mit Steinen.<sup>7</sup> Als er Jesus sieht, läuft er zu ihm hin, wirft sich vor ihm nieder und schreit: »Was habe ich mit dir zu tun, Jesus, Sohn des höchsten Gottes?« Ein Satz, der die Angst des Teufels wiedergibt, zu Satan jedoch nur schlecht passen will. Wir haben es hier mit den ersten Fällen klinischer Hysterie zu tun, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts von Clérambault und Charcot erforscht wurde, nachdem man jahrhundertlang Menschen, zu 90 % Frauen, die der Hexerei angeklagt waren, auf die Scheiterhaufen geschickt hatte.

Hier wird erstmals Krankheit mit dem Teufel in Verbindung gebracht, von den Evangelisten als »unreiner Geist« bezeichnet, und der Aussätzig, der von Jesus geheilt werden will, bittet ihn: »Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen!«<sup>8</sup> Dasselbe wiederholt sich bei vielen anderen Krankheiten wie Arthrose<sup>9</sup> und Rheumatismus. Die Krankheit entspricht dem Bild des Dämons, der sie hervorgerufen hat, wie in der Geschichte von dem Mann, der stumm ist, weil er von einem stummen Dämon besessen ist.<sup>10</sup> Auch diese Gleichsetzung von Krankheit und Häßlichkeit mit Besessenheit ist ein Rückgriff auf mesopotamische Glaubensvorstellungen.

Dasselbe gilt für die Worte, die Jesus von Matthäus in den Mund gelegt werden: »Wenn aber der unreine Geist von dem Menschen ausgefahren ist, schweift er durch wasserlose Gegenden, sucht einen Ruheplatz und findet ihn nicht. Da sagt er: >Ich will in mein Haus zurückkehren, das ich verlassen haben. < Und er kommt, findet es leer, gefegt und geschmückt. Dann geht er hin und nimmt sieben andere Geister mit sich, die noch schlimmer sind als er, und sie ziehen ein und wohnen darin. Und die letzten Dinge dieses [besessenen] Menschen werden ärger sein als die ersten.«<sup>11</sup>

Ein weiteres typisches Merkmal dieser Teufelsvorstellung ist das völlig unmotivierte Handeln des Teufels. So fährt er in ein Mädchen,

das Töchterchen einer Syrophönizierin<sup>12</sup>, obwohl er dazu ebensowenig Grund hat, wie den Sohn des Mannes aus Cäsarea Philippi zu quälen oder den Geisteskranken in den Grabhöhlen. Im Alten Testament sind Satans Handlungen motiviert, in Neuen Testament führt er sich auf wie die Dämonen Ozeaniens oder Australiens; er tut, was ihm gerade einfällt. Wahrscheinlich spricht daraus die Angst, die man im Palästina des 1. Jahrhunderts vor der Apokalypse empfand. Jeder glaubte sich von einem Teufel bedroht, der so unberechenbar war wie ein tollwütiger Hund.

Charakteristisch ist schließlich auch die Phantastik der Dämonengeschichten, die im Alten Testament nicht zu finden ist. Als Jesus an dem Geisteskranken der Grabhöhlen die Teufelsaustreibung vorgenommen hatte, fuhr eine Legion von Dämonen aus. Diese baten ihn um Erlaubnis, in eine Herde von Schweinen zu fahren, die dort am Berg weideten. Ein merkwürdiger und wohl nur symbolischer Hinweis, denn die Juden züchteten niemals Schweine. Noch außergewöhnlicher ist jedoch, daß Jesus den Dämonen tatsächlich erlaubt, in die Schweine zu fahren. Woraufhin die armen Tiere wie wahnsinnig den Abhang hinabstürmten und sich im See ertränkten. Eine unsinnige Geschichte, denn Jesus, in seiner Weisheit und Güte, hatte nicht die geringste Ursache, diese Kreaturen so zu quälen, die darüber hinaus in den Jahrhunderten danach von seinen Schülern mit Vergnügen verspeist werden sollten. Auch ist es eine rein jüdische Geschichte<sup>13</sup>, da zu dieser Zeit nur die Juden den Verzehr von Schweinefleisch für unrein hielten.

Was Jesus wirklich gesagt hat, wird man niemals in Erfahrung bringen, denn offensichtlich wurden seine Worte in der ersten christlichen Gemeinschaft jeweils so überliefert, wie man sie verstanden wissen wollte. Erstaunlich ist immerhin, daß Jesus am Ölberg, kurz vor seiner Gefangennahme, nicht mehr nach mesopotamischem Vorbild von »unreinen Geistern« spricht, sondern erstmals auf das Teufelsbild des Alten Testaments zurückgreift.

*Simon, Simon, siehe, Satan hat verlangt, euch im Sieb zu schütteln wie den Weizen.*<sup>14</sup>

WIR haben es hier mit einem direkten Verweis auf den Teufel aus jenen Texten zu tun, die man als das »erste Alte Testament« bezeichnen kann, speziell auf das Buch Hiob. Der Verweis auf Satan impliziert, daß dieser mit einer Mission betraut wurde, und wer sonst könnte das getan haben, wenn nicht Gott. Der Teufel ist also nicht mehr der Anführer einer Legion unreiner und launenhafter Geister, die streunenden Hunden gleichen, sondern einmal mehr der Akoluth eines Gottes, der, in Seiner höchsten Weisheit, die Menschen in Versuchung führt, ein getreuer Agent des göttlichen Willens. Es ist ein Satansbild, das der Vorstellung der Essener entschieden zuwiderläuft; gleichzeitig aber ist es das einzige dieser Art, das sich in den kanonischen Evangelien finden läßt. Soll man daraus den Schluß ziehen, Jesus habe sich von der essenischen Vorstellung vom Teufel als dem Feind Gottes und der Menschheit losgesagt? Oder soll man glauben, Lukas, der scharfsinnige griechische Schriftgelehrte, der die Unterschiede zwischen dem Satan des Alten Testaments und dem der Essener gewiß kannte, habe Jesus Worte in den Mund gelegt, die ihn vom essenischen Einfluß abgrenzten? Ich persönlich gebe der zweiten Hypothese den Vorzug.

Nach Jesu rätselhaftem Verschwinden von der Erde<sup>15</sup> beginnt für Satan sozusagen eine Zeit des Interregnums. In der phantasmagorischen Episode vom Verkauf der Besitztümer des Ananias, die sich in der Apostelgeschichte findet, spricht Petrus auf eine Weise vom Teufel, daß man ihn für einen bloßen Geist des Bösen halten könnte, der sich dem göttlichen Einfluß vollkommen entzogen hat. Ananias nämlich, der von dem Verkaufserlös einen Teil für sich zurückbehielt, wird von Petrus mit den Worten zurechtgewiesen: »Ananias, warum hat der Satan von deinem Herzen Besitz genommen, daß du den Heiligen Geist belogest und einen Teil von dem Erlös des Grundstückes unterschlugest?«<sup>16</sup> Woraufhin Ananias zu Boden stürzte und starb. Nun ist aber Petrus' Anschuldigung völlig unbegründet, denn Ananias hat niemanden belogen, da der Heilige Geist sich niemals in die Veräußerung von Gütern der Gemeinschaft eingemischt und Satan mit der ganzen Geschichte nichts zu tun hatte.

Aber in der Episode von den jüdischen Beschwörern, die die Be-

sessenen von ihren Leiden zu befreien suchen, indem sie den Namen des Herrn Jesus anrufen, begegnen wir wieder den »bösen Geistern« aus den Evangelien. Die sieben Söhne des Hohepriesters Skeuas (historisch nicht nachgewiesen<sup>17</sup>) machen sich daran, einen Geist von einem dieser Besessenen zu befragen.<sup>18</sup> In seiner Antwort zeigt sich dieser Geist erstaunlich gut informiert: »Jesus kenne ich, auch Paulus ist mir bekannt; aber wer seid ihr?«

Hier streifen wir einen geradezu parodistischen Bereich der Dämonologie, nämlich den des alexandrinischen Aberglaubens mit seinen durchtriebenen bösen Geistern, die stets auf dem laufenden sind und daher wissen, daß es einen Paulus gibt; auf geheimnisvolle Weise erkennen sie sofort, was ein echter und was ein falscher Teufelsaustreiber ist, wie Bakterien, die in der Lage wären, einen guten Arzt von einem mittelmäßigen zu unterscheiden. Die Episode von den sieben Beschwörern hätte vollauf genügen müssen, um die ganze Dämonologie der Lächerlichkeit preiszugeben. Gewiß, die östlichen Religionen nähern sich dem Niedergang des iranischen Ahriman und der prachtvollen babylonischen Dämonen. Doch weder von Lukas noch von Paulus konnte man mehr erwarten, da beide zerrissen waren zwischen dem apostolischen Rat Jerusalems, der in Paulus einen Betrüger und Häretiker sah, und einer universellen römischen Vision von der Lehre Jesu. Es ist nicht ihre Sache, Satan eine neue Rolle zuzuweisen. Lukas ist ein Kompilator, der gelegentlich zu propagandistischen Zwecken herumfabuliert, und Saulus-Paulus hat sich zu keiner Zeit durch theologische Erfindungsgabe hervorgetan. Er hat genug damit zu tun, das Alte Testament und das Wenige, was er von der Lehre Jesu weiß, für die hellenisierten Völker des östlichen Mittelmeerraums zurechtzuschneiden, ohne sich dabei auf das gefährliche Abenteuer einzulassen, eine neue Kosmogonie zu entwerfen. Er spricht nur an ganz wenigen Stellen vom Satan, etwa als er den Mann, der sich der »Blutschande« hingegeben hatte, dem Satan überantwortet<sup>19</sup> oder als er in einem Anfall ganz besonderer Geistlosigkeit erklärt, man dürfe sich nicht von Satan überlisten lassen.<sup>20</sup> Man weiß nie so recht, ob der Satan des Saulus Gottes Helfershelfer ist, der die Menschen in Versuchung führen soll, oder aber der Erzfeind Gottes.

Und offenbar bleibt es dabei bis zu den Kirchenvätern. Das sind zunächst jene, die andere in der christlichen Lehre unterweisen, später dann die Bischöfe und ab dem 6. Jahrhundert die im Konzil von Nizäa versammelten Kirchenfürsten.<sup>21</sup>

Die Kirchenväter sind gezwungen, sich dem Problem des Bösen zu stellen und ihm eine Genealogie zu geben. Die Sache nimmt ihren Anfang mit der Behauptung, Satan sei das Oberhaupt der Mächte der Finsternis, »eine Kreatur, die rein aus den Händen ihres Schöpfers hervorgegangen ist, ein Engel, der in der himmlischen Hierarchie auf einer der höchsten Stufen steht.«<sup>22</sup> Eine überaus orientalische, um nicht zu sagen iranische Vorstellung, die sich in der im Buch Hiob erwähnten »Ratsversammlung Gottes« widerspiegelt, in der auch Satan seinen Platz hat, ohne daß dies unter den ändern Mitgliedern irgendeine Gefühlsregung auslöste. Nach den Kirchenvätern soll sich dieser Engel gegen Gott aufgelehnt und die niederen Engel für seine Rebellion gewonnen haben.

Damit hätten wir es hier mit einer auf den Kopf gestellten Engels-hierarchie zu tun. Denn die Kirchenväter berufen sich offensichtlich auf die von Paulus aufgestellte Hierarchie, die drei absteigende Rangstufen umfaßt, die Erzengel, die Seraphim und die Cherubim, die von einem höchsten Engel angeführt werden, den Klemens schlicht Engel nennt, eine Methode, um die Vermittler zwischen dem unsichtbaren Gott und der Materie zu vervielfachen.

Die erste Frage, die bisher noch nicht gelöst werden konnte: Was für eine Begründung gibt es für den Fall der schlechten Engel? Das Böse? Aber dann wäre das Böse ja dem Satan vorangegangen, und dieser wäre nicht dafür verantwortlich. Ein schreckliches Dilemma, denn wenn Satan nicht der Erfinder des Bösen ist, wer dann? Der Kirchenvater Tatian verlegt den Fall Satans auf die Zeit nach dem Sündenfall der Menschen, womit er das Problem verschiebt, ohne es zu lösen, »denn wie hätte der Teufel den Menschen zu Fall bringen können, solange er selbst nicht moralisch gefallen war?«<sup>23</sup> Wir stoßen hier auf eine Kasuistik, die sich auf alle Ewigkeit in ihren Feinheiten verstricken wird. Irenäus etwa verlegt den Sturz Luzifers auf die Zeit zwischen der Erschaffung des Menschen und dessen Sündenfall.<sup>24</sup>

Auch das führt zu keiner Lösung, denn der Ursprung des Bösen, das Satan zu Fall gebracht hatte, ist noch immer nicht geklärt. Im 4. Jahrhundert versucht Laktantius, Berater des Kaisers Konstantin, das Problem einzukreisen, indem er den Sturz Satans auf die Eifersucht zurückführt, mit der er nicht den Menschen Jesus, sondern den Sohn, den Logos, verfolgte. In der Tat war der Sohn der Erstgeborene, der Mächtigste nach Gott: Satan nahm als sein Geschöpf nur den zweiten Rang ein. »Er war eifersüchtig auf diese Überlegenheit des Sohnes und lehnte sich gegen Gott auf, um sich von dieser Eifersucht zu befreien, woraufhin er aus dem Himmel vertrieben wurde.«<sup>25</sup> Laktantius ist nicht mehr weit von der gnostischen Aufteilung der Welt in Licht und Finsternis entfernt, wenn er feststellt: »Der Schöpferwille Gottes wollte zwei widerstreitende Geister, den einen als Prinzip des Guten, den anderen als Prinzip des Bösen.«<sup>26</sup> Gott wird also mit einem Demiurgen jenseits von Gut und Böse gleichgesetzt und ist nicht mehr der Gute Gott. So weit geht nicht einmal der Barnabasbrief, in dem es heißt: »Zwei Wege [...] gibt es [...], über den einen sind lichtspendende Engel Gottes gesetzt, über den anderen aber Engel des Satans.«<sup>27</sup> Für Barnabas lagen Gott und Satan miteinander im Wettstreit; für Laktantius waren beide Vasallen eines Großen Gottes.

Noch immer kommt kein Licht in das Dunkel, denn wenn Satan vom Anbeginn der Zeiten existiert und mit der Schöpfung der Welt zeitgleich ist, braucht man die Hypothese eines Sturzes gar nicht mehr einzuschalten. In diesem Fall stellt sich die Frage, wie denn der Anfang des Buches Hiob zu verstehen ist. Sollten in der Ratsversammlung ebenso Repräsentanten des Bösen wie Repräsentanten des Guten gesessen haben? Und wer wäre in diesem Falle der Gott, der Satan über seine jüngsten Aktivitäten befragt? Ist Er der Demiurg, der über Gut und Böse thront, oder ist Er der Gute Gott? Das Buch Hiob macht deutlich, daß Er zweifelsfrei der Gute Gott ist; aber wie läßt sich damit vereinbaren, daß der Gute Gott mit Satan paktiert haben soll? Oder sollte das so zu verstehen sein, daß Gott und Satan auf gleichem Fuße standen?

Andere Kirchenväter schlagen wiederum andere Lösungen vor:

Die bösen Engel waren angeblich gefallen, nachdem sie sinnlichen Begierden nachgegeben hatten. Eine Erklärung, die kaum überzeugender ist als die vorangegangenen, denn sowohl Wollust als auch Eifersucht und Stolz kommen aus dem Geist des Bösen. Die einen glauben, es hätte die Dämonen erst nach dem Fall nach den Menschenfrauen gelüstet, während andere dieses gerade für die Ursache ihres Sturzes halten.

Nach jahrzehntelangen fruchtlosen Debatten griff man schließlich wieder auf den essenischen Gedanken des Pseudo-Henoch zurück: auf jeden Fall hatten die Dämonen mit den Sterblichen geschlafen, und aus ihrer Vereinigung waren die Riesen hervorgegangen.<sup>28</sup> Man ließ sich sogar dazu hinreißen, die äußere Erscheinung der Dämonen zu beschreiben: Ihr Körper sei aus einem feineren Stoff als die Menschen, aber gröber als der Leib der Engel. Origines, einer der berühmtesten Exegeten der Urkirche, behauptet, sie seien »dunkel und finster«. Außerdem wüßten sie, wie der Lauf der Gestirne das Geschick der Menschen beeinflusse. Das war zugleich eine Rechtfertigung und eine Verurteilung der Astrologie. Eine Rechtfertigung, da dieser Gedanke impliziert, daß hier tatsächlich eine Wechselbeziehung besteht; eine Verurteilung, weil das bedeutet, daß die Astrologen von den Dämonen inspiriert werden. Schließlich behauptet Origines, ebenso wie Klemens von Alexandrien, Iustinus und Irenäus, daß die Dämonen und die Verdammten am Ende aller Zeiten bekehrt und gerettet würden.<sup>29</sup> Eine zweifelhafte These, besagt sie doch, daß es gar nicht lohnt, gegen Satan anzukämpfen. Außerdem steht sie in krassem Widerspruch zu Barnabas, bei dem es heißt: »Der Weg des Schwarzen [Satans] aber ist krumm und voll Fluchs. Denn er ist ein Weg ewigen Todes mit Strafe.«<sup>30</sup>

Auf einen ganz verwegenen Gedanken kam im 4. Jahrhundert Gregor von Nyssa. Er behauptet, da Satan durch die Erbsünde Rechte über die Menschen erworben hatte, griff Gott zu einer List und schloß mit Satan einen Vertrag, in dem er ihm zum Ersatz für die Menschen Jesus anbot, »ein Vorschlag, den Satan unverzüglich annahm, da er der Ansicht war, der Besitz eines so reinen, so heiligen Wesens wie Jesus sei für ihn wertvoller als der Besitz aller Menschen

zusammen«. <sup>31</sup> Doch Jesu Tod und Auferstehung offenbarte dessen Göttlichkeit, und Satan wich entsetzt zurück. Der Teufel war auf eine göttliche List hereingefallen.

Diese absurde und schockierende Hypothese hatte seinerzeit beachtlichen Erfolg, denn sie wurde von Ambrosius, von Leo dem Großen sowie von Gregor dem Großen aufgegriffen. Erst Gregor von Nazianz verwarf sie, da er sich nicht vorstellen konnte, daß Satan den Sohn Gottes, der doch selbst ein Gott war, als Lösegeld erhalten haben sollte. Doch Gregor von Nazianz äußerte sich ebensowenig wie seine Vorgänger über den Ursprung des Satans oder über dessen Erlösung.

Offenkundig waren die Kirchenväter in einem logischen Dilemma gefangen: War der Teufel nun die Ursache oder aber die Wirkung des Bösen? Auch die folgenden Jahrhunderte sollten keine zufriedenstellende Lösung bringen, und das kann kaum erstaunen, wenn man bedenkt, daß sie über einen unüberprüfbaren Begriff debattierten. Danach schweift die Debatte ab und richtet sich nun mehr auf die Rolle des Satans als auf sein Wesen. Im Laufe der Jahrhunderte ging die Tendenz mehr und mehr dahin, die Rolle Gottes herauszustreichen und die Ontologie des Teufels zu umgehen.

Damit tritt ein anderes Problem in den Vordergrund: Würde Gott es zulassen, daß die Menschheit eine Beute Satans wird, oder würde er in seiner unendlichen Güte Mitleid mit dem Menschen haben und seinen Urteilsspruch zurücknehmen? Diese These vertrat Athanasius, und in seinem hellenistischen, ganz von der Idee der menschlichen Freiheit durchdrungenen Geist schien er den Teufel verabschiedet zu haben.

Doch dieser Zustand war nicht von Dauer. Dafür sorgten die Dynamik des Volksglaubens, die Rivalität zwischen den Religionen und die divergierenden Strömungen, die sich innerhalb der Urkirche herausbildeten. Denn es gab damals weder ein Dogma noch eine Doktrin, nur einen Kern, ein Korpus von Glaubensvorstellungen, das aus der Lehre des Saulus-Paulus hervorgegangen war. Und die Priester, die Bischöfe und natürlich auch die Kirchenväter scheuten keine Mühe, dem Ganzen eine gewisse Kohärenz zu verleihen, doch sie zogen nur selten an einem Strang.

Zurückhaltung und Schläue waren jetzt erforderlich, denn man ist Teil des Römischen Reiches, das den größten Teil der zivilisierten westlichen Welt umfaßt. Bis Konstantin der Große sich im Jahre 312 vom Heidentum abwendet, wodurch erstmals ein Christ an die Spitze des Reiches gelangt, haben die Anhänger Jesu keine Handlungsfreiheit; sie sind ständig von Verfolgung bedroht, und selbst nach Konstantins Bekehrung wird sein Rivale und Mit-Kaiser Licinius im Jahre 321 die Christenverfolgung wieder aufnehmen.<sup>32</sup> Die Bischöfe können es sich nicht leisten, andere Religionen und religiöse Strömungen allzu offen anzugreifen, ohne damit die Freunde des Kaisers oder etwaige politische Interessengemeinschaften zu beleidigen. Auch die Anerkennung als Staatsreligion schaffte nicht alle Schwierigkeiten aus der Welt, da Konstantin sich das Recht anmaßte, in die theologischen Streitgespräche einzugreifen und beispielsweise Athanasius mit dem Bannfluch zu belegen.

Zwar hatten sich die Spannungen zwischen den christlichen Proselyten und den Nichtchristen seit den ersten Predigten des Saulus-Paulus etwas gemildert, zwar hatten sich die nichtbekehrten Volksgruppen allmählich mit den Ideen des Christentum vertraut gemacht, und die christlichen Gemeinschaften hatten sich entwickelt, aber deswegen drängten sich die Ungläubigen noch längst nicht vor den Kirchen, um sich bekehren zu lassen. Bis zum Siegeszug Konstantins bleiben die Christen Fremde im Reich. Die Prediger werden nicht selten vom Pöbel beleidigt, beschimpft und gelegentlich auch massakriert.

Unter diesen schwierigen Bedingungen ist der gefährlichste Rivale des jungen Christentums das Judentum, dessen Anhänger sehr aktiv sind. »Es gibt bei den Griechen nicht eine Stadt, noch gibt es bei den Barbaren auch nur ein Volk, das nicht seine jüdische Siedlung hätte«, schreibt Josephus. Das Judentum der mediterranen Welt wurde nicht nachhaltig vom Essenertum geprägt, und so blieb es den Buchstaben des Alten Testaments treu. Für das damalige Judentum ist der Teufel keine sonderlich profilierte Gestalt, denn der Erlösungsgedanke hat bei ihnen keine Bedeutung. Ein Christentum ohne Erlösung ist dagegen undenkbar. Deshalb ist es für die Kirchenväter zwingend

notwendig, sich klar vom Judentum abzugrenzen, und sei es auch nur, indem man Satan neu definiert. Diese Aufgabe ist um so dringlicher, als die Juden unter den Heiden nicht weniger Proselyten machen als die Christen.

Die nächsten Rivalen des Christentums sind zumindest bis zur Thronbesteigung Konstantins die römische Religion, die als Staatsreligion fungiert, und die hellenistische Religion, die allen Mittelmeervölkern bestens vertraut ist. Beide enthalten keine Spur eines Erlösungsgedankens und der Teufel ist ihnen vollkommen fremd. Vor allem aber bieten diese beiden Religionen ihren Anhängern einen moralischen und intellektuellen »Komfort«, mit dem das Christentum nicht zu konkurrieren vermag. Sie belasten die Gläubigen nicht mit der demütigenden Erbsünde und der existenziellen Angst, die daraus erwächst. Für sie kann Tugend nur philosophische Grundlagen haben.

Die Kirchenväter, darunter auch Klemens von Alexandrien, ein gebürtiger Athener, der erst spät zum Christentum übertrat, waren sich dessen voll und bewusst. Und so unternahm Klemens im 2. Jahrhundert den abenteuerlichen Versuch, die griechische Philosophie als »Weg zu Jesus« darzustellen. Für ihn ist Sünde, »was sich dem gesunden, vom Wort oder Logos eingegebenen Urteil entgegenstellt.«<sup>33</sup> Eine erstaunliche Pirouette, mit der er beweisen möchte, daß es nur logisch ist, Christ zu sein, und der Glaube dabei keine große Rolle spielt. Der Teufel als Ursprung der Sünde erscheint dabei als Inkarnation des Widersinnigen.

An Klemens interessiert uns jedoch vor allem, daß er der erste Kirchenvater ist, der die Götter der anderen Religionen mit einem Bannfluch belegt. Er behauptet: »Alle Götter der Heiden sind Trugbilder der Dämonen.«<sup>34</sup> Ein simpler Taschenspielertrick: Da die Kirchenväter nicht fähig waren, sich untereinander auf eine Definition Satans zu einigen, beschränkten sie sich darauf, ihm nach außen hin eine andere Identität zu geben: Satan ist Zeus, Jupiter, Baal, Ahura Mazda... Diese Vertauschung ist um so geschickter, als die Christen in den ersten Jahrhunderten sogar duldeten, daß Jesus mit verschiedenen griechisch-römischen Göttern gleichgesetzt wurde, mit Apollo, Herakles und selbst Orpheus oder Dionysos.

Dionysos bietet sich der eroberungswütigen Rhetorik der Christen förmlich an, wie Herakles ist er ein geopferter Halbgott, noch dazu ein Lebenssymbol, und seine Zerstückelung durch die Mänaden ist der Auftakt zu einer ewigen Wiedergeburt. Was zählt es da, daß die dionysischen und auch die eleusinischen Mysterien Feste zur Verherrlichung des Lebens und mystische Hochzeiten mit der Natur waren, oder gar, daß der Teufel und das Böse darin gar nicht vorkommen.

Wenn sich die ersten christlichen hellenistischen Proselyten für ihre Predigten und rhetorischen Übungen religiöser und philosophischer Themen griechisch-römischer Herkunft bedienten, so griffen sie damit nur auf die alte Tradition des *Interpretatio graeca* zurück, bei der man nicht versuchte, den Einheimischen neue Götter aufzuzwingen, sondern ihnen die Möglichkeit gab, ihre eigenen Götter in den fremden Namen und Erscheinungsformen wiederzufinden. Nur so ist auch zu erklären, warum die griechischen und griechisch-römischen Götter von Menschen angenommen wurden, die vorher andere Götter angebetet hatten; so geschehen bei der Verschmelzung von Jupiter und Zeus mit Baal Hadad, dem Gott der Stürme und des Regens in Damaskus; von Herakles und Nergal; Hera und Astarte, Aphrodite und al-Uzzá, Dionysos und Dusares.<sup>35</sup> Die lokalen Gottheiten wurden mit griechischen oder römischen Namen belegt, und umgekehrt wurden den adoptierten und adaptierten griechischen und römischen Göttern lokale Namen und Eigenschaften zugeordnet.

Dieses Phänomen des Austauschs und der Austauschbarkeit der Götter ist ein ganz wichtiger Punkt, wenn man verstehen will, warum das Christentum in den Provinzen des Römischen Reiches so großen Erfolg hatte. Damit tritt ein Wesenszug der antiken Religionen hervor, der oft übersehen wird: Alle Völker dieses Raumes glaubten, daß ihre Götter universell seien und sich von anderen Göttern nur durch den Namen oder sekundäre Merkmale unterschieden. Sie übernahmen diese Götter so zwanglos, wie Rom es mit dem Kult der ägyptischen Göttin Isis tat, die zur populärsten fremden Göttin Roms wurde.

Dank der *Interpretatio graeca* und der griechisch-römischen Ver-

weise nahm die hellenistische Zuhörerschaft die Darstellung des Christentums als Fortführung und Vollendung der griechischen Religion und Philosophie bereitwillig an. Den Verkündern des Evangeliums entstanden daraus nur um so größere Schwierigkeiten, denn wo sie auch predigten, die hellenistische Diaspora war immer schon vor ihnen da. Und dem hellenistischen Denken war der Teufel völlig fremd. Dadurch wurde es noch schwieriger, den Teufel theoretisch zu untermauern und eine allseits akzeptable Theorie des Teufels zu schaffen. Und diese Schwierigkeit wuchs, je weiter die christlichen Missionare zum Predigen in die Ferne zogen. Gegen Ende des 3. Jahrhunderts war ganz Kleinasien christianisiert, und manche Provinzen, wie Armenien, Bithynien, Phrygien, Pisidien und die Gebiete des alten Karthago waren überwiegend oder zu großen Teilen christlich. Aber Christen gab es auch in ganz Griechenland und beinahe in ganz Italien, und sogar in Dakien, in Pannonien, in Noricum und in Rätien. Aquitanien befand sich in einer Christianisierungswelle, und nur ein kleiner Teil Hispaniens war noch nicht von den Verkündern des Evangeliums besucht worden. Und schließlich fanden sich Christen schon in Belgien, Germanien und sogar in manchen Gegenden Englands, in London, Canterbury und York. So mußten die christlichen Missionare ihre Lehre auch den Kelten vermitteln, deren Religion den Teufel gar nicht kannte. Und vor allem im Orient mußten sie sich dem Mithraismus stellen, der sie durch seine Ähnlichkeit mit dem Christentum in eine paradoxe Situation brachte: Dort gab es einen einzigen Gott, einen Teufel und eine aus Gott selbst hervorgegangene Gestalt, Mithra; das alles sah dem Christentum zum Verwechseln ähnlich und bedeutete eine ernsthafte Bedrohung, zumal der mithraistische Dualismus eine religiöse Bewegung hervorgebracht hatte, die bei den Juden, insbesondere den Essenern, und sogar bei den Christen feste Wurzeln schlug: die Gnosis.

Es war daher nicht der eigentliche Mithraismus, zumindest nicht in seiner griechisch-römischen Form, der die größte Gefahr darstellte. Sein Kult wurde im römischen Orient nur selten praktiziert, und er war den Männern, insbesondere den Soldaten vorbehalten, auch wenn diese ihn bis weit ins römische Reich verbreiteten. Gefährlich

war die Gnosis, die dem Christentum so ähnlich und doch von diesem so überaus verschieden ist. In der Gnosis, einem äußerst komplexen Lehrgebäude, war das Böse auf Anhieb darin zu erkennen, daß es das lebendige Leben war, sowie alles, was darin Materie ist.<sup>36</sup> Das Böse, und damit auch Satan, hatte es schon immer gegeben: im Anfang »gab es das Licht und die Finsternis, und inmitten der beiden den Geist«.

Mit dieser Methode, das Böse und Satan zu erkennen, war den orthodoxen Christen in gar keiner Weise gedient, und zwar aus mehreren Gründen. Der erste Grund ist der, daß dem Gott des Guten, dem Guten Gott, nur eine sekundäre Rolle zukam. Der zweite Grund ergibt sich unmittelbar aus dem ersten: indem der Gnostizismus die materielle Welt als das Reich des Satans hinstellte, war für ihn die Fleischwerdung des Gottessohns in der Gestalt Jesu nicht von Interesse.<sup>37</sup> Denn gerade durch seine Fleischwerdung gelangte Jesus in den Bereich des Bösen. Oder aber er war nicht der fleischgewordene Gott. Beide Alternativen waren unannehmbar. Schlimmer noch, Satan hatte das Spiel bis ans Ende der Zeiten gewonnen, da wir alle Geschöpfe des Bösen sind.

Es mochte noch angehen, daß einige Apologeten unter den Kirchenvätern ihrem Hang zur Gnosis nachgaben, das war nichts weiter als ein persönlicher Irrtum. Weitaus schlimmer war es, daß manche Evangelien (vor dem Dekret von Papst Gelasius gab es mehr als vier), wie etwa das Johannesevangelium, spezifisch gnostische Konnotationen enthielten. Denn gerade in diesem Evangelium sagt Jesus: »Ich werde nicht mehr mit euch reden. Denn der Fürst dieser Welt kommt.«<sup>38</sup> Was ja wohl bedeutete, daß Jesus dem Satan die Herrschaft über diese Welt zugestand, die These der Gnostiker also der Wahrheit entsprach. Bekanntlich entging das Johannesevangelium nur knapp dem Verdikt des Papstes Gelasius.

Marcion, der mächtigste unter den häretischen Denkern und gewiß auch der originellste unter den Gnostikern, stellte die Behauptung auf, daß eine wirkliche Fleischwerdung Christ nie stattgefunden habe, so daß die Kreuzigung nicht am Körper eines Gottes vollzogen worden sei. Eine zusammenfassende Darstellung der Gnosis zu ge-

ben ist hier unmöglich. Deshalb sei nur auf die Vielfalt der gnostischen Sekten hingewiesen, als da sind: Simonianer, Menandrianer, Saturnianer, Basilidianer, Nicolaiten, Stratiotiker oder Phibioniten, Sekundianer, Sokratiker, Zacharianer, borborianische Koddianer, Barbelioten, Karpokratianer, Cerinthianer oder Merinthianer, Nazarener, Ebioniten, Valentinianer. Da kann es kaum verwundern, wenn die Schüler des Saulus-Paulus in der Gnosis schon bald einen weitaus gefährlicheren Feind erblickten als im »Heidentum«, zumal sie auf demselben Boden entstanden war wie das Christentum.

Und Saulus-Paulus hatte diese Gefahr selbst noch verstärkt: Hatte er nicht die Dummheit begangen, einzugestehen, daß Gott uns Jesus gesandt hatte in einer Gestalt, die der unseren des sündigen Fleisches ähnlich war?<sup>39</sup> Mit anderen Worten, Jesus war von der Sünde befleckt! Jesus war dem Satan zum Opfer gefallen! Zuschanden das Bild von der Unbeflecktheit des Heilands! Ausgelöscht seine göttliche Natur! Nur zu verständlich, daß Klemens von Alexandrien ein solches Protestgeschrei erhob, als Basilides diesen Gedanken wieder aufgriff! Doch die Texte des Saulus-Paulus hielten noch andere Brechen für die gnostischen Finessen bereit. Denn wieder war er es, der das sündige Fleisch der ewigen Verdammnis überließ, indem er verkündete: »Fleisch und Blut können das Gottesreich nicht erben.«<sup>40</sup>

Bis um das 5. Jahrhundert etwa trieb die Gnosis den Kirchenvätern den kalten Schweiß auf die Stirn: hätte man ihren Teufel angenommen, so wäre er zu einer unheilbaren Krankheit geworden, und die Begriffe von Sünde und Erlösung wären keinen Pfifferling mehr wert gewesen. Die verwirrende Anzahl messianischer Erlöser zur damaligen Zeit, allen voran Simon Magus, den Jesus in Samaria aufsuchte, bis hin zu Dositheus, Menander und Apollonius von Tyana, allesamt Gnostiker, mobilisierte die Kräfte der in ihrem Lebensnerv getroffenen Urkirche. Und das umso mehr, als sie von vermeintlich Verbündeten mit ausdauerndem Haß verfolgt wurde. So geschehen im 2. Jahrhundert mit dem unbeugsamen Feind Roms, Bar Kochba, von dem man doch hätte annehmen können, daß er den Christen wohlgesonnen wäre. Als sein eigener Messias peinigte Bar Kochba die Christen Palästinas, bis sie ihrem Glauben abschworen und Jesus

lästerten. Ein weiteres Beispiel sind die Sabier, die Anhänger Johannes des Täufers, die sich als erbitterte und überaus zähe Feinde der Christen erwiesen.

Der Kampf der Christen gegen die Gnostiker dauerte etwa fünf Jahrhunderte. Man belegte sie mit dem Kirchenbann und untersagte allen Gläubigen, ihren Lehren Aufmerksamkeit zu schenken. Fast wäre die Gnosis darüber in Vergessenheit geraten. Nur durch Zufall entdeckte man im Jahre 1945 in Ägypten eine umfangreiche gnostische Bibliothek, die sechzig Traktate, die den Zensoren entgangen waren und die für das Verständnis der Quellen des Christentums ungefähr soviel Bedeutung haben wie die Handschriften vom Toten Meer.

Doch die gnostische Pest war nur eine von vielen Gefahren. Die Schismen und die Häresien kamen aus einer anderen Richtung. Das erste gravierende Schisma war das Werk eines Priesters aus Alexandrien. Anfang des 4. Jahrhunderts begann der in Antiochia ausgebildete Arius mit seinem Bischof einen Streit über das Wesen Gottes. Nach seiner Vertreibung aus Alexandrien verbreitete er im ganzen östlichen Mittelmeerbecken Ideen, die für das Christentum, das sich selbst als orthodox definiert hatte, äußerst zweifelhaft waren. Arius war der Ansicht, daß Christus auf den Vater gefolgt war, der ihn folglich aus dem Nichts heraus geschaffen hatte; wenn er Gott ist, so nur ein zweitrangiger. Der Sohn ist die einzige Schöpfung des Vaters, und »der Rest der Schöpfung ist das unmittelbare Werk des Sohnes durch den Willen des Vaters«.<sup>41</sup> Damit stellte Arius die ganze mühsam ausgearbeitete christliche Theologie in Frage. Der Teufel verschwand hier quasi, da er, wie alle anderen Schöpfungen des Himmels, eine Schöpfung Jesu war.

Man kann sich denken, wie große die Aufregung war. Konstantin selbst führte die Opposition an und berief 325 das Konzil von Nizäa ein. Byzanz geriet nicht so sehr über die neue Identität des Teufels in Wallung als vielmehr über das neue Jesusbild, das Christus in die zweite Reihe verwies. Doch wer das Wesen Christi in Frage stellte, der stellte auch das Wesen des Teufels in Frage.

Andere Häresien verbreiteten sich, wie der dem Adoptionsgedan-

ken anhängende Monarchianismus, für den Christus ein einfacher Mensch war, der aufgrund seiner Verdienste von Gott als Sohn adoptiert wurde, ein Gedanke, der von Theodosius von Byzanz eingeführt wurde.<sup>42</sup> Erst nach dieser Adoption habe Jesus Wunder vorbringen können, behauptete Theodosius. Diese Theorie schien sich durch Textstellen in den Evangelien belegen zu lassen, vor allem durch das Matthäusevangelium: »Und wer ein Wort gegen den Menschensohn sagt, dem wird vergeben werden; wer aber gegen den Heiligen Geist spricht, dem wird nicht vergeben werden« (12;32). Und durch das Johannesevangelium: »Nun aber sucht ihr mich zu töten, der ich die Wahrheit verkündet habe« (8;40). Die Folgen für den Status des Teufels liegen auf der Hand: Die Erlösung, falls davon überhaupt noch die Rede sein konnte, verlor beträchtlich an Bedeutung, und die Menschheit fand sich in den Fängen Satans wieder, genau wie in den ersten Tagen.

Genauso verhielt es sich mit der ebionitischen Häresie, die überdies viele Gemeinsamkeiten mit dem Adoptionismus aufwies. In diesem System, das die Lehre des Saulus-Paulus verwarf, war Jesus nur ein Mensch gewesen. Es berücksichtigte also genausowenig die paulinische Mär von der Erlösung.<sup>43</sup>

Trotz aller Angriffe und Bannflüche hielt sich auch hartnäckig die Bewegung der Schüler des Simon Magus, der für einen Teil der frühen Christenheit der Rivale Jesu war. Simon, der Schüler des Esseners Dositheus; Simon, der sich als Inkarnation der »absoluten Macht Gottes« verstand und als solcher akzeptiert wurde; jener Simon, dessen Schüler die Ansicht vertraten, Leiden und Sterben Jesu Christi sei nur Schein gewesen; und schließlich Simon, der sich gegen die Propheten wandte, weil ihre Eingebungen von Engeln stammten, die nichts über den göttlichen Plan wußten und die Menschheit in Fesseln schlagen wollten. Durch die Schwachstellen seiner Lehre rinnt allenthalben der Teufel wie durch zahllose Lecks, da es auch hier wieder keine Erlösung gab und sich in der Person des Simon ein triumphierender Gott manifestierte, dessen Absichten kein Teufel je vereiteln könnte!<sup>44</sup>

An dieser Stelle sollen noch die bereits erwähnten Sabier genannt

werden, deren Häresie der Urkirche kaum größere Probleme bereitet hätte, wenn sie sich nicht auf eben jenen Johannes berufen hätten, der Jesus getauft hatte. Doch Welch eine Blasphemie, daß der aus seinem Gefängnis einen Boten zu Jesus sandte, um ihn zu fragen: »Bist du wirklich der, den wir erwarten, oder kommt noch ein anderer?« Für die Sabier war Jesus also nicht der Messias; er war nicht der Sohn Gottes, und der Gott der Juden, Adonai, war ein boshafter Gott!<sup>45</sup> Und die Evangelien konnten das beweisen! Was sollte man mit dem Satan der Sabier anfangen, da Adonai selbst ein böser Gott war? Und was tun mit ihrem Satan, der noch dazu weiblich war?

Erwähnenswert ist schließlich noch die Faszination, die der Manichäismus auf die Christen des Orients ausübte. Die Lehre des Mani, Sohn eines parthischen Fürsten und einer Judenchristin, ist ebenfalls aus dem Mazdaismus abgeleitet. Sie ist gewissermaßen nur ein weiterer Synkretismus, in diesem Falle ein Synkretismus zwischen dem zoroastrischen Vedismus und dem Judentum, denn Mani wollte Buddha, Zarathustra und Jesus in ein und derselben Lehre vereinen. Auf den ersten Blick stellte der Manichäismus nichts anderes dar als die uralte Spaltung der Welt in Licht und Finsternis, wie Zarathustra sie verkündet hatte, nur in einem neuen Gewand. Mani hatte dem lediglich ein magisches und poetisches Epos von der Revolte des Lichts gegen die Mächte der Finsternis hinzugefügt.

So entstand eine kleine Gemeinschaft, die sich im Innersten weigerte zu akzeptieren, daß tatsächlich der Sohn Gottes gefoltert und nackt am Schandpfahl zu Tode gebracht worden war. Vielleicht wäre der Manichäismus ja eine gute Lösung gewesen, verband er doch die drei großen östlichen Religionen miteinander. Selbst Augustinus war ein Anhänger dieser Lehre. Aber die Scheiterhaufen loderten schon. Mani starb den Märtyrertod, und seine späteren Schüler, die Albigenser, Katharer und Bogomilen, sollten ihm ins Leid und in die Flammen folgen. Denn es konnte nicht hingenommen werden, daß der Teufel der Fürst dieser Welt sein sollte, obwohl Jesus das selbst gesagt hatte und die Manichäer sich dazu bekannten.

Übrigens haben junge Kirchen die größte Angst vor Spaltungen, und die christliche bildete da keine Ausnahme. Gegen diese Form der

Gnosis, die noch schlimmer war als die marcionitische Häresie, mobilisierte sie alle Kräfte.

Gestützt auf die Macht des Kaisers und der Bischöfe machten die Konzile sich daran, die Irrtümer und ihre Anhänger auszumerzen. Nachdem die Christen in den römischen Zirkusarenen ihr Leben gelassen hatten, sollten sie nun die Arenen ihrer Mitchristen kennenlernen, sofern sie Gott und Satan andere Territorien zugewiesen hatten als die Kirchenväter.

Niemand konnte unterdessen sagen, woher der Satan eigentlich kam, und auch nicht, ob er Wirkung oder Ursache war. Eine Scheinfrage, die natürlich der böse Geist eingeflüstert hatte.

Und es wurde Nacht.

# Die tiefe Nacht des Abendlandes: Vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution

Mehr über die Konzile - Das satanische Satansbild oder die Verbreitung der Lehre des Priscillian - Religiöse Verfolgungen und die Inquisition als Anlagekapital - Die Scheiterhaufen der Häretiker - Von den Delirien der Inquisitoren und der Bedrohung durch den Katechismus - Die ungezählten Massaker unter Berufung auf Teufelsbesessenheit - Wie die Juden zu Werkzeugen Satans erklärt wurden - Warum es keine zusammenhängende Satansdoktrin gab und geben konnte - Von Hexen und Hexenmeistern - Von der Abschaffung der Inquisition durch Napoleon und der ergebnislosen Bemühung der Bourbonen, sie wieder einzuführen

Aus den ersten vier Jahrhunderten des Christentums war Satan mit einem etwas sonderbaren Status hervorgegangen: Es gab ihn zwar, aber man wußte nicht so recht, wer er war und woher er kam. Philosophisch könnte man sagen, »seine Existenz ging der Essenz voraus«.<sup>1</sup> Von den zahlreichen Autoritäten machte sich jede ihren eigenen Satansbegriff, doch es herrschte keine Einmütigkeit, kurzum, es gab keine Theorie des Teufels.

Die Konzile versuchten, diesem Mangel abzuhelfen. Das erste Konzil, das nizäische, ging auf Umwegen an die Frage heran. Wenn man auch nicht wußte, wer der Teufel war, behauptete man doch zu wissen, wer er *nicht* war. Für Konstantin, der das Konzil einberufen hatte, ging es vorwiegend darum, das Gestrüpp der Theorien zu lichten und vor allem darüber zu wachen, daß sich die Christenheit, zu deren Kaiser er sich ausgerufen hatte, nicht zerstreute und am Ende nur noch ein Mosaik bildete. Vorrangiges Ziel war es, den Arianis-

mus auszuschließen, als dessen Folge sich eine gefährliche Teufelsvorstellung durchzusetzen drohte. Als man schließlich in der Frage der Konsubstantialität, der Gleichwesentlichkeit von Vater und Sohn, zu einer Einigung gelangte, die man in den Begriffen »erzeugt, nicht geschaffen« zusammenfaßte, ließ man die Zeugen unterschreiben. Arius, also der Vater des Arianismus, und zwei Bischöfe, Secundus von Ptolemais und Theonas von Marmarika, weigerten sich, die Verhandlungsurkunden zu unterzeichnen.<sup>2</sup> Sie wurden exkommuniziert und nicht zum Schlußbankett geladen. Die junge Kirche hatte entschieden, daß der Teufel jedenfalls keine Schöpfung Jesu war. Damit war zumindest schon etwas gewonnen.

Aber man brauchte weitaus mehr, um die blühende Phantasie zu bändigen, die immer noch um diese malefiziöse Macht wucherte. Der Teufel nahm schließlich so gewaltige Dimensionen an, daß man zwei Jahrhunderte später auf Abhilfe sann. Ein »Laie von Stand«<sup>3</sup> und späterer Priester, ein gewisser Priscillian, hatte Ende des 4. Jahrhunderts in Spanien zu predigen begonnen. Es war eine äußerst fromme, sehr asketische Lehre, die den ansässigen Bischöfen aber zu mißfallen begann, weil sie allzu großes Entsetzen über die Macht des Satans verbreitete. Man beschuldigte Priscillian also des Enkratismus, und nach dem Konzil von Bordeaux im Jahre 384 wurden Priscillian sowie die reiche Euchrotia, die sich der Meinung Priscillians angeschlossen hatte, und vier ihrer Begleiter unter dem Vorwurf der schwarzen Magie lebendig verbrannt. Die Initiatoren dieser grauenhaften Hinrichtung waren die Bischöfe Hydatius von Emerita und Itacius von Ossonoba, die das Vertrauen des Kaisers Magnus Maximus<sup>4</sup> besaßen. Es stimmt zwar, daß sich Priscillian auch mit Astrologie beschäftigte, aber wer tat das damals nicht?

Und schon begann die Kirche, ihre diabolischen Phantasmen zu nähren und in allem das Böse zu wittern. Die Todesurteile für mutmaßliche Ketzer waren bereits der Auftakt zu den unrühmlichen Hexenprozessen des Mittelalters.

Der Priscillianismus sollte jedoch, zusammen mit seinem Begründer, den Tod finden. Eigentlich hatte es nie einen »Priscillianismus« gegeben. Die Theologie des Märtyrers war ganz und gar orthodox

gewesen: die Kirche hatte sich dieses Schreckgespenst selbst ausgedacht.<sup>5</sup> Im Spanien des 5. Jahrhunderts war seine Lehre immer noch weit verbreitet. Auf dem Konzil von Toledo im Jahre 400, also fünfzehn Jahre nach dem Märtyrertod Priscillians, hatte man vergeblich versucht, sie zu widerlegen. Das einzige, was die Vertreter der Anklage zu den Akten nehmen konnten, war ein Übersetzungsfehler. Priscillian hatte das Wort *agenitos*, »der keine Geburt gehabt hat«, mit *innascibilis*<sup>6</sup>, »ungebärbt«, »der nicht geboren werden kann«<sup>7</sup>, übersetzt. Sollte das der Preis für ein solches Versehen sein, dann hätten ganze Generationen von Schülern auf dem Scheiterhaufen landen müssen! Das Konzil von Brage im Jahre 563 beendete den Spuk. »Wer glaubt, weil der Teufel einige Dinge in der Welt hervorgebracht hat, so mache er auch aus eigener Macht Donner und Blitz und Gewitter und Trockenheit, wie Priscillian lehrte, der sei Anathema«, heißt es in Capitulum 8.

Niemals hatte Priscillian ähnliches gelehrt. Es ging ganz einfach darum, dem Bild des Teufels ein wenig Einfluß zu entziehen, weil es die Gläubigen zu sehr erschreckte. Hier die Widerlegung des 12. Capitulum: »Wer sagt, die Bildung des menschlichen Leibes sei ein Werk des Teufels, und die Empfängnis im Leibe der Weiber werde durch Thätigkeit der Dämonen bewirkt und deßhalb nicht an die Auferstehung des Fleisches glaubt, wie Manichäus und Priscillian, der sei Anathema.« Auch Mani hatte nichts dergleichen gesagt, es handelte sich um eine Widerlegung a priori.

Die lange Saison der Hexenjagd war eröffnet. Bislang hatte noch keine Theologie die Gründe dafür nennen können, warum der Engel Luzifer zum Teufel wurde, und doch fuhr man fort, über diesen Gesetze zu erlassen. Auf dem Konzil von Konstantinopel im Jahre 543, das einberufen worden war, um Origenes<sup>8</sup> zu widerlegen, führten die Bischöfe in die Dämonologie eine neue Bestimmung ein. Im Capitulum 6 wurde nämlich vereinbart: »Wer behauptet, es gebe zwei Gattungen von Dämonen: die eine bestehe aus Menschenseelen, die andere aus höheren, so tief gefallenem Geistern, und aus dem ganzen Complex der Vernunftwesen sei nur ein Geist unverändert verharret in der göttlichen Liebe und Anschauung, und dieser sei Christus und

König geworden aller Vernunftwesen und habe alles Somatische, den Himmel und die Erde und was zwischen beiden ist, geschaffen; und wer sagt, die Welt sei geworden, indem sie Elemente in sich habe, die älter seien, als sie selbst ist, und die für sich bestehen, nämlich das Trockene, das Feuchte, das Warme und das Kalte... der sei Anathema.«<sup>9</sup> Kurz und gut, es gab nur eine einzige Art von Dämonen, und im übrigen hatte nicht Jesus die Welt erschaffen.

Etwa sieben Jahrhunderte später war man nicht viel weiter gekommen; auf dem vierten Laterankonzil im Jahr 1215 erklärten die versammelten Bischöfe im 1. Capitulum: »Auch die Teufel [sind] von Gott, und zwar gut erschaffen, aber durch sich selbst schlimm geworden und Verführer von Menschen.«<sup>10</sup> Kein Wort darüber, warum der Teufel und die Dämonen »schlimm« geworden waren, und auch nicht darüber, wie die zahlreichen Passagen im Alten Testament zu bewerten waren, die nachwiesen, daß Gott mit den Dämonen und dem Teufel ganz gut ausgekommen war. Aber immerhin war das zu diesem Thema die erste offizielle Stellungnahme der Kirche.

Während die Theologen spitzfindige Themen der Scholastik diskutierten, etwa die Frage, ob der Teufel von seinen Sünden erlöst werden könne, versank die abendländische Welt in einer stockfinsternen, verpesteten Dunkelheit, die man als die Zeit des Teufels bezeichnen könnte. Ein wahrhaft grauenvoller Sabbat, der Hexensabbat eines pathologischen Glaubens an die Realität des Teufels, gestützt gerade von denjenigen, die ihn zu bekämpfen vorgaben. Und nun setzte sich eine furchtbare Maschinerie in Gang: die Inquisition, eine ungeheuerliche Gotteslästerung, Morde im Namen des Gottes mit dem Segen des Papstes. Fünfzehn Jahrhunderte lang sollte der Wahn dauern, fünfzehn Jahrhunderte Fanatismus, Hass, Besessenheit.

Der Teufel war allgegenwärtig. Man schnitzte ihn in die Portale der Kathedralen und in die Sockel des Kirchengestühls. Er war sich stets gleich: eine Pangestalt, halb Bock, halb Mensch, der Blick lüstern und die geile Hand unter jedem Rock. Eine Epoche sexueller Obsessionen. Der Geruch nach Schwefel hing in der Luft.

Isidor von Sevilla, ein hochgelehrter Mann der Kirche und des Staates, der manchmal der »Begründer des Mittelalters« genannt

wird - ein mehr als zwiespältiger Titel -, glaubte an eine ungeheure Vielfalt von Dämonen: die Inkubi und Sukkubi, durch Unzucht und Wollust gefallene Engel. Sie sollten »aus sehr feinen Luftkörpern gebildet« sein und die Frauen zu endlosen Orgasmen bringen. Isidor klagte daher die Böhmisches Brüder der wiederholten satanischen Liebe mit den Inkubi und Sukkubi an.<sup>11</sup>

Tatsächlich folgte Isidor von Sevilla mit diesem Glauben nur dem heiligen Augustinus — nach eigenem Bekenntnis ein reuiger Lüstling. In seinem *Gottesstaat* bestätigte er die Existenz von Inkubi als Waldgottheiten. In der Tradition des Hellenismus wandelte Augustinus den Gott Pan und seine Dryaden und andere Nymphen um in Inkubi und Sukkubi. Darin lag ein Hauch von Gnosis, den manche gewittert haben, denn Augustinus setzte die Natur gleich mit dem Bösen, aber schließlich wollte man ja mit Augustinus keinen Streit anfangen. »Da nun häufig die Rede geht und viele versichern, es selbst erlebt oder von glaubwürdigen Leuten, die es selbst erlebt, vernommen zu haben, daß Silvane und Pane, die im Volksmund incubi heißen, Frauen belästigt und mit ihnen in Geschlechtsverkehr zu treten begehrt und es auch erreicht haben, da ferner gewisse Dämonen, von den Galliern Dusii geheißten, unablässig solch unzüchtigem Treiben ergeben sind - so viele und gewichtige Stimmen bekräftigen es, daß Leugnung hier Dreistigkeit wäre[...]«<sup>12</sup>, behauptet er. Isidor von Sevilla war gewiß nicht so dreist. Einige Jahrhunderte später bekräftigte Thomas von Aquin, der immerhin etwas freier lebte, erneut die Existenz von Dämonen, welche die Menschen sexuell belästigen.

Wie immer, wenn ein schwerwiegendes Verbot ausgesprochen wird, gibt es einige Leute, die sich einbilden, es übertreten zu haben. Und so mangelte es nicht an empfindsamen Geistern, die sich selbst Liebesbeziehungen mit berüchtigten Dämonen einredeten. Magdalena vom Kreuz, die Äbtissin von Córdoba, die 30 Jahre lang als Heilige galt, enthüllte in ihrer Beichte, seit dem Alter von zwölf Jahren paare sie sich mit den Inkubi Balban und Patonio und sogar mit einem Dämonen von grauenvoller Unzüchtigkeit, der ihr »mit Bocksbeinen, Menschentorso und dem Gesicht eines Fauns« erscheine.<sup>13</sup>

Balban und Pantonio - wie hatte sie bloß die Namen ihrer übersinnlichen Liebhaber in Erfahrung gebracht?

Im ganzen christlichen Europa verbreiteten sich Geschichten über Dämonen, die Jungfrauen vergewaltigten und Monster zeugten. Allerdings nicht nur Monster, denn es hieß auch, »Kain, Alexander der Große, Platon, die Meerfee Melusine, Luther und das ganze Hunnenvolk«<sup>14</sup> seien Kinder von Inkubi oder Sukkubi.

Der Grund für die formelle Einsetzung der Inquisition und die Einführung der Todesstrafe liegt auf der Hand: Die Allianz von Weihwasserwedel und Krone, die auf dem göttlichen Recht und der religiösen Opfergabe basierte, hatte in Europa dazu geführt, daß der Feind des einen *ipso facto* auch der Feind des anderen war. Jedes Schisma und jede Häresie bedrohten die pontifikale Macht, aber zugleich auch die Krone und die christlichen Fürsten. Daher waren vom 10. bis zum 12. Jahrhundert Verurteilung und Hinrichtung von »Hexen« nicht nur auf Denunziationen aus dem Kreis der Geistlichkeit zurückzuführen, sondern oftmals auch aus dem Kreis der Fürsten selbst, die damit den Wünschen des Klerus zuvorkamen.

Eines der berühmtesten und mysteriösesten Opfer des teuflischen Wahnsinns war Jeanne d'Arc. Sie wurde der Hexerei angeklagt und dann verurteilt:

*Jeanne, die sich die Jungfrau nennen ließ eine Lügnerin, Verderberin, Volksverhetzerin, Hellseherin, dem Aberglauben verfallen, Gotteslästerin, die sich des Hochmuts schuldig gemacht und dem Glauben an Jesus Christus abgeschworen, eine Aufschneiderin, götzendienerisch, und lasterhaft, eine Teufelsbeschwörerin, Apostatin, Schismatikerin und Ketzerin.*

»Teufelsbeschwörerin« heißt der Vorwurf. »Was habt ihr mit Eurer Alraunwurzel getan?« wird sie von einem Richter gefragt. Die Alraunwurzel gilt als satanisch; sie wächst unter den Galgen, wenn die Gehängten ejakulieren. Nun, sie hat keine, sie hat nie eine gehabt und weiß gar nicht, was das ist. Doch einer der von diesem Tribunal

gedungenen »Ermittler« wird behaupten, Jeanne trage »eine Alraunwurzel zwischen ihren Brüsten«. <sup>15</sup>

In Wirklichkeit gilt die Anklage einem ganz anderen Vergehen, dem Anderssein, das hier und bis in unsere Zeit hinein mit dem Teufel gleichgesetzt wird. Alles, was die Norm übersteigt, und Jeanne übersteigt weiß Gott die Norm, ist des Teufels. Jeanne steht außerhalb der Norm, also ist sie teuflisch. Hier stoßen wir auf eine Spielart des *phthonos*, des Neids der Griechen, denn alles, was »zu« ist, zu schön, zu gut, zu intelligent, zu mutig, zu unschuldig, ist diabolischer Natur, ja muß es sein. In seiner Mittelmäßigkeit sieht der Mensch es nicht gern, wenn der Nachbar eine Kuh, ein Schwein, einen Apfelbaum, ein Kind hat, die schöner, größer, begabter sind als die eigenen, da muß ganz gewiß ein Pakt mit dem Teufel dahinterstecken. Vielleicht liegt hierin einer der bedauerlichsten Grundzüge der Demokratie: keiner hat das Recht, besser zu sein als sein Nachbar. In diesem Sinne ist der Teufel eigentlich gesellschaftlicher Natur und plebeischen Ursprungs. Er ist das Hirngespinnst der ewig Zukurzgekommenen, die es nicht ertragen können, wenn der Kochtopf des Nachbarn besser gefüllt ist als der eigene.

Und die Obsession trieb ihre Wurzeln bis ins Innerste der Politik, und das nicht nur im Fall der Jeanne d'Arc. Um sich die Schätze des Templerordens zu sichern, beschuldigte Philipp der Schöne den Großmeister dieses Ordens, Jacques Molay, der Hexerei und erreichte nach einem siebenjährigen Prozeß, daß dieser am 18. März 1324 hingerichtet wurde. Selbstverständlich hat es bei den Templern niemals irgendeinen »Satanismus« gegeben, aber die Anklage war so bequem. Zwischen 1318 und 1326 zählt man nicht weniger als drei päpstliche Bullen Johannes XXII gegen den »Satanismus«, welche diese Prozesse rechtfertigen sollten. Man nannte diesen Papst den »Bankier von Avignon«, er war ein pflichtvergessener Mensch und Feigling, der vor der Bedrohung durch die königliche Gewalt zitterte, seit Philipp der Schöne den Vorgänger, Bonifazius VIII., hatte verschleppen lassen. Dieser Papst ließ auch die kleinen Mönche verurteilen, die da predigten, daß Jesus und seine Apostel arm seien und daß die Gewinnsucht der Lehre widerspreche. Wir befinden uns an

dem außergewöhnlichen Punkt in der Geschichte des Christentums, da das Oberhaupt der Christenheit und seine Akoluten die erbittertesten Feinde der Lehre Jesu sind.

Die Bullen Johannes' XXII waren nichts weiter als die Treuepfänder, die er Philipp dem Schönen zuspielte, um sich seiner Protektion zu versichern. Denn der päpstliche Hof von Avignon war ein Marktstand von Korruption aller Art. »Als ich die Zimmer der Geistlichen betrat, fand ich dort Wechsler und Prälaten damit beschäftigt, Geld zu wiegen und zu zählen, das sich in Haufen vor ihnen türmte«, schreibt der Kanzler Alvaro Pelayo, der immerhin ein glühender Verteidiger des Papsttums war.<sup>16</sup> Pelayo bestätigte nur, was ein französischer Prälat gegenüber Petrarca geäußert hatte: »Unsere beiden Klemense haben mehr von unserer Kirche zerstört, als sieben Eurer Gregors wieder aufbauen könnten.«<sup>17</sup>

Die königliche Macht benötigte den Teufel, um ihre Gegner in Angst zu versetzen und um den königlichen Machtmißbrauch zu rechtfertigen. Auf der obersten Ebene, dort, wo die Entscheidungen getroffen werden, ist der Teufel eine Propagandafiktion, die nur dazu dient, die dunklen oder auch offen niederträchtigen MACHENSCHAFTEN der Fürsten zu rechtfertigen.

Macht läßt sich leichter ausüben, wenn man das Volk in einem Zustand der Unwissenheit und damit des Aberglaubens und der Irrationalität hält. Schon in den ersten Jahrhunderten läßt man es zu, daß Vertreter der Kirche sich der weltlichen Macht durch anmaßende Prophezeiungen anbieten. Die eigentliche Politisierung des Glaubens, des christlichen wohlverstanden, ist nirgendwo offensichtlicher als in der finsternen Deklaration des Remigius, Bischof von Reims, Apostel der Franken, Gründer der Diözesen Therouanne, Arras und Laon, eben jenes Bischofs, der im Jahre 496 Chlodwig getauft hatte:

*Wisset zu würdigen, mein Sohn, daß das Königreich Frankreich von Gott für die Verteidigung der Römischen Kirche auserkoren wurde, der einzigen Kirche Christi. Eines Tages wird dieses Königreich größer sein als alle anderen. Es wird alle Grenzen des Römischen Reiches um*

*fassen und alle anderen Königreiche dieser Welt unter sein Szepter beugen; und dann wird es fort dauern bis ans Ende aller Zeiten.*<sup>18</sup>

Das sind ebenso unvorsichtige wie ehrgeizige Worte, aus denen deutlich der Wille spricht, Chlodwigs Ehrgeiz anzufeuern und das Königreich den Zielen der Kirche zu unterwerfen. Andere Prälaten stimmten in dieses Konzert mehr oder minder geistreicher Lügengeschichten ein, und zweieinhalb Jahrhunderte später verkündete Rabanus Maurus (780-856), Erzbischof von Mainz und Gründer der Klosterschule zu Fulda:

*Gegen Ende aller Zeiten wird ein Nachfolger der Frankenkönige seine Herrschaft antreten über alles, was einst zum Römischen Reich gehörte. Dieser Mann wird der größte aller Frankenkönige sein und der letzte seines Geschlechts. Nach einer der glorreichsten Herrschaften wird er nach Jerusalem gehen, um dort auf dem Ölberg seine Krone und sein Szepter niederzulegen. Und damit wird das Heilige Römische und Christliche Reich ein Ende finden.*<sup>19</sup>

Es nähme kein Ende, wollte man all die Märchenerzähler nennen, die das ganze Mittelalter hindurch unentwegt Dämonen erfanden und deren Übeltaten beschrieben. So veröffentlichte der Dominikaner Nicolau Eymerich, später Generalinquisitor von Katalonien, Aragon, Valencia und Mallorca, ein Handbuch für Inquisitoren mit dem Titel *Directorium Inquisitorium*. Eymerich, der Vorgänger von Torquemada, war für seine Grausamkeit als Inquisitor berüchtigt. Sie rief solche Entrüstung hervor, daß er von seinen Oberen abgesetzt und zu seinen Palimpsesten zurückgeschickt wurde. Im ersten Teil seines Handbuchs beschreibt Eymerich die drei Arten des Teufelskultes: die Latrie, die darin besteht, daß man dem Teufel Weihrauch streut und sich zu seinen Ehren geißelt; die Dulie, eine seltsame Praxis, bei der man die Namen der Dämonen zusammen mit denen der Seligen ausspricht, sowie »die merkwürdigen Praktiken, wie etwa die Benutzung des Kreises oder die Zuhilfenahme der Nekromantik, des Liebestrankes, der Phiolen und magischen Ringe«.

Aufgrund eines geheimen Abkommens zwischen Papst Lucius III.

und Kaiser Friedrich Barbarossa hatte sich die Inquisition im Jahr 1184 formell konstituiert.<sup>20</sup> Der im Dienste des Heiligen Offiziums stehende weltliche Arm ging nun gezielt auf die Häretiker und Schismatiker nieder und bestrafte sie mit Verbannung, Konfiszierung ihrer Güter, Zerstörung ihrer Häuser, Ächtung, Verlust der Bürgerrechte und in den »schlimmen« Fällen natürlich auch mit dem Tod. Die konfiszierten Güter waren zumindest nicht für alle verloren.

Denn die römische Kirche, die sich 1054 formell von den Ostkirchen getrennt hatte, hielt sich für die Erbin des heidnischen Roms, für die Stifterin und Hüterin der universellen Gesetze. Dafür brauchte sie politische Macht und Geld.

Bei ihren Entscheidungen fielen weder der Glaube noch die Barmherzigkeit sonderlich ins Gewicht. Man kümmerte sich nicht um die Ansichten eines Chrysostomos, der erklärt hatte: »Einen Häretiker zum Tode zu bringen, bedeutet soviel, als auf Erden ein unsühnbare Verbrechen einzuführen.«<sup>21</sup> Eine Gefahr zeichnete sich am Horizont ab, und diesmal ergriff die Furcht, die sie sonst gerne im Volk schürten, die Herzen der Fürsten und Prälaten. Die Inquisition schien das einzige Mittel, das die etablierten Mächte von dieser Bedrohung schützen konnte. Und die Bedrohung waren die Katharer.

Im Katharismus (abgeleitet von dem griechischen *katharos*, rein) lebte die alte, so unnachsichtig verfolgte Gnosis wieder auf. Für die Katharer war Satan gleichzeitig Gott und der Fürst dieser Welt. Alles Irdische unterliegt seiner Gewalt, und die Erde ist das eigentliche Purgatorium, in dem der Mensch seine Sünden abbüßt, bis das Königreich Jesu anbricht, das nicht von dieser Welt ist. Doch der Mensch kann nur dorthin gelangen, wenn er sich vor seinem Tod als »neuer Adam« wiedererschaffen hat, wie Jesus, der Menschensohn. Sonst ist der Mensch zu einer neuen Wiedergeburt und einem neuen Lebenszyklus verurteilt. Jesus war der Atem des Lebens, und die Guten Leute, wie die Katharer sich selbst nannten, verstanden sich als dessen Abgesandte.

Die Katharer verweigerten die Taufe, mit der man sich aus der Sicht der Kirche im Namen Christi von der Erbsünde reinwaschen konnte, sie kannten nur die Taufe des Geistes oder das *consolamen-*

*turn*, eine, wie sie behauptete, von Christus eingeführte Feuertaufe. Schlimmer noch, die Katharer hatten sich zu einer Kirche neben der Kirche entwickelt, denn die Vollkommenen, die die Elite ihrer Gruppe bildeten, waren rechtens eingesetzte Priester. Da die Vollkommenen den Heiligen Geist empfangen hatten und damit von der Gnade erwählt waren, hatten nur sie Kenntnis von Gott, und es war ausschließlich ihnen gestattet, zu ihm zu beten.

Damit brachten die Katharer die päpstliche Macht in Gefahr. Die ganze Geschichte nahm zwar ihren Anfang mit theologischen Streitgesprächen, doch sie endete in politischen und schon bald darauf auch in finanziellen Erwägungen.

Außerdem lehnten die Katharer das Dogma von der Transsubstantiation der Hostie bei der Wandlung ab; auch sie teilten das gesegnete Brot, doch symbolisch, denn sie glaubten nicht, daß es sich um den Leib Christi handelte. Die größte Provokation lag jedoch in der Zeremonie der Entsagung, einem fernen Äquivalent der katholischen Konfirmation, dort mußte der Gläubige nicht nur dem Satan und dessen Eskorte, den Dämonen, entsagen, sondern auch »der entehrten Kirche seiner Verfolger«.<sup>22</sup> Die Kirche als Hure. Sie mußte sich lange gedulden, bevor sie Vergeltung üben konnte, denn nicht die gesamte Christenheit war davon überzeugt, daß die »Guten Leute« schlechte Menschen waren.

Katharer gab es in Bulgarien, woher sie gekommen sein sollen, in Bosnien und in anderen Balkangebieten; entstanden war die Bewegung in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf Betreiben eines Popen namens Bogomil. Dieser war zu der Auffassung gelangt, daß die kirchliche Institution weder der Lehre Jesu noch den Bedürfnissen des Volkes entsprach. Was waren das für Bedürfnisse? Eine alte und dornige Frage, denn nur zu oft hat man sich bei der Verfolgung persönlicher Ziele aufs Volk berufen. Bogomil war ganz gewiß ehrgeizig. Aber die byzantinische Kirche dürfte den Bulgaren auch ihres Gepräges, ihrer Arroganz und ihrer feinen Manieren wegen ein Dorn im Auge gewesen sein.

Die Bulgaren verabscheuten die Byzantiner, deren Kaiser Basileios II., der »Bulgarentöter«, im Jahre 1018 ihr erstes Königreich mit bru-

talen Mitteln unters Joch gezwungen hatte. Die bogomilische Rebellion war in Wahrheit Ausdruck einer politischen Revolte, da Byzanz die weltliche und die geistige Macht verkörperte. Das Auftauchen des bogomilischen Katharismus fällt genau mit dem Sturz des bulgarischen Königreichs zusammen. Der Teufel sollte einmal mehr eine politische Rolle erhalten, da die Bulgaren als Gegner von Byzanz automatisch zum Feind des Papstes und schließlich zum Feind Gottes wurden!

Solange die alten Kämpfer der Gnosis sich in den Provinzen tumelten, kümmerte das die Ostkirche nicht sonderlich; sie selbst war kaum bedroht, und so waren es die Gesandten der byzantinischen Kirche, die für Verschärfung sorgten. Die Mittel waren vorhersehbar: man warf den Bogomilen ohne viel Federlesens vor, Ausgeburten des Teufels zu sein, nicht mehr und nicht weniger.

Als die bogomilische Häresie in voller Blüte steht, schreibt ein Mönch aus Konstantinopel: »Sie ziehen kreuz und quer im ganzen byzantinischen Staat herum und treten mit allen Christen unter der Sonne in Verbindung, um ihre Seelen zu täuschen, sie Gottes Händen zu entreißen und sie denen ihres Vaters, dem Teufel, auszuliefern.« Es ist der Mönch Euthymius Zigabenus, der die Bogomilen verächtlich als »Phundaiten«, als Träger von Lederbeuteln, von *torbasi*<sup>23</sup>, bezeichnet, das heißt als mittellose. Und weiter: »Die Phundaiten sind in Wahrheit Ungläubige und dienen heimlich dem Teufel.« Ein anderer byzantinischer Schriftsteller, Cosmas, der Priester<sup>24</sup>, schließt sich seinen Verleumdungen an: »Von außen betrachtet ähneln die Ketzler den Schafen: sanft, bescheiden, schweigsam. Ihre Gesichter sind bleich vom heuchlerischen Fasten. Sie sagen kein Wort, wagen nicht, die Stimme zu erheben, zeigen keine Neugier und meiden die Blicke Fremder... aber im Innern sind sie Wölfe, wilde Tiere.«<sup>25</sup>

Um dem Anwachsen der Bogomilen zu begegnen, beschloß man, mit Strenge gegen sie vorzugehen. Der byzantinische Kaiser lud ihr Oberhaupt, einen Mönch namens Basilus, »den Erz-Satrapen des Satans«, an seine Tafel; durch einen Vorhang war der Festsaal von einem weiteren Saal getrennt. Basilus konnte es sich nicht verkneifen, an der kaiserlichen Tafel Predigen zu halten. Als er geendigt hatte,

zog man den Vorhang auf und gab den Blick frei auf »die ganze Kirchensynode, sämtliche Militäroberhäupter und den komplett versammelten Senat«. <sup>26</sup> Man hielt auf der Stelle Gericht über den Häretiker und verurteilte ihn zur Verbrennung. Aber mit den Flammen des Scheiterhaufens war die Häresie noch lange nicht erloschen.

Denn zu diesem Zeitpunkt hatten die Bogomilen sich bereits über den restlichen Balkan ausgebreitet und drangen sogar nach Westeuropa und ins Königreich Kiew vor. Wieder einmal begünstigten politische Gründe die Eroberungszüge des »Satans«. Denn solange man diese religiöse Lehre in der eingeführten slawischen Sprache geduldet hatte, von Kyrillos und Methodios, das heißt bis zum 11. Jahrhundert, herrschte ein relativer Frieden im Land. Dann entschloß sich Papst Johannes X. zwischen 923 und 926, einen alten Traum der Kirche Wirklichkeit werden zu lassen: die Messe sollte lateinisch oder griechisch zelebriert werden. Das Volk, das an seinen sprachlichen Vorrechten hing, empörte sich, doch die Kirche machte ihre Autorität mit doppelter Härte geltend: Auf dem Konzil von Split entschied man 1061 nicht nur, daß der Gottesdienst ausschließlich in diesen beiden Sprachen abgehalten werden sollte, sondern noch dazu, daß kein Slawe mehr ein Kirchenamt innehaben durfte; die slawischen Priester durften keine Messe mehr lesen, und man schloß ihre Kirchen. Die Bestürzung war groß. So entfachte der autoritäre Wind aus Rom sowohl die Scheiterhaufen als auch die bogomilische Häresie. Anders gesagt: je mehr man auf den Teufel blies, desto schneller lief er.

Mittlerweile waren die Bogomilen auch nach Frankreich gelangt, wo man sie Katharer oder Albigenser nannte, weil sie sich vor allem um Albi herum versammelten. Ihre Bewegung hatte sich internationalisiert und schloß sich zu immer dichteren Netzen zusammen. Im Jahre 1167 hielten sie in der Nähe von Toulouse eine Versammlung ab, die man das »Konzil« von Saint-Félix-de-Caraman nennen kann. Die katharische Kirche von Toulouse hatte den »Papst« Niketas eingeladen, der aus Konstantinopel kam. Es befanden sich dort Robert de Sperrone, »Bischof« der Kirche Frankreichs, Marco, »Bischof« der Lombardei, Sicard Tselareri, »Bischof« von Albi, Gerald Mertse-

rille, »Bischof« von Carcassonne, Raymond de Casalis, »Bischof« von Ararens, alle in Begleitung ihrer Räte.<sup>27</sup>

Für die Römische Kirche, die seit 1054 von den Ostkirchen getrennt war, wurde die Lage nun äußerst bedrohlich. Denn dieses »Konzil« festigte die Macht der verschiedenen katharischen Kirchen, die sich in den romanischen Kirchen von Dragovista, von Melnika, von Dalmatien, Bosnien, Herzegowina, der Lombardei und jetzt auch Frankreich zusammengeschlossen hatten. Das heißt, die Katharer widersetzten sich der von Rom und Byzanz angestrebten Teilung der Welt in zwei Kirchen. Sie brachten die Verhältnisse durcheinander und stellten die politischen und finanziellen Verbindungen auf den Kopf. Folglich drohten sie, Roms Stellung zu schwächen.<sup>28</sup> Und mit der Zeit wurde die Gefahr immer größer. Der Schatten des »Teufels« wuchs sogar in jenen Gegenden, von denen man allgemein annahm, sie seien dem Papsttum treu ergeben. Und so geriet Rom in Aufruhr.

Schon als die Katharer zwischen 1012 und 1020 im Limousin aufgetaucht waren, hatten die Bischöfe versucht, die weltliche Macht für ihren Kampf gegen die Ketzerei zu gewinnen. Doch vergebens: die Katharer genossen nicht nur den persönlichen Schutz von Wilhelm IX., Herzog von Aquitanien, sondern auch den des südfranzösischen Adels. Was noch schlimmer war, die »Guten Leute« wurden vom Volk überaus geschätzt, es nahm sie in Schutz und stellte sich taub, wenn die Geistlichen gegen sie wetterten und sie des Diabolismus bezichtigten. Ein Jahrhundert später, im Jahre 1119, erteilte das Konzil von Toulouse der weltlichen Macht den Befehl, der katholischen Macht in ihrem Kampf gegen den Katharismus beizustehen. Doch auch diesmal vergeblich.

In Rom geriet man außer sich, als die römisch-katholischen Bischöfe der Provence sich weigerten, den Befehlen der Gesandten von Papst Innozenz III. Folge zu leisten, dessen ungeheure Machtbefugnisse sie nicht gelten lassen wollten. Man ermordete sogar den päpstlichen Legaten. Erst 1209 konnte Rom die Zisterzienser für einen Kreuzzug gegen die Katharer gewinnen. Dabei kannten die Oberhäupter der bedrohten Christenheit keine Skrupel: Als Arnaud-

Amaury, der Abt von Citeaux, der zum päpstlichen Gesandten ernannt und an die Spitze der Nordtruppen berufen wurde, im Jahre 1209 Beziers einnahm, wurde er gefragt, wie man es anstellen solle, einen Katholiken von einem Ketzer zu unterscheiden; er antwortete: »Tötet sie alle, Gott wird die Seinen wiedererkennen.«<sup>29</sup> So macht der Kampf gegen den Teufel Menschen zu Mördern.

Anders als Arnaud-Amaury behauptete Robert der Bulgare, ehemals Katharer, Dominikaner und erster Inquisitor Frankreichs, dem man den Beinamen der »Ketzerrammer« gab, er könne die Katharer allein schon an ihrer Sprache und ihren Gebärden erkennen.<sup>30</sup> Robert der Bulgare ist ein wenig in Vergessenheit geraten; und doch hatte er ein zweites Montsegur auf dem Kerbholz: den Brand der Abtei von Mont-Aime, in der Champagne, bei dem im Jahre 1239 180 Katharer bei lebendigem Leibe verbrannten, nachdem sie von ihrem »Erzbischof« das *consolamentum* erhalten hatten. Diese Heldentat wurde ihm offenbar nicht sonderlich hoch angerechnet, denn der finstere Bulgare beschloß seine Karriere als Gärtner im Pariser Kloster seines Ordens.

So war nun der Krieg entfesselt, und er wurde unerbittlich geführt. Der katholische Norden Frankreichs kämpfte gegen den albigensischen Süden. Trotz des Vertrages von Paris aus dem Jahre 1228, der in Ansätzen einen Pakt zwischen den beiden Aristokratien enthielt; trotz des Schreckens, den die Inquisition auch weiterhin verbreitete; trotz des Fanals der Zitadelle von Montsegur (200 bei lebendigem Leibe verbrannte Katharer) im Jahre 1245, das mit Hilfe der königlichen Offiziere ins Werk gesetzt wurde; trotz des Konzils von Narbonne im Jahre 1235 und der päpstlichen Bulle *Ad extirpanda*, in der Innozenz IV. die Folter offiziell als Mittel der Wahrheitsfindung erlaubte und alle exkommunizierte, die auch nur der Sympathie für die Katharer verdächtigt wurden, erwies sich der aus Bulgarien ins Land gekommene »Teufel« als überaus zäh. In Frankreich erlosch der Katharismus erst im 14. Jahrhundert, als der letzte katharische Bischof 1326 in Carcassonne bei lebendigem Leibe verbrannt wurde. Sein letzter italienischer Kollege war ihm fünf Jahre zuvor in die Flammen vorausgegangen. Doch das Ende des Katharismus führte zum

Niedergang der provenzalischen Kultur. Ein grausamer Preis, der nicht der letzte sein sollte: Zwei Jahrhunderte später ereilte dasselbe Schicksal die indianischen Religionen Südamerikas.

Eine so glückliche Lösung der Probleme konnte die Inquisition nur ermutigen, in ihrem Kampf gegen Satan fortzufahren. Denn die katharische Gefahr hatte gelehrt, daß jeder Angriff auf die römisch-katholische Kirche auch die weltliche Macht in Gefahr brachte. Ludwig VIII., »der Löwe«, eben jener Ludwig, der gegen die Albigenser Krieg geführt, Avignon, Arles und Tarascon erobert hatte und in den Languedoc gekommen war, um die aufständischen Städte zu unterwerfen, gewährte den Inquisitoren Subsidien; und obendrein wurde ihnen noch der Unterhalt der Gefängnisse überantwortet (von dieser finanziellen Verantwortung versuchten sie sich allerdings 1229 auf dem Konzil von Toulouse wieder zu befreien). Europa richtete sich für Jahrhunderte in einer Quasi-Theokratie ein, in der die kirchlichen und königlichen Gewalten aufs innigste miteinander verquickt waren.

Während die Inquisition ihrem blutigen Geschäft nachging, drangen aus Kreisen der Scholastiker die merkwürdigsten Spekulationen nach draußen. Yves de Chartres behauptete, die Dämonen bewegten sich wesentlich schneller fort als die Vögel, und Hildebert von Mans vertrat in seinem *Tractatus theologicus* die Ansicht, in Wahrheit sei der Teufel weder im Himmel noch auf der Erde, sondern in der Luft<sup>31</sup>, ganz wie es der Gründer des Kartäuserordens, der hl. Bruno, gelehrt hatte! Damit wurde das Böse begrenzt auf eines der vier Elemente, Wasser, Luft, Erde und Feuer; doch das war nur eine Absonderlichkeit unter vielen. Honore d'Autun stellte in seinem *Liber duodecim quaestionibus* eine Schätzung über die Zahl der Engel an, die Satan gefolgt waren. Die Hälfte? Ein Drittel? Ein Zehntel? Da er nur neun Engelsordnungen ausmachen konnte, zog er daraus den Schluß, daß aus jeder jeweils nur ein paar Engel gefallen waren.<sup>32</sup> Diesen Gedanken griff übrigens der hl. Anselm wieder auf, der meinte, die »Zahl der Engel [sei] vor dem Fall der schlechten Engel nicht richtig gewesen«. Da Honore d'Autun offenbar nichts von Statistik verstand, die es damals noch gar nicht gab, stellte auch die irdi-

sche Bevölkerungsentwicklung für ihn kein Problem dar. In Anbetracht der Tatsache, daß die Erdbevölkerung geometrisch zunimmt, haben die Dämonen, falls ihre Zahl stets gleichbleibend ist, immer mehr Arbeit, und somit werden die Menschen auch immer weniger in Versuchung geführt. Es sei denn, die Dämonen besäßen die Fähigkeit, sich untereinander zu vermehren. Aber wie hoch wäre dann ihre Geburtenrate?

Rupert, Abt von Deutz, hatte einen sehr originellen Einfall: Gott hatte Satan Zeit zur Reue gelassen, damit er den anderen Engeln ein Beispiel gäbe. Aber Satan hatte das Angebot nicht angenommen.<sup>33</sup> Abaelard trieb es noch ein Stück weiter: er sprach dem Satan die Tugend der Barmherzigkeit zu, was nicht weniger verblüffend war. Und »im 16. seiner Artikel, die im Jahre 1141 verworfen wurden, widerlegte er die Annahme, der Dämon könnte auf direkte Weise eingreifen, und beschränkte dessen Handeln auf die Nutzung von übernatürlichen Kräften, Elementen und Pflanzen«. <sup>34</sup> Man kann sich vorstellen, daß der Gedanke, der Teufel spuke in Kohlköpfen und Kräutertees herum, Zensoren verdrießlich stimmte.

Pierre de Poitiers schloß sich der Überzeugung seiner Vorgänger an und behauptete, der Teufel käme erst nach dem Jüngsten Gericht in die Hölle und halte sich zur Zeit in der Luft auf. Um ein bißchen Abwechslung in die Meinungen zu diesem Thema zu bringen, äußerte Guillaume d'Auvergne, der Bischof von Paris, die Ansicht vom Schwachsinn der Dämonen. Der hl. Bonaventura erklärte Luzifers Fall damit, daß dieser sich seiner Schönheit bewußt geworden sei, was allen bisherigen Beschreibungen entgegensteht, wonach er ein häßliches, behaartes, gehörntes und stinkendes Tier war.

Von Anfang an war eine zusammenhängende Doktrin über den Teufel und seine Dämonen nicht denkbar. Man wußte nicht, welche Sünde ihn zu Fall gebracht hatte, ob Neid, Wollust oder Stolz; man wußte nicht, wie er aussah, ob schön oder häßlich; man wußte nicht, zu welchem Zeitpunkt der Schöpfung er gefallen war, ob vor oder nach der Erschaffung der Sonne und der Menschen; man wußte nicht, ob er ein durch und durch geistiges oder ein feinstoffliches oder sogar körperliches Wesen war; man wußte auch nicht, wo er

sich aufhielt; ja, man wußte nicht einmal, ob er überdurchschnittlich intelligent war oder nur mittelmäßig oder sogar dumm. Und man wußte nicht, ob er am Weltenende nicht göttliche Vergebung erhielt. Denn die einen, wie der hl. Hieronimus, hielten den Teufel und die Dämonen für erlösungsfähig; die anderen, wie Honore d'Autun, widersprachen, da eine Erlösung nur durch den unvorstellbaren Tod des Wortes Gottes möglich wäre. Und man hatte immer noch nicht die Frage der Präexistenz jenes Bösen gelöst, dem Satan erlegen war.

Für den Zusammenhang in den Vorstellungen vom Teufel sorgten die Häresien und Schismen, die von der Römischen Kirche befehdet wurden. So verwarfen die Kirchenlehre jene beiden Leitgedanken, die mit der Fleischwerdung Jesu und der Erlösung der Sünder in Konflikt gerieten: die stoffliche Welt war nicht die ausschließliche Domäne des Teufels und dieser war kein Geschöpf Jesu. Doch seltsamerweise mischte sich die Kirche niemals ein, wenn es um das Wesen des Teufels ging; das überließ sie den Kirchenlehrern.<sup>35</sup>

Trotz ihres rationalisierenden Wesens unterschieden sich diese Gedankenkonstrukte nicht von denen der Dogon, der Yoruba oder der Inuit. Es handelt sich um logische Delirien, da kein Kirchenvater und kein Theologe den Teufel oder einen Inkubus oder Sukkubus je gesehen hatte. Man könnte sie ebenso als Phantasiegebilde abtun, wie all die anderen, die von den Ethnologen zusammengetragen worden sind. Das Skandalöse ist nicht so sehr der Mangel an Logik, sondern die Konsequenz daraus. Der Teufelswahn, den die Inquisition auslöste, erreichte ungeahnte Höhen, die man nur als krankhaft bezeichnen kann.<sup>36</sup> Im Jahre 1581 erschien das Werk eines Herrn Fromenteau mit einer Liste der Hexenmeister, die 72 Dämonenfürsten und 7.405.920 untergeordnete Dämonen enthielt. Andere Autoren kamen auf noch höhere Zahlen: 6 Heerscharen von Dämonen, die aus je 66 Kohorten und 666 Kompanien bestehen, wobei eine ganze Kompanie jeweils 6666 Dämonen zählt, was eine Gesamtsumme von 1.758.064.176 Dämonen ergibt. Wie viele Engel mußten gefallen sein! Und bis heute spricht man vom Teufel als von einem realen Wesen, selbst bei der amerikanischen Polizei!

Den Bestseller der Epoche (34 Auflagen von 1486 bis 1669 in

Straßburg, Speyer, Nürnberg, Köln, Paris, Lyon, Venedig, Frankfurt, Freiburg im Breisgau, und er macht immer noch die Runde!) veröffentlichten zwei Dominikaner, zwei der finstersten Geister der Zeit. Gemeint ist der berühmte *Malleus Meleficomm* oder der »Hexenhammer« von Heinrich Kramer und Jakob Sprenger. Es war zwar nicht das erste Handbuch der Inquisitoren, doch es fand die größte Verbreitung wegen der Überfülle seiner Beispiele und dem angeblich gesunden Menschenverstand. Hier erfährt man auch, daß »der Dämon in einen Körper, nicht jedoch in eine Seele fahren kann«, da die Engelsnatur des Dämon sich nicht mit der Menschennatur vermischen kann.<sup>37</sup>

Zahlreich waren die Beispiele über Hexen, über ihre Zaubertricks und ihre Liebesorgien. Im Jahre 1548 wurde Abel de La Rue in Coullommiers gehängt, weil er einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und in Gestalt eines Spaniels seine Nachbarn verhext hatte, so daß sie impotent wurden. Im Jahre 1591 wurde Leonarde Chastenet im Alter von 80 Jahren im Poitou bei lebendigem Leibe verbrannt, weil sie die Felder verhext, am Hexensabbat teilgenommen und mit dem Teufel kopuliert hatte. Im Jahre 1611 wurde in Aix ein Priester namens Garfridy beschuldigt, er habe eine Nonne, Magdaleine de Mandols, verhext; er gestand, an einem Hexensabbat teilgenommen zu haben, und wurde zur Strafe bei lebendigem Leibe verbrannt. In Italien wurde ein Priester, Benedetto Benda, über 80 Jahre alt, bei lebendigem Leibe verbrannt, weil er gebeichtet hatte, 40 Jahre lang in seinem Haus einen Hermeline genannten weiblichen Dämon beherbergt zu haben, den er überallhin mitgenommen habe. Das war wahrscheinlich ein Sukkubus, denn seit Byzanz wußte jeder, daß Engel kein Geschlecht haben.

Zwischen Juni und September 1692 wurden in Salem, einer Stadt in Massachusetts, vierzehn Frauen und fünf Männer als Hexer oder Hexen gehängt, und ein weiterer wurde zu Tode gefoltert. Weniger bekannt ist, daß in Mora, Schweden, im Jahre 1669 fünfundachtzig Personen lebendigen Leibes verbrannt wurden, weil sie drei Kinder »verführt« und auf den Blokulaberg verschleppt hatten, wo, wie man sagte, ein Hexensabbat abgehalten wurde. Eine von Karl IX. ange-

führte Untersuchungskommission sammelte »Zeugenaussagen«, deren juristischer Wert äußerst zweifelhaft ist: etliche »Hexen« gestanden, sie hätten »den Dämonen Kinder geopfert, in seiner Anwesenheit kopuliert, alle Arten von Hexereien durchgeführt und versucht, ein Haus aus Steinen zu bauen, um sich am Tag des Jüngsten Gerichtes schützen zu können[... ] Daraufhin wurden fünfzehn Jugendliche verbrannt.«

Die vorgebliche Gottesliebe der Verfolger traf die gesamte nicht-katholische Welt, insbesondere die Juden. Im 12. Jahrhundert berichtete Walter Map, der Erzdiakon von Oxford, »wie die Katharer den Teufel anriefen«:

*Etwa um die Zeit, wenn die erste Nachtwache durch die Straßen geht, [...] wacht jede Familie schweigend in ihrer Synagoge; sodann klettert an einem Seil, das in ihrer Mitte hängt, ein schwarzer Kater von erstaunlicher Größe herab. Bei seinem Anblick löschen sie die Lichter und singen ihre Hymnen, und zwar nicht mit klarer Stimme, sondern sie murmeln sie durch die zusammengebissenen Zähne und nähern dann sich dem Ort, an dem sie ihren Meister auf tauchen sahen, versuchen, ihn zu berühren, und wenn sie ihn gefunden haben, umarmen sie ihn.«\*\**

Damit war in dieser Geschichte das letzte Wort gesprochen: die Katharer waren Juden, weil sie sich in Synagogen versammelten, und umgekehrt. Eine spitzfindige Verdrehung der Tatsachen. Ihre Verleumdung begann oftmals mit einem Gerücht: Es heißt, im Jahre 1480 hätten in La Guardia, einem Dorf in der Nähe von Ávila, »Juden ein Kind von drei oder vier Jahren entführt, ihm eine Art Scheinpassion auferlegt, während der sie es ohrfeigten, auspeitschten und ihm eine Dornenkrone aufsetzten.«<sup>39</sup> Dann sollen sie es geopfert haben, indem sie ihm das Herz herausnahmen. Und so tat sich nun für die Inquisition ein neues Wirkungsfeld auf: die dunklen Mächte der Juden. Von 1485 bis 1501 wurden in Toledo 250 Juden verbrannt; bis 1490, zwei Jahre vor der Entdeckung Amerikas, wurden 2000 Juden verbrannt und 15.000 zur Bekehrung gezwungen.<sup>40</sup> Juden, Homosexuelle, Katharer - allesamt Hexer oder Hexen im Dienste des Teufels.

Geschwächt durch die Französische Revolution von 1789, erhielt die Inquisition ihren Todesstoß, als Joseph Bonaparte im Jahre 1808 nach seinem Einzug in Madrid ihre Aufhebung anordnete. 1813 hielten die Cortes eine außerordentliche Versammlung ab, um die Inquisition für unvereinbar mit der spanischen Verfassung zu erklären. Rom protestierte selbstverständlich und ließ sie durch Ferdinand VII. nach dessen Rückkehr aus der Verbannung im Jahre 1814 wieder einsetzen. Aber die spanische Inquisition, eine der grauenvollsten, war schon zu sehr entkräftet, nachdem man sie ihrer Güter beraubt hatte. Im Jahre 1816 schaffte der Papst die Folter ab, vordergründig, um die Inquisition zu retten, die von den intellektuellen Eliten und den gebildeten Mitgliedern der Bourgeoisie verdammt wurde; aber es war zu spät. Schließlich wurde die Inquisition in Spanien nach der Revolution des Jahres 1820 erneut abgeschafft, anschließend vom Herzog von Angoulême anlässlich eines französischen Feldzuges wieder eingesetzt (die Bourbonen waren immer heftige Vertreter der Inquisition) und schließlich im selben Jahr von Königin Christine endgültig abgeschafft. Der Name des berühmtesten Mörders der Inquisition, Tomás de Torquemada (1420-1498), steht gleichberechtigt neben den Namen Heydrich und Himmler.

Eines der schwärzesten Kapitel in der Geschichte der Niedertracht ging zu Ende. Doch damit war der Teufel noch lange nicht besiegt.

# Der Islam und der Teufel als Staatsbeamter

Vom heutigen Islam und seiner Vielfalt - Vom vorislamischen Arabien - Anklagen gegen Mohammed wegen Besessenheit - Der Koran: wo der Prophet vom Satan spricht - Von der Anklage des Satanismus gegen alle, die nicht Muslime sind - Über die Wörter »Islam« und »Ergebung« und über den Satanismus als Verteidigung der Individualität - Über den Einfluß des Alten Testaments auf den Islam - Die politischen Tugenden des Islam, seine einfache und strenge Ethik, seine Ritterlichkeit und sein Lob auf Solidarität und Großzügigkeit - Vom föderativen Genie des Religionsstifters und von der politischen Rolle des Islam

Der Geburtsort des Islam ist Arabien, so steht es in unseren Lexika; das ist zwar geographisch korrekt, aber historisch ungenau. Historisch gesehen bildet Arabien keineswegs eine homogene Einheit, schon gar nicht im 7. Jahrhundert, weder im Hinblick auf seine Kulturen noch auf seine Religionen. Die Einflüsse vergangener Welten auf den Islam waren unvermeidlich. Und das bis auf den heutigen Tag.

Ich bin in dem einzigen islamischen Land mit einer islamischen Universität, in Ägypten, geboren und habe dort bis zu meinem neunzehnten Lebensjahr gelebt. Da ich die arabische Sprache beherrsche, habe ich den Scheiks zugehört, wie sie Koranschüler unterrichteten, die auf riesigen roten Teppichen vor der Moschee hockten und dabei den Oberkörper vor- und zurückwiegten. Ich habe sehr früh den Unterschied kennengelernt zwischen der *Sunna* oder dem »Weg« und der *Schia* oder der Partei Alis, den beiden Hauptzweigen des Islam. Durch den Umgang mit Muslimen lernte ich die Grundzüge kennen,

die zum Verständnis der vier Rechtsschulen des sunnitischen Islam nötig sind: der Hanefiten, Maliktiten, Schafiiten und der Hambaliten. Später wurde ich durch Reisen und Lektüre in die Verzweigungen der beiden großen Strömungen des Islam eingeführt, die Drusen, die Ismaeliten, die Zwölfer-Schiiten, die Zaiditen, die Karmaten, die Fatimiden, die pittoresken Haschischin oder Haschischraucher, die heute verschwunden sind, nachdem sie den Franzosen das Wort »Assassin« (Mörder) vermacht haben; alle stammen vom schiitischen Zweig ab. Ebenso die Charidschiten (»die Ausziehenden«), bei denen jeder Gläubige zum Kalifen gewählt werden konnte; die Murdschii-ten oder »Aufschieber«, die es ablehnen, über die Taten des Menschen zu richten, ein Privileg, das Gott allein vorbehalten ist; die Kadariten, die beinahe ausgestorben sind; die Mutasiliten, die den freien Willen des Menschen betonen und Gottes Bild in jeder Form verweigern; die Wahabiten, Integralisten, für die es den garantierten Eintritt ins Paradies bedeutet, wenn man in einem heiligen Krieg oder Dschihad den Tod findet; die Bektaschis, Schüler von Dschalaloddin Rumi oder Mewlana, zu denen die berühmten und wunderbaren »tanzenden Derwische« gehören; die Sufis, gnostische Mystiker; die Babisten oder Bahais, Schüler des Ali Mohammed Bab, der auf dem Karmel begraben ist; die Ahmadijja aus dem Punjab, Wächter des Grabes Jesu in Srinagar...

Jahrelang hörte ich die Rufe der *Muezzin*, wenn sie die Gläubigen am Freitag zum Gebet einluden, die Psalmodien, bei denen der kundige Muslim das Talent des Muezzin am bruchlosen Lauf der Phrasierung mißt, an seiner Fähigkeit, die Vokalise einzuhalten, an der Reinheit seiner Stimme, der Präzision seiner Diktion, Früchte einer langen Schulung. Die gleichen Gesänge, die ich aus Istanbul und Beirut kannte, hörte ich mit leiser Rührung wieder an einem Freitagabend in Java. Die Silben und Akzente stimmten, das religiöse Verhalten der Bevölkerung weniger. Religionen wandern, Kulturen nicht immer.

Der Überlieferung nach soll der Prophet vorausgesehen haben, daß der Islam dereinst aus 73 Sekten bestehen würde, von denen am Ende nur eine einzige übrigbliebe. Allein die Vielfalt derer, die ich

kannte, setzte mich schon in Erstaunen, das manchmal in Ärger oder Überdruß umschlagen mußte, angesichts so mancher westlicher Diskurse über den Islam. Der Islam, immer als monolithischer Block dargestellt, wird von Algier bis Kuala Lumpur, von Teheran bis Accra auf so unterschiedliche Weise gelebt, daß seine Varianten fast ins Unendliche gehen. Nur die Ignoranz, mit der man dem Islam begegnet, ist gleichbleibend.

Während die Geschichte der übrigen Welt, die Geschichte Europas, Indiens, Chinas, uns schon seit vielen Jahrhunderten geläufig ist, zeichnet sich die Geschichte Arabiens erst seit kurzem klarer ab, und zwar dank der archäologischen Grabungen, die in den dreißiger Jahren parallel zu den Erdölbohrungen unternommen wurden. Weite Strecken dieses kleinen Kontinents, der in der Syrischen Wüste, dem Hamad, beginnt und sich zwischen Rotem Meer und Persischem Golf bis zum Indischen Ozean erstreckt, sind noch kaum erforscht, wie die Dahna, der Rub-el-Khali, d.h. »Wüstengebiet«, oder große Teile des Nedjd. Im Jahre 1992 stießen die Archäologen in Amman auf die Überreste der legendären Stadt Ubar, eines der großen Zentren des Weihrauchhandels. Andere Städte ruhen noch im Sand.

Die Ägypter, die Römer, die Griechen, die Phönizier und die Juden sind hier vorübergezogen und haben sich manchmal festgesetzt und Spuren hinterlassen. Auch Asiaten sind hier vorbeigekommen, denn der Handel mit Gemmen, Korallen, Perlen, Gewürzen, Duftstoffen, Seide, Glaswaren und auch Tieren, der zunächst zwischen der mediterranen Welt und Asien und schließlich zwischen der Halbinsel und Asien stattfand, hatte hier spätestens ab dem 1. Jahrtausend vor unserer Zeit Handelswege geschaffen. Beweis für diesen Handel ist der Import von Elefanten und Affen aus Indien auf dem Seeweg durch die Könige Mesopotamiens im 2. Jahrtausend.<sup>2</sup> Der Orient ist nie bloß eine leere Wüste gewesen, es wimmelte hier von Göttern, Königen und Dämonen. Die Genealogie des Teufels in Arabien besteht daher aus mehreren Teilen.

Viele Kulturen, die dem durchschnittlich gebildeten Europäer völlig unbekannt sind, haben lange Zeit bestanden<sup>3</sup>: die Kulturen des minäischen<sup>4</sup> Königreiches, deren Ursprünge bis ins 2. Jahrtausend

vor unserer Zeit zurückreichen; die der Sabäer, beherrscht von der legendären Bewunderin Salomos, der Königin von Saba, die den weisen König besuchte; die Kultur der Himjariten, die im 1. Jahrhundert vor unserer Zeit den Sabäern folgten; die Kultur der Hiriten im Königreich von Ghassan und Kinda. Aus der Tatsache, daß ihre Sprachen semitisch waren<sup>5</sup>, zog man den Schluß, daß die Populationen der Halbinsel samt ihrer Religionen semitisch waren, was jedoch keineswegs als gesichert gelten kann.

Im Pantheon der Minäer gibt es Hunderte von Göttern; wir wissen kaum etwas über sie. Schams, arabisch *shams*, die Sonne, eine direkte Nachfahrin des babylonischen Schamasch, ist eine Göttin, und Attar, die Gottheit des Venussterns, ist männlich. Damit wäre sie eine minäische Version der babylonischen Ishtar, die weiblich ist, und der babylonischen Astharoth, die merkwürdige Wandlungen durchmachte. Zum einen wurde aus ihr in Griechenland die Liebesgöttin Astarte, die als würdige Nachfolgerin der aus prähistorischer Zeit stammenden großen Göttin der Fruchtbarkeit der in den Tempeln zelebrierten heiligen Prostitution vorstand. Zum anderen wird die christliche Tradition des Mittelalters in ihr den Teufel zu erkennen glauben, denn das ist tatsächlich ihr Name in vielen dämonologischen Texten.

So heidnisch diese Göttin auch war, sollte ihr doch der alternde König Salomo huldigen, »auf daß sein Herz nicht mehr ganz und gar Jahwe, seinem Gott ergeben war«<sup>6</sup>, und »so lief Salomo der Astarte, der Göttin der Sidonier nach«. Ein anderer König Israels, Joschija, sollte ihr auf dem Ölberg ein Heiligtum errichten, wie zuvor für Kemosch, den Gott der Maobiter, und noch ein anderes für Milkom, »schrecklicher Gott der Ammoniter«<sup>7</sup>, obwohl auch er zum Teil Jehova treu blieb. Offenbar fiel es beiden Königen Israels schwer, die Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit mit dem Teufel gleichzusetzen.

In Abessinien sollte Attar zur Himmelsgöttin Astar werden.<sup>8</sup> Ist sie eine Liebes- und Fruchtbarkeitsgöttin? Mit Vorbehalt - denn laut Philon von Byblos wurde sie mit Stierhörnern dargestellt, um ihre Königswürde unter Beweis zu stellen. Ob es eine semitische Göttin

war? Eine weitere Ungewißheit in der Geschichte der alten Religionen; denn mit ihren Hörnern erinnert sie unwillkürlich an die ägyptische Göttin Hathor, ebenfalls eine Fruchtbarkeitsgöttin mit Kuhhörnern, zwischen denen die Mondscheibe ruht. Nun gab es Hathor mindestens schon ein Jahrtausend vor den ältesten Inschriften, in denen die Sabäer erwähnt werden (715 vor unserer Zeit). Es ist also nicht auszuschließen, daß einige Götter aus der vorislamischen Zeit der Halbinsel ägyptisch waren. In der Tat hat die Halbinsel noch viele andere Einflüsse aufgenommen, was für einen solchen Kreuzpunkt völlig normal ist, und so hat sie ihrem Großen Gott den Beinamen *Rahman* gegeben, der Barmherzige, was deutlich auf jüdischen Einfluß hinweist.<sup>9</sup> Tatsächlich gab es am Roten Meer im 6. Jahrhundert eine jüdische Stadt. Unbestritten ist auch, daß es in Medina, im Jemen und natürlich auch in Syrien bedeutende jüdische Gemeinden gab mit Rabbinern und Schulen. Der jüdische Einfluß hatte sogar das Königreich von Saba erreicht, wie in der 2. Sure des Korans belegt.

*All denen - seien es Gläubige, Juden, Christen  
[Nazoräer] oder [Sabier]*<sup>10</sup>

Bei den Nazoräern, *nazorája*, könnte es sich auch um die Mandäer handeln, eine parachristliche Sekte, auch »Johannischristen« genannt. Vermutlich handelte es sich eher um die Jünger Jesu, wie sie auf der Halbinsel auch genannt wurden. Sie waren dort ebenfalls äußerst präsent, beispielsweise in der Oase von Najran, zwischen Mekka und dem Jemen; und zwar in der Zeit von 524 bis 525, als zahlreiche Christen dort den Märtyrertod starben. Daß die Sabier in diesem Koranvers erst an zweiter Stelle stehen, ist wahrscheinlich kein Zufall. Sollte es sich um die Sabäer, die Bewohner des Königreichs Saba handeln? Die lautliche Übereinstimmung mit dem französischen Wort" legt diesen Schluß nahe, doch die Bewohner von Saba praktizierten mehrere Religionen, und so bleibt unklar, auf welche der Prophet anspielte. Mohammed, der in seinen Anspielungen stets präzise ist, würde keinesfalls ein und dieselbe Sekte unter zwei verschiedenen Namen zitieren. Also scheint es sich doch um die obengenannten

Mandäer oder die christliche Täuferbewegung zu handeln, die man auch die *Subba* oder eben die Sabier nennt<sup>12</sup>, verirrte Ketzler in den Wüsten der Halbinsel, die Jesus für einen revidierten Hermes-Merkur halten und für die Inkarnation eines der sieben trügerischen Planeten. Auf der Halbinsel wimmelt es von solchen Randgruppen, Häretikern und Schismatikern, die nach einer Religion dürsten, einer Religion jedoch, die sie nach ihren eigenen Phantasien zurechtschneidern.

Die Islamisten nehmen jedoch an, daß auch die Anhänger Zarathustras in Mekka Bürgerrecht hatten, damit auch die Mazdaisten und wahrscheinlich auch solche Gruppen, die anderen Religionen anhängen. Letztlich ist nicht auszuschließen, daß ebenso nestorianische Christen vertreten waren. Mekka, jedenfalls die gesamte Halbinsel, scheint also, wie jeder große Handelskreuzpunkt, ein Schauplatz alter und neu entstehender Religionen gewesen zu sein, ein Tummelplatz von Sektierern und Abtrünnigen aller Schattierungen, eine prachtvolle Versammlung der Götter von Orient und Okzident im Lande der Fata Morgana.

Wo Kirche ist, da gibt es auch Spaltung! Im 6. Jahrhundert hatte die Ausbreitung des Christentums überall große und kleine Glaubensgemeinschaften hervorgebracht: bei den Garamanten Libyens ebenso wie bei den Hyrkaniern des Pontus, bei den Gothen des Nordens und den Abessiniern von Axum, bei den Nubiern des Oberen Nils und bei den Hunnen in Asien. Vom Evangelium gab es damals persische, bulgarische, phönizische, indische und noch manche andere Übersetzungen. Jedes christliche Zentrum hatte die lokalen Glaubensvorstellungen assimiliert, und je größer die Entfernung von Rom und Byzanz, desto intensiver hatte man deren Geist aufgenommen. Bis an die Grenze der Häresie wichen diese Christen von der Lehre der siebenzig Erzbischöfe zwischen Cartagena und Sewastopolis ab. So frühlingsfrisch das Christentum war, so anfällig war es auch.

Frühestens 567, spätestens 579, vielleicht 571 wurde in Mekka Mohammed geboren, als Sohn von Abdallah und dessen Frau Amina. Diese gehörten zum großen Stamm der Koreischiten, deren verschiedene Sippen sich in Mekka die Macht teilten. Mohammed sollte sei-

nen Vater nicht mehr kennenlernen, denn jener starb, während seine Frau im Wochenbett lag. Auch eine Mutter sollte er nicht lange haben; als er sechs Jahre alt war, starb auch sie. Nach altem Brauch vertraute man das Kind der Amme einer Nomadensippe an, um es durch die reine Luft der Wüste zu stärken. Er blieb nicht lange in der Obhut dieser Amme, sondern wurde von seinem Großvater, Abd al-Muttalib, adoptiert. Zwei Jahre nach der Adoption stirbt dieser Mann, 82jährig; Mohammed ist 8 Jahre alt.

Noch einmal wird Mohammed adoptiert, diesmal von einem Onkel väterlicherseits, Abu Taleb, einem wohlhabenden Händler, der viel herumreiste. Abu Taleb begab sich gelegentlich nach Syrien, und manchmal nahm er Mohammed mit auf seine Reisen. Die erste fremde Stadt, die der Junge gesehen hat, soll Basra gewesen sein. Wahrscheinlich handelt es sich nicht um das bescheidene Dörfchen Al-Busaija im Südosten des Toten Meeres, das kaum ein großes Handelszentrum gewesen sein dürfte, sondern um Bostra, wie der römische, oder Bozrah, wie der arabische Name lautete, im Alten Testament erwähnte Bosora<sup>13</sup>, das 106 von Trajan wieder aufgebaut und dann unter Severus Alexander im Jahre 222 zu einer reichen römischen Kolonie wurde. Unter Philippus Arabs, der dort geboren war, wurde Bosora Hauptstadt und schließlich, unter der Herrschaft Konstantins, Bischofssitz.

Als der künftige Prophet diese Stadt kennenlernt, erhebt sich dort eine Basilika. Doch er hat nicht nur Augen für die Basilika, nicht nur für den Reichtum und Luxus der Stadt: mit der Sensibilität eines frühreifen Jugendlichen ahnt er, was für ein ungeheures Prestige die Macht genießt, wenn sie an ein weltliches Repräsentationssystem angeschlossen ist, in diesem Fall an das byzantinische. Denn zu jener Zeit ist Byzanz der Hort des Glaubens, und der Glaube ist wiederum die Gewähr für die Oberherrschaft von Byzanz. Wie hätte das Kind Mohammed darüber auch nicht staunen sollen, schließlich kam es aus einer Stadt, die im Vergleich zum byzantinischen Handelszentrum bloß ein kleiner, wenn auch wohlhabender Marktflecken war? Die Koreischiten hatten von den Römern sicher nicht das Erbe des Tempelbaus übernommen, ebensowenig verfügten sie über ein ge-

schlossenes weltliches Repräsentationssystem, sondern über nichts weiter als sehr uneinheitliche religiöse Vorstellungen.

Der Glaube konnte also die Welt neu gestalten. Er hörte aufmerksam zu und schaute sich um, zweifellos, um dem Geheimnis dieser Macht auf die Spur zu kommen.

Der irakische Historiker und Theologe Al Tabarri berichtete, wie Abu Taleb und Mohammed im Wald bei einem Mönch Station machten. Bahira, offensichtlich ein Synkretist, soll an bestimmten Zeichen das Prophetentum des Jünglings Mohammed erkannt und ihn als den Gesandten Gottes bezeichnet haben: *rassul Allah*. Er bemerkte, daß sich die Zweige des Baumes vor Mohammed neigten, und er entdeckte zwischen dessen Schultern »das Mal der Prophezeiung« (vielleicht eine Nervengeschwulst oder ein gutartiges Lipom). Diese Anekdote enthält wohl ein Körnchen Wahrheit, der Rest ist Ausschmückung.

Mit welcher Art Teufel könnte Mohammed damals Bekanntschaft gemacht haben - wenn überhaupt. Wir wissen wenig über seine Sozialisation und seine Erziehung. Wir wissen nicht, ob er den persischen Ahriman gekannt hat oder ob sich sein Wissen über die bösen Geister nur auf die Dämonen beschränkte, die aus den babylonischen Religionen kamen, die *afarit*, die sich im Wüstenwind austoben. Vielleicht kannte er auch nur jene Gestalt des Satans, die sich über den Synkretismus vom jüdischen Satan herleitete und in ihrer alttestamentarischen Rolle des ehrbaren Gegenspielers verblieben war. Sicher ist jedenfalls, daß Mohammed ein aufmerksamer Zuhörer blieb.

*Auch wissen wir, daß sie sagen: »ein gewisser Mensch lehrt ihn die Verfassung des Korans«*

heißt es in Vers 104 der 16. Koransure, der die Kritik seiner Gegner widerspiegelt.

*Auch sagen sie: »Er enthält nur Fabeln der Vorfahren, welche er (Mohammed) abschreiben läßt und die ihm des Morgens und Abends vorgelesen werden (von ihm diktiert werden)«*

heißt es in der Sure 25,5 mit einer weiteren Einschränkung, der gravierendsten.<sup>14</sup> Man ging so weit, Mohammed die Verfasserschaft am Koran abzusprechen, zu behaupten, die Juden oder die Christen hätten ihm bei der Abfassung des Korans geholfen.<sup>15</sup> Mohammed hatte sich also viele Gespräche und Reden angehört, und das hat man ihm vorgeworfen. Unter allen Vorwürfen ist vor allem der hervorzuheben, daß er »behext« sei (Sure 25,9). Dieser Vorwurf hat sich wohl zäh gehalten, denn er findet sich bereits in einer vorangegangenen Sure (17, 48): »Ihr folgt da nur einem verhexten Menschen.« Als er mit dem Predigen begann, sah sich Mohammed tatsächlich dem Gespött der Leute ausgesetzt. Die Sippen der Koreischiten, die seine ärgsten Gegner, die Sippen von Mahsun und Abd Schams zusammengetrommelt hatten, versicherten, Mohammed leide »unter« Halluzinationen, er sei womöglich »von einem Geist niederen Ranges besessen wie die *kahin* (Wahrsager), die Magier, die Dichter«.<sup>16</sup> Denn der Widerstand gegen eine Lehre, die vom Glauben der Vorfahren abwich, war heftig.

Diese Verse waren vielfach die Grundlage für die Behauptung, Mohammed habe unter dem Einfluß einer jüdisch-christlichen Lehre gestanden, was zwar plausibel, aber bis auf weiteres nicht verifizierbar ist. Falls diese Lehre die islamische Teufelsvorstellung beeinflusst hat, so war sie mit Sicherheit neutestamentarisch, denn nach dem Beispiel der Evangelisten und im Gegensatz zum Alten Testament definiert der Koran den Teufel nicht mehr als einen Diener des Schöpfers, sondern als dessen Erzfeind:

*[...] so nimm deine Zuflucht zu Allah, daß er dich vor dem verfluchten [wörtlich: gesteinigten] Satan schütze.*<sup>17</sup>

Satan, arabisch *Sheitan*, dessen Name Mohammed also von den Juden aufgenommen hat, ist ein »Gesteinigter« geworden. Ein merkwürdiges Bild, der Böse wird fortwährend von den Engeln mit einem Hagel von Sternschnuppen bedacht! Im ganzen Koran trägt er nur ein einziges Mal einen anderen Namen, und zwar »Malik«<sup>18</sup>, eine Anspielung auf den Moloch der Kanaaniter. Er ist bald einzigartig, bald vielgestaltig, so etwa in der Sure, in der Mohammed seine Zuhö-

rer beschwört, sich den Einflüsterungen der »Teufel«<sup>19</sup> zu verschließen. Eine muslimische Strömung, die Sekte der Mutaziliten, wird übrigens Sheitan zum Vater aller Verdammnis machen, eine Auslegung, zu der sie durch Vers 31 der 7. Sure angeregt wurden.<sup>20</sup>

Der Koran bietet keine Kosmologie an. Er stellt sich von Anfang an dar als eine unmittelbare Offenbarung, die auf einem Fundus bereits bekannter Mythen basiert. Im wesentlichen sind diese dem Judentum entnommen, wie etwa der Mythos vom Garten Eden, *Gan'Eden*, auf den es drei Hinweise gibt.<sup>21</sup> Der Garten liegt der Gehenna, der Hölle, diametral gegenüber, ein einfacher Gedanke. Die Geschichte von Sodom und Gomorrha und auch die Sintflut werden ohne Abweichung von der Genesis erwähnt bis auf den einen Unterschied, daß die Arche Noah eine Feluke ist und der Berg, auf den sie aufläuft, in Diyarbakir liegt, im Oberen Djezireh. Im Koran finden sich zahlreiche Namen des Alten Testaments: Noah, Abraham, Moses, Isaak, Jakob, entsprechend arabisiert, Nuh, Ibrahim, Mussa, Ischaq, Yacub. Die Versuchung im Garten Eden stimmt mit jener der Genesis überein, bis auf einen Unterschied, daß nämlich Eva nichts damit zu tun hat. Satan wendet sich direkt an Adam:

*Soll ich dir, o Adam, den Baum der Ewigkeit und das Reich zeigen, welches nie enden wird?*<sup>22</sup>

In der 3. Sure erkennt Mohammed ausdrücklich die Thora an und bestätigt sie als das Gesetz Gottes. Aber ein einziger Gott bedingt auch zugleich einen einzigen Teufel. Damit geht Mohammed genau denselben Weg wie Zarathustra, der in seiner Reform plötzlich die mit Ahura Mazda in Verbindung stehenden Götter in den Rang von Dämonen zurückversetzt hatte: der Teufel Mohammeds wird mit den alten Göttern seines Stammes gleichgesetzt, den Göttern der Götzenanbeter.

Dennoch werden Satan und seine Dämonen an keiner Stelle des Korans so behandelt wie in mancher der absonderlichen Geschichten der intertestamentarischen Literatur. Satan und seinesgleichen haben weder den Sterblichen beigeschlafen, noch Riesen, Monster oder berühmte Männer gezeugt. Mohammed reiht sie in keine Hierarchie

ein, sagt ihnen weder eine bestimmte Sprache noch irgendwelche Absichten nach. Sie werden nicht beschrieben, sind weder schön noch häßlich, weder Tiere noch Gewächse, und es wird ihnen kein anderer Aufenthaltsort als die Hölle zugewiesen. Allenfalls wird flüchtig die christliche Häresie erwähnt, derzufolge Gott auch die Dämonen erschaffen hat.<sup>23</sup> Satan und seine etwaigen Heerscharen sind nichts weiter als die Feinde Allahs und der Engel. Zudem sind sie im Koran nur auf eine relativ diskrete Weise vertreten. Wenn die negative Seite der Welt beschworen wird, ist die Gehenna öfter erwähnt als das Paradies. Gleich dem alttestamentarischen Eden, welches vier Flüsse umspülen, benetzen den Garten Flüsse aus reinem Wasser, Milch, Honig und Wein (ein Hinweis auf die Toleranz des Korans gegenüber alkoholischen Getränken). Dort gibt es irdische Genüsse in Hülle und Fülle: Huris, schwarzäugige Jungfrauen, unersterbliche Jünglinge. Sie warten auf mit Pokalen, Krügen und Bechern voller Wein.<sup>24</sup>

Die Darstellung der Hölle im Koran stimmt mit der Hölle im Neuen Testament überein. Sie ist nicht mehr, wie im Alten Testament, der Ort, an dem die Seelen zwar schmachten, aber nicht gefoltert werden. Vielmehr ist es gleichsam eine moderne Hölle, denn sie leitet sich vom Mazdaismus her. Sie wird hier zur »Strafe Allahs«.<sup>25</sup>

An 27 Stellen des Korans heißt es ausdrücklich, daß das Feuer der Gehenna ewig sein wird. Sie ist, wie im Neuen Testament, der Ort, wo die Verdammten enden, nachdem Allah die Menschen in gute und böse geschieden hat: die einen kommen in den »Garten«, die anderen zum »bösen Aufenthalt der Hochmütigen«.<sup>26</sup> Diese Formulierung erinnert ebenfalls stark an die intertestamentarischen Varianten, die sich auf den Sturz Satans beziehen: ihn brachte die Sünde des Stolzes zu Fall. Nun sind aber die Hochmütigen nichts anderes als die Stolzen, das heißt jene, die sich dem Wort Allahs, so wie es von Mohammed und seinen Vorgängern übermittelt wird, verschließen. Mohammed hat die intertestamentarische, auch vom Christentum übernommene Erkenntnis hinsichtlich der Ursache des Bösen unverändert aufgegriffen: den Anspruch des Individuums auf Individualität. Er macht daraus die eigentliche, geheime Basis des Islam, für Gott, für Allah. Der Wunsch, zu *sein*, ist im wesentlichen ein satanischer.

Und das ist der entscheidende Punkt: Zu keiner Zeit in der immerhin langen Geschichte der Religion tritt der Schlüssel zu dieser Geschichte so deutlich zutage: der Glaube an die Existenz Satans entspringt der Negation des Individuums selbst. Was die Christen, die Erben des Hellenisten Saulus-Paulus, niemals klar ausgedrückt hatten - vielleicht, gewiß, höchstwahrscheinlich, mit Sicherheit deshalb, weil sie damit einer Welt, die viel zu sehr vom Hellenismus durchdrungen war, einen Schock versetzt hätten -, das nun proklamiert der Islam lautstark und mit machtvoller Stimme in seiner Haltung der Ergebung. Wer sich nicht von seiner Individualität lossagt und Allah unterwirft, der ist ein »Hochmütiger« und eine Beute Satans.

Diese Deutung Satans macht den Islam zur Schwesterreligion des katholischen Christentums: bis auf den heutigen Tag ist - bei oberflächlicher Betrachtung — beiden dieselbe unumstößliche Verdammung jenes Individualismus gemeinsam, den wir seit der Französischen Revolution und verstärkt seit der Romantik für uns beanspruchen. Die grundlegende Basis der islamischen und christlichen Philosophie ist die Herabsetzung, nein, die Vernichtung des Individuums angesichts der göttlichen Allmacht. Eben diese Basis erhellt neben anderen Phänomenen die alte christliche Abneigung und die ebenso alte islamische Gleichgültigkeit gegenüber der Wissenschaft, dieser unerträglichen Herausforderung Gottes. Sie kündigte sich bereits im 2. Jahrhundert vor unserer Zeit in den heftigen Attacken an, mit denen im Buch Henoch all jene angegriffen wurden, die die Bewegungen der Himmelskörper zu entschlüsseln suchten.

Die Mehrheit der wissenschaftlichen Entdeckungen von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts läßt sich in protestantischen Ländern nachweisen, eine zeitgenössische Landkarte kann es belegen. Der Protestantismus hat das Individuum erhöht, er läßt den Einzelnen allein vor seinem Gott bei der Auslegung der Heiligen Schrift und allein in der unerforschlichen Zwiesprache zwischen Geschöpf und Schöpfer. Er hat ihm gleichsam den Sinn für die Freiheit eingegeben. In der katholischen Welt konnte selbst ein Papst wie Silvester II. des Paktes mit dem Teufel verdächtigt werden, weil er die

von Gewichten angetriebene Uhr erfand. Bei den Protestanten wurde die wissenschaftliche Entdeckung als Hinweis genommen, daß Gott dem Erfinder wohlgesonnen war; denn der Herr über die Welt tat einigen Menschen seine Gegenwart kund, indem er sie in einen winzigen Teil der Geheimnisse des Universums einweihete. In Stockholm galt Descartes als ein heiliger Laie, in Paris begann sich die Inquisition ein wenig zu intensiv für ihn zu interessieren (was der Grund für seine Auswanderung nach Schweden war), in Rom wäre er ein gefährlicher Freidenker gewesen. Und so versteht man auch, warum die Inquisition so gegen Galilei wüten mußte und warum er jene Tricks anwandte, um sich aus der Affäre zu ziehen. Diese feindselige Haltung gegenüber jeglicher Erfindung ist ein Grund mehr für den geringen Beitrag, den Islam und Katholizismus zur Geschichte der Wissenschaften geleistet haben.

Die Lehre Mohammeds besticht durch ihre Strenge: sie läßt sich in einer Ethik zusammenfassen, die den von den Stämmen der Halbinsel gepflegten Traditionen sehr nahesteht, obwohl diese sich nicht auf Gott den Einen beriefen. Die Freigebigkeit steht unter den Tugenden an erster Stelle, zusammen mit der Verpflichtung zum Almosen; sie stellen eine neue Form des Opfers für den Herrn dar", der christlichen Barmherzigkeit sehr ähnlich und für die Völker der Halbinsel eine sehr alte Tugend, da sie als Nomaden stets der Kargheit der Wüste ausgesetzt waren. Die Habsucht der Kaufleute ließ die Tugend verkümmern. Es war höchste Zeit, daß Mohammed wieder dazu aufrief. Die Rechtschaffenheit, die Mäßigkeit, die Schamhaftigkeit, die Achtung des anderen Menschen sind weitere Tugenden, die im Koran unablässig betont werden. Es bestand kaum Bedarf an komplizierten Teufeln auf der arabischen Halbinsel im 7. Jahrhundert. Die ständigen Versuchungen der großen römischen Städte, die byzantinisch geworden waren, kannte man dort nicht. Der Appell des Koran ist in seinem Ursprung durch und durch humanistisch. Mohammed forderte »mehr als [die] körperliche und soldatische [... ] Ausbildung, die im Heidentum Sitte gewesen war. Mitgliedschaft in der muslimischen Gemeinschaft erforderte Wissen: Wissen um die Offenbarung und die Anforderungen des Gesetzes, Wissen auch um die Methode,

mit deren Hilfe maßgebliche Entscheidungen aus dem heiligen Buch und geheiligtem Vorbild abgeleitet werden konnte«. <sup>28</sup> Dieses Modell ist scheinbar einfach: Die unendliche Macht, Herrlichkeit und Güte Allahs herrscht über alles; sich ihr zu widersetzen oder sie nicht zu achten, heißt, sich der Gehenna und dem Teufel zu überlassen.

Dennoch ist die Einführung eines einzigen Teufels wie auch Mohammeds Monotheismus auf spezifisch jüdisch-christliche Anregungen zurückzuführen. Außer im Mazdaismus, der den Mythos vom einzigen Teufel begründet hat, taucht dieser in keiner der anderen Religionen auf, die von den Völkern und Gemeinschaften der Halbinsel praktiziert wurden. Mohammed erkannte, daß ein Teufel für den Aufbau einer Zentralmacht unerlässlich ist. Denn genau das ist sein Ziel: Bereits lange vor seinem Tod ist Mohammed der große Vereiniger aller Völker, die außerhalb der sassanidischen und byzantinischen Hegemonien leben. Sie wird man später unter Berufung auf das Geburtsland des Islam fälschlicherweise »Araber« nennen: Afrikaner, Philister, jemenitische Juden und konvertierte Christen oder »Gordjis«, Kabylen, Thraker, Makedonier, Kurden und Anrainer des Schwarzen Meeres, selbst Georgier, Tscherkessen, Asiaten.

Mohammed stellt sich als Prophet vom Format eines Moses dar. Er ist sich dessen wohl bewußt. Die Parallelen zum Alten Testament lassen die eigene Person nicht aus. Er bezeichnet sich implizit als Nachfolger Moses: er hat Allah auf dem Berg Sinai gesehen, eben jenem Berg, auf dem Moses der Herrlichkeit des Schöpfers begegnet. <sup>29</sup> Sein Stab ist der Stab des Moses. <sup>30</sup> Gleich Moses beschimpft er die Götzenanbeter. Die Parallele zu Moses, den er als echten Propheten anerkennt, ist in der Sure »Die Gläubigen« besonders ausgeprägt. Die Parallele zu Jesus, der namentlich als Prophet anerkannt wird, in der Sure »Der Goldprunk«.

Im Abendland ist über Mohammeds Einstellung zu Jesus erstaunlich wenig bekannt. Die ganze Evangelienversion der Geburt des Johannes, von Maria Verkündigung und schließlich der Geburt Jesu tritt ab der 3. Sure fast unverändert wieder auf. Mohammed nimmt die Notlösung des Theologen Duns Scotus zum Problem der Erbsünde Marias, das den Anlaß zum Dogma von der Unbefleckten Emp-

fängnis gibt, um 6 Jahrhunderte vorweg und legt Anna, der schwangeren Mutter Marias, die Worte in den Mund:

*O Herr, ich gelobe dir die Frucht meines Leibes, sie sei dir geweiht[...]*<sup>31</sup>

Da Maria Gott geweiht ist, kann sie nicht zur Beute Satans werden und entgeht der Erbsünde.

Die wundersame Schwangerschaft der Mutter des Zacharias, der Gemahlin des späteren Johannes des Täufers, wird im Koran ebenso unverändert wieder aufgegriffen. Als nämlich Zacharias von den Engeln erfährt, daß er Vater werden soll, ruft er aus:

*O mein Herr, wie soll mir noch ein Sohn werden? Ich bin ja schon in hohem Alter und meine Frau ist unfruchtbar.*<sup>32</sup>

Und wiederum sind die es die Engel, die Maria verkünden, daß sie den Messias gebären wird:

*Die Engel sprachen ferner: O Maria, Gott verkündet dir das fleischgewordene Wort. Sein Name wird sein Messias Jesus, der Sohn der Maria. Herrlich wird er in dieser und in jener Welt sein und zu denen gehören, denen des Herrn Nähe gewährt wurde. Er wird in der Wiege schon und auch im Mannesalter zu den Menschen reden und wird ein frommer Mann sein.*

*Maria erwiderte: Wie soll ich einen Sohn gebären, da mich ja kein Mann berührte?*

*Der Engel antwortete: Der Herr schafft, was und wie er will; wenn er irgend etwas beschlossen hat und spricht: »Es werde!«, dann ist es.*<sup>33</sup>

Das Vorherbestimmtsein, das er Jesus zuerkennt, den er bezeichnenderweise »Messias« nennt, spricht sich Mohammed jedoch selbst nicht zu. Er definiert sich weder als Auserkorenen noch als übernatürliches Wesen und gibt zu, daß er unter Umständen eine Beute Satans werden könnte. Davon zeugen die berüchtigten »Satanischen Verse«.<sup>34</sup> Alles in allem weicht Mohammed nur in zwei Punkten vom römischen Christentum ab: der Fleischwerdung Jesu Christi und seiner realen Kreuzigung. Wie wir zuvor gesehen haben, nahmen auch

andere Christen an diesen beiden Punkten Anstoß und flüchteten sich in Häresien.

Nun könnte man sich fragen, worin Mohammeds originärer Beitrag bestand, warum er anfänglich auf so heftige Feindseligkeit stieß und schließlich, warum seine Lehre einen so überwältigenden Erfolg hatte. Denn, wie Napoleon bemerkt, »was Mohammed so über alle erhebt, ist die Tatsache, daß er innerhalb von zehn Jahren den halben Globus erobert hat, während das Christentum dreihundert Jahre gebraucht hat, um sich durchzusetzen«.<sup>35</sup> Indem er eine Offenbarung verkündete, die dem Judentum und dem Christentum verwandt war, wies er beide Religionen gleichermaßen zurück, obwohl sie bessere Beglaubigungsschreiben in der Hand hatten als er und ihm mit Sicherheit eine entscheidende Stütze hätten sein können. Wie Mohammed diese doppelte Absage begründete, ist bekannt: beide Religionen hätten nur unzureichend für die Verbreitung der Botschaft gesorgt, die der Himmel ihnen offenbart hatte, auch wenn die Tugend der Propheten außer Frage stand.

Es genügt, sich den Zustand der damaligen Reiche vor Augen zu führen. Im Nahen wie im Mittleren Osten und im Mittelmeerraum waren zwei große Religionen vorherrschend: die Religion des persischen Reichs der Sassaniden, das sich vom Euphrat bis zum Indus erstreckt; und der Mazdaismus, die Religion des byzantinischen Reiches, das von der äußersten Südspitze Spaniens bis nach Armenien, Großsyrien und Ägypten reicht mit einer kleinen Enklave an der Ostküste des Schwarzen Meeres, dem Land der Lasen. Diese beiden Reiche grenzen direkt aneinander; gleich hinter den Grenzen, die sich unter byzantinischer Kontrolle befinden, beginnen die Königreiche von Persarmenien, die Königtümer der Lachmiden und Ghassaniden und das der Sassaniden. Die arabische Halbinsel wird von den beiden Imperien mit ihren mächtigen Handelsniederlassungen sicher nicht unterschätzt. So herrschte Persien über Südarabien, den Jemen und den Hadramaut und dehnte seinen Einfluß bis nach Ostarabien aus; Byzanz hatte den Norden unter seine Herrschaft gebracht, den Sinai, Palästina und die Gebiete, die Jordanien, Syrien und dem Libanon entsprechen. Doch das Leben jenseits der Grenzen ist anders

als innerhalb der Grenzen des Reiches, aus rein geographischen Gründen und aus stammesrechtlichen Zusammenhängen. In Byzanz und in Persien haben die Städte seit langem die Volksstämme angezogen. Das ist auch einer der Gründe für das Aufeinandertreffen der vielen unterschiedlichen Religionen auf der Halbinsel. In Byzanz war das Christentum seit Konstantins Regentschaft Staatsreligion, und fremde Religionen waren unwillkommen.

Was Mohammed wohl am meisten erstaunt, ist die Tatsache, daß die Religionen der beiden Reiche monotheistisch sind. Die Welt gehört von nun an dem Monotheismus, und die militärischen und kommerziellen Kräfte, die er mobilisiert, sind unvergleichlich größer als jene, über welche die wenigen verbliebenen polytheistischen Städte verfügen. Wir wollen gewiß den Genius Mohammeds nicht in Abrede stellen, wenn wir behaupten, daß er in den vielen Stunden des Nachdenkens während seiner Reisen auf dem Rücken der Kamele verstanden hatte, daß die Kulturen sich in Richtung auf den Monotheismus entwickeln; vielleicht tat er es aufgrund seiner Begegnungen mit den *hanif*, geheimnisvollen monotheistisch gesonnenen Mönchen. Man stellt sich diese Männer gern vor als Klausner, in mystischer Versenkung erfüllt von einem dunklen Wort, in das manchmal ein Lichtstrahl fällt, nach Art des nestorianischen Mönchs Bahira, dem Mohammed begegnet war. Diese Männer werden, ohne sie genau zu unterscheiden, über Mithra, Jesus, Moses und sicher auch über Buddha geredet haben. Sie waren durchdrungen von den Glaubensformen, die sie umgaben, vom mazdaistischen, jüdischen und christlichen Monotheismus. Sie hatten Legenden in sich aufgenommen, Traditionen, gnostische, nestorianische und andere Varianten, alles bunt durchmischt mit eigenen Auslegungen, Jesus mit Mithra oder Herkules gleichsetzend. Und doch besangen sie gemeinsam den All-Einen, den sie aus Fragmenten unterschiedlichster Herkunft zusammengefügt hatten, gerade wie die Künstler von Ravenna, die das Bildnis des Pantokratos aus kleinen vielfarbigen Glassteinchen zusammensetzten. Von Datteln und Honig lebend, hielten die Mönche das kleinste Licht schon für einen Blitz; sie waren oft nur wenig gebildet, und doch waren sie nichts geringeres als die Vorboten des Is-

lam: sie waren durchdrungen von dem Bedürfnis nach einer höheren Spiritualität.

Vielleicht nur Spekulation, doch mir scheint, daß sie sich an vielen Stellen des Korans bestätigt findet, wo es heißt, die Welt sei voll von den Zeichen Allahs. Sie war es tatsächlich.

Woher kam dieser neue Name für Gott? Man weiß es nicht. Verblüffend ist, daß die von Mohammed abgelehnten Mandäer oder Abäer mit dem Namen *Alaha* den »falschen Gott« der Fremden bezeichneten, ihren wahren Gott nannten sie den »Großen Mana«. <sup>36</sup> Al Aha bedeutet auf Aramäisch einfach »der Gott«. Die Zurückweisung Al Ahas läßt sich also gewiß nicht durch die Etymologie des Wortes erklären, wohl aber durch die Tatsache, daß Al Aha der Gott einer anderen, unbekanntem Sekte war. Vielleicht war Mohammed von der Einfachheit des Namens »der Gott« angetan. Also wieder einmal ein alleiniger Gott.

Es ist begreiflich, warum Mohammeds Lehre auf solchen Widerstand stieß: sie stellte die Ordnung der Traditionen auf den Kopf: »Der heidnische Araber hatte sich an einen Gesellschaftskodex zu halten, der seine Beziehungen zu einer Reihe von Gottheiten regelte; doch hatten Probleme religiöser und zeremonieller Etikette eine sehr untergeordnete Bedeutung besessen«, schreibt von Grunebaum. <sup>37</sup> Mohammed gebot ein höheres Niveau der Spiritualität und stellte neue ethische Forderungen, die den bequemen Laxismus störten. Auch verlangte er ein neues Selbstverständnis, die Kenntnis neuer Dogmen.

Warum also war der Islam siegreich, und warum siegte er so schnell, wie Napoleon einst bemerkte? Denn zwischen der militärischen Einnahme Mekkas durch Mohammed am 11. Januar 629, d.h. dem 20. Donnerstag des Ramadan vom Jahre 8 der Hedschra, sowie dem zweiten militärischen Sieg, dem triumphalen Einzug des Kalifen Omar in Damaskus, war weniger als ein Jahrhundert verfloßen. Diesem Ereignis war eine lange Reihe von Siegen vorhergegangen, die Niederlage der Perser in Ktesiphon im Jahre 637, die Eroberung von Mussul im Jahre 639, die im selben Jahr erfolgte Einnahme Ägyptens durch Amr ibn el-Aas, gefolgt von der Evakuierung Alexan-

driens durch die Byzantiner, die Einnahme von Kabul, Bucharan und Samarkand von 661 bis 675, dem Fall des wisigotischen Königreiches von Roderich im Jahre 713. Weniger als ein Jahrhundert, um eines der beiden Großreiche der damaligen Welt zu Fall zu bringen, das persische Imperium, das dem Ansturm jener Neophyten unterlag, die noch ein paar Jahrzehnte zuvor nichts weiter im Sinn hatten, als ihre Karawanen durch die sengenden Wüsten zu treiben. Wie ein Flächenbrand breitete sich der Islam aus, nach Osten wie nach Westen. Denn ebenso kurz ist die Zeit, innerhalb der sich das andere große Imperium, das byzantinische, das sich immer noch mit dem prachtvollen Namen Oströmisches Reich schmückte, erschüttern läßt. Und das Westreich, das schon durch die Invasionen der Barbaren aufgesplittert war, läßt sich von den Muselmanen Spaniens entreißen. Erst in Poitiers, im Jahre 732, genau ein Jahrhundert nach Mohammeds Tod, sollte der Maiordomus Karl Martell den islamischen Imperialismus stoppen: er verhindert das Vordringen der Araber in das Fränkische Reich. Bislang hatten die Araber die Siege davongetragen. Doch das islamische Epos hatte bereits seinen Höhepunkt erreicht; es wird gerade noch sieben Jahrhunderte dauern bis zum Niedergang.

Bis dahin war der Aufschwung verblüffend, bedingt durch die zu Wohlstand gekommenen Völker der Halbinsel, jedenfalls während der ersten und entscheidenden Jahrzehnte des 7. Jahrhunderts. Wie das Beispiel des kaiserlichen Rom zeigte, wo Mithraismus, Judentum und der Isiskult ihr Recht erhielten, folgte auf die Anhebung des Lebensstandards eine Steigerung der intellektuellen Bestrebungen. Der prosperierenden Schicht der Kaufleute genügte die oft faden und blutleeren heidnischen Religionen und verflachten Häresien nicht mehr. Dasselbe galt für die lokalen Riten, die mit der Zeit bedeutungslos geworden waren und den Vergleich mit den prachtvollen imperialen Religionen des byzantinischen und des sassanidischen Reiches aushalten mußten. In dieser Hinsicht ist der Kampf der Koraisiten gegen die letzten Anhänger Mohammeds bereits ein Nachhutgefecht.

Die ersten Muslime wägten ganz gewiß die Stärken und Schwächen der beiden großen Reiche gegeneinander ab. Die Mischung aus Be-

wunderung und Verachtung, mit welcher der Islam den Byzantinern begegnete, findet besonders beredten Ausdruck in den Zeilen eines arabischen Autors, Al-Dschahiz, aus dem 9. Jahrhundert:

*Dann haben wir uns den Oströmern zugewandt und gefunden, daß sie Ärzte, Philosophen und Astronomen sind. Sie sind mit den Prinzipien der [römischen] Musik vertraut, können Goldwaagen (qarastun) herstellen und wissen über das Bücherwesen Bescheid. Sie sind ausgezeichnete Maler[... ] Die Oströmer besitzen eine Architektur, wie andere sie nicht haben. Sie können Schnitzereien und Tischlerarbeiten machen wie sonst niemand[... ] Unverkennbar und unleugbar ist es, daß sie Schönheit[ssinn] besitzen, daß sie mit der Arithmetik, Astrologie und Kalligraphie vertraut sind und daß sie Mut, Einsicht und allerlei großes Geschick haben. Neger und ähnliche Völker haben wenig Verstand, weil diese Eigenschaften ihnen fernliegen.*<sup>38</sup>

Die Muslime bewunderten Byzanz also auch weiterhin, selbst nachdem der Islam dort Fuß gefaßt hatte. Warum hatten sie dann nicht deren Religion übernommen, da ihre eigene dieser schließlich so ähnlich war? Dschahiz liefert uns eine Erklärung.

*Trotz alledem glauben sie, daß es drei Götter gibt, zwei geheime und einen sichtbaren, so wie eine Lampe Öl, Docht und Ölbehälter haben muß. So ist es (ihrer Meinung nach) auch mit der Substanz der Götter. Sie nehmen an, daß ein Geschöpf Schöpfer, ein Sklave Herr, etwas Neugeschaffenes ein Uranfänglich-Unerschaffenes wurde [...] Alles, was ihnen geschehen war, würden sie dann für gering halten und auf ihre eigenen Taten nicht stolz sein, sondern sie nur um ihres Herren willen schätzen. - Ihre Entschuldigung ist schlimmer als ihr Verbrechen!*

Die beiden Dogmen der Dreieinigkeit und der Fleischwerdung Christi beleidigten ihr monotheistisches Denken am stärksten. Und dennoch blieb Byzanz für sie ein Faszinosum. Selbst die Kleingläubigen, darunter Christen, ketzerische und ausgestoßene, sowie Juden, die als Bürger zweiter Klasse galten, teilten diese Faszination. Während des ersten Aufschwungs hatte es unter Christen und Juden viele »Be-

kehrungen« zum Islam gegeben. Wie hätten sie auch, da sie ausgeschlossen waren von der byzantinischen Pracht und Herrlichkeit, nicht dafür empfänglich sein sollen? Mit dem Islam konnten sie an der Errichtung einer Macht teilhaben, die mit der byzantinischen zu konkurrieren vermochte. Auf diese Weise wurden sie den Byzantinern ebenbürtig. Sie hatten sich nicht getäuscht.

Die Verführung des Feindes mag uns befremden. Die Abtrünnigkeit erscheint einem heute unbegreiflich. Sie nahmen die Religion der bekränzten Sieger an, die sich ihnen darbot mit der Ungewißheit und der Jugendfrische einer neuen Religion.

Wenn Völker zu Staaten werden, führt diese Entwicklung unwiderfürlich dahin, daß die Religionen sich um einen Einzigen Gott scharen. Zwölf Jahrhunderte später sollten die Revolutionäre von 1789, trotz ihrer tiefen Abneigung gegen das Christentum, denselben Weg einschlagen. Durch einen einfachen sprachlichen Eingriff ersetzten sie den Namen Gottes durch die Worte »Höchstes Wesen«, was genau auf dasselbe hinausläuft. Auf das Prinzip einer immanenten, die Ethik und die öffentliche Moral transzendierenden Göttlichkeit zu verzichten hätte das Prinzip des Staates verletzt: die Anführer der Revolution, die sich in der Philosophie viel zu gut auskannten, um das nicht zu wissen, ließen sich auf dieses Risiko nicht ein. Sie brauchten ganz einfach einen Teufel, und das waren die ehemaligen Adligen.

Wir beleidigen auch Mohammed nicht, wenn wir seinen Sinn für Politik rühmen; die Geschichte seiner Triumphe beweist das zur Genüge. Darin liegt für den Historiker die Offenbarung, und sie umfaßt sowohl die mystische Inspiration als auch die politische Bewußtwerdung. Bei Mohammed geht die Intuition wahrscheinlich der bewußten Überlegung voraus. Am häufigsten findet Erwähnung, daß Mohammed eine Religion und gleichzeitig eine Nation geschaffen und daß diese Nation aus sich selber heraus Staaten geschaffen hat.

Im Zoroastrismus, der ersten der totalitären Theokratien, wurde der Teufel zum Staatsbeamten. Nun wurde er zum Hüter des islamischen Gesetzes. Jeder, der sich über den Islam hinaus vorwagte, geriet in seine Fänge.

Religionskriege waren von da an unvermeidbar. Und man vermied sie nicht. Am Anfang hießen sie Kreuzzüge.

## Statt eines Schlußworts

Die Geschichtswissenschaft schließt die persönliche Meinung nicht aus. Wenn es erlaubt ist, möchte ich am Ende dieser Reise meine persönliche Meinung zusammenfassen.

Nachdem der Teufel von Zarathustra, einem iranischen Priester, der sich gegen eine rohe, polytheistische Adelsherrschaft auflehnte, erfunden worden war und andere machtlüsterne Priester die halbe Welt unter sein Joch gezwungen hatten, da hätte der Teufel eigentlich gleich wieder von der Bildfläche verschwinden können. Und das ohne großes Bedauern; denn nicht eine der Kulturen, auf die das Abendland so stolz ist, hat jemals mit dem Teufel Bekanntschaft gemacht: weder die griechische Kultur, die uns die Philosophie schenkte, noch die römische, der wir das Recht verdanken, und auch nicht die keltische Kultur, die für Freiheit und Entschlossenheit stand. Und sie setzen unseren Idealen noch immer die Glanzlichter auf.

Weder Ägypter noch Hindus, Janinisten, Buddhisten, Shintoisten oder die Völker Mittelamerikas und Ozeaniens haben je die unsinnige Fiktion eines Wesens hervorgebracht, das der Feind Gottes sein soll, eine Fiktion, die ich in jeder Hinsicht für blasphemisch halte.

Nach der verworrenen Vorstellung vom »jüdisch-christlichen Erbe«, deren Verfechter mir immer der Unruhestiftung verdächtig sind, haben wir den Teufel von den Juden geerbt. Ich hoffe, die Unsinnigkeit dieser Behauptungen hinreichend dargelegt zu haben: Das Alte Testament, zweifellos die Quelle des Judentums, weist Satan mitnichten jenen Rang zu, den das Christentum ihm eingeräumt hat. Seit dem Buch Hiob ist der Teufel der Diener Gottes, und das lange nach dem Sündenfall. Er hat seinen Platz im Himmel, in der Ratsversammlung der Engel. Erst als gegen Ende des 3. Jahrhunderts vor unserer Zeit die Unruhen und vor allem die Einflüsse des Mittleren Ostens auf einige jüdische Sekten übergriffen, sah sich der Teufel plötzlich in die neue Rolle des göttlichen Widersachers gedrängt. Im »Buch Henoch« tritt diese neue Rollenzuweisung erstmals zutage. Es

ist ein Buch, das nicht zum Alten Testament gehört, und mittlerweile steht fest, daß es zumindest teilweise von den Essenern umgeschrieben worden ist. Nun war Jesus aber ein Essener. Und so gelangte der iranische Teufel über die Essener und anschließend über das Christentum an die Küsten des Mittelmeers. Jahrhundertlang war man bestens ohne den Teufel ausgekommen; für die Abergläubischen wurde er jetzt unentbehrlich.

Von allen Religionen, die wir in diesem Buch betrachtet haben, sind auf der ganzen Welt derzeit nur fünf bestimmend: das Christentum, das Judentum, der Islam, der Hinduismus und der Buddhismus. Demographisch gesehen, dominieren das Christentum, der Islam und der Hinduismus, also zwei monotheistische Religionen und eine polytheistische. Die ganze abendländische Welt ist an das Christentum gebunden oder besser: an dessen Varianten. Doch Geist und Buchstabe des Christentums haben sich längst aufgelöst in der Wechselwirkung mit einer Kultur, die vom Geist der Ökonomie besessen ist und jeden Sinn für die großen universellen Werte der Religion verloren hat: die Pflicht zur Anteilnahme am Nächsten und zur Achtung vor dem Gott in jedem von uns.

Welche Massaker hat es seit dem Mittelalter gegeben, seit dem Siegeszug der beiden großen monotheistischen Religionen! An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt Jesus. Was ist also mit dem Massenmord an Juden und Indianern, was mit den Scheiterhaufen der Inquisition und den Konzentrationslagern?

Der blutige Frieden von 1945 war nur illusorisch: nach wie vor herrscht die gespannte Atmosphäre eines ideologischen Krieges. Die beiden dominierenden monotheistischen Religionen reagieren in einer Weise, wie es alle bedrohten Institutionen tun: Sie glauben nur überleben zu können, wenn sie die Gebote früherer Zeitalter erneuern und vermehren. Das heißt, indem sie alles dem Satan überantworten, was dem Wortlaut ihrer Werte überhaupt nicht entspricht. Wir hätten nun ein leichtes Spiel, alle Schwächen und Lächerlichkeiten solcher Ge- und Verbote zu denunzieren, wie etwa die Tatsache, daß der Islam den Konsum von Alkohol verbietet, während Mohammed ausdrücklich betont, der Auserwählte werde sich im Paradies

daran laben. Oder daß der jüngst erlassene *Katechismus der Katholischen Kirche* den Genuß von Tabak verdammt, was weder mit der Eschatologie noch mit der Freiheit zu vereinbaren ist, die der Schöpfer seinen Geschöpfen einräumte. Es ist allzu leicht, sich über ein Lehrbuch lustig zu machen, das von Gottes lenkender Hand spricht und im Gegenzug die Astrologie verurteilt. Und immer wieder ist man erbost, daß diese beiden Monotheismen unbeirrt daran festhalten, die Frau als ein Fehlprodukt der Schöpfung darzustellen.

Falls der Islam in seiner mittelalterlichen Position verharret, wird die unvermeidliche Anpassung an die moderne Zivilisation nur noch gewaltsamer erfolgen. Auf der anderen Seite nimmt die Klientel der katholischen Kirche von Jahr zu Jahr ab.

Ausgerechnet die Gläubigen dieser beiden Hauptreligionen glauben an die Existenz Satans. Wie man sieht, haben sie sich durch ihren Glauben an den Bösen selbst vergiftet. Eine davon grenzt sich selbst aus der westlichen Welt aus, in der sie den Hort des Bösen erblickt und aus der sie angeblich nur Technologie und Waren beziehen. Die andere Religion liegt im Sterben und setzt noch trügerische Hoffnungen auf die christliche Bevölkerung Südamerikas, der sie gleichzeitig rigide die Empfängnisverhütung in all ihren Formen untersagt hat. Die Exkommunikation der widerspenstigen Kleriker wird auf die wirtschaftlichen und demographischen Realitäten kaum größere Wirkung haben als die Regentänze der Indianer auf das Klima.

Wem hier die Bemerkung auf der Zunge liegt, der Niedergang der Religion sei gar nicht so schlecht, da er auch zum Niedergang der Satansvorstellung betragen dürfte, dem muß erwidert werden, daß die Wirklichkeit etwas anders aussieht; der Niedergang der Religionen hat zur Wucherung parachristlicher Sekten beigetragen, deren Bekehrungseifer unaufhörlich neue Opfer fordert, nämlich all die verirren Seelen und potentiellen Fanatiker, die von der Illusion leben, die Wahrheit gefunden zu haben.

Selbst wenn wir nicht mehr religiös und erst recht keine praktizierenden Gläubigen sind, tragen wir doch weiterhin den kulturellen Stempel der Kirche und verspüren den manichäischen Drang, alles bewerten zu wollen. Der einzige Unterschied zu den vergangenen

Jahrhunderten liegt darin, daß unsere Unterwürfigkeit gegenüber dem Teufelsphantasma heute anderen politischen Zwecken zugute kommt, als die Schöpfer dieses Phantasmas im Sinn hatten. Doch das dämonische Tier ist immer noch ein politisches, und zwar mehr denn je.

Die Menschen glauben zwar nicht mehr richtig an Gott, aber sie glauben noch immer fest an den Teufel, vom Feind haben sie eine viel genauere Vorstellung als vom Schöpfer und vergessen nie, dem Bocksbeinigen schwarze Kerzen anzuzünden, aber nie käme es ihnen in den Sinn, im Namen Gottes oder Jesu ein Almosen zu geben. Es bedürfte einer ganzen Psycho-Pathologie des Alltags, um aufzuzeigen, daß der abendländische Mensch, der sich doch für zivilisiert hält, täglich einem durch und durch echten Satanismus huldigt, in seinen Streitereien, seinen Abneigungen, mit kleinsten Gesten. Diese Psychopathologie könnte uns vielleicht auch klar machen, wie satanische Besessenheit die Verwirrungen des Geistes, die man Paranoia nennt, begünstigt und vorantreibt.

»Das Recht auf Religionsfreiheit darf an sich weder unbeschränkt noch bloß durch eine positivistisch oder naturalistisch verstandene >öffentliche Ordnung< beschränkt sein«, heißt es so aufschlußreich im *Katechismus der Katholischen Kirche*, und weiter: »Die diesem Recht innewohnenden gerechten Grenzen< sind für jede Gesellschaftssituation den Forderungen des Gemeinwohls entsprechend durch die politische Klugheit zu bestimmen!...]«<sup>1</sup> Es ist also für manche Leute heute noch ebenso zwingend wie früher geboten, die Existenz des Teufels zu bestätigen.

Warum wird mit einer solchen Beharrlichkeit eine letztlich so unselbige und lächerliche Fiktion verteidigt? Warum verbietet der *Katechismus der Römischen Kirche* (Artikel 2113 und 2116) mit solchem Nachdruck die Indienstnahme von Satan und Dämonen durch Beschwörungen, da doch jeder weiß, daß ihre Wirkung gleich Null ist? Glaubt etwa irgend jemand in der Amtskirche, man könne Satan und seine Helfershelfer für sich einspannen? Die drei monotheistischen Religionen sind durch Straf- und Zivilrecht ihrer gesellschaftlichen Funktionen beraubt worden; heute werden Mord, Diebstahl und so-

gar Ehebruch vom Gesetz auf eine sehr klare Weise geahndet. Selbst in unseren »fortschrittlichen« Demokratien führt der Ehebruch zu finanziellen Konsequenzen, die ebenso schmerzlich sind wie eine strafrechtliche oder gar moralische Verfolgung; falsches Zeugnis abzulegen oder einen Meineid zu schwören, wird im Abendland allerhöchstens noch als Vergehen gewertet, und wer behauptete, die Angst vor dem Teufel bewahre uns vor der Sünde des Neides und der Mißgunst, der beleidigte damit seinen Gesprächspartner.

Bleibt noch der Haß auf das Andere und auf die Sexualität. Das ist die wahre Domäne Satans, die ihm die Monotheisten übertragen haben. Der Haß auf das Anderssein ist so alt wie die Welt. Adam faßte einen Widerwillen gegen die Frau, weil sie anders war. Und die Monotheisten haben nichts getan, um das Individuum vor diesem Haß zu bewahren. Die Pflicht zur Barmherzigkeit wurde ersetzt durch den Abscheu vor dem Fremden. Fremd ist heute jeder, der nicht zur Gemeinschaft gehört.

Für die drei monotheistischen Religionen ist der Aufenthalt des Menschen auf der Erde nur eine Durchgangsstation. Das Ziel des Menschen soll es sein, für sein Seelenheil zu sorgen. Jede lustvolle Betätigung könnte bedeuten, daß das Paradies bereits hier unten anfinge, und das wäre eine Beleidigung des Jenseits.

Welche Lust? Die Lust am guten Essen trifft kaum noch, da alle ganz versessen sind auf Diät und die Nahrungsaufnahme fast schon einer Bußübung gleicht. Die Lust an Vergnügungen? Die Religion des Fernsehens hat das Schauspiel der großen Feste verdrängt; heute kommt man eher deshalb in die Hölle, weil man eine Fernsehserie *nicht* gesehen hat. Bleibt der Sex. Der Sex, da haben wir Satans wahren und höchsten Lebenszweck! Satan - das war die Lust, denn er war der Fürst dieser Welt und ermunterte zum irdischen Orgasmus.

Bei den Christen, das weiß man seit Saulus-Paulus, der nach eigener Aussage hier eher ein Schwächling war, ist der Einsatz des Geschlechtsapparates nur im Rahmen einer Ehe statthaft, und auch dann nur in bestimmter Mission.

Letztlich ging es den Kirchen nur darum, den Sexualakt zu überwachen und bis in die zulässigen Positionen hinein zu regeln. Früher

war diese Kontrolle nicht so schwer zu bewerkstelligen wie heute in der Anonymität unserer Millionenstädte; zudem hat die Natur für die Lust des Körpers eine langwierige Strafe vorgesehen, die Schwangerschaft nämlich. Mit dem Einsatz der »Pille« änderten sich die Dinge selbstverständlich, und ihre Verbreitung fiel zusammen mit einem Rückgang des Kirchenbesuchs. Maßlose Kampagnen gegen Abtreibung, Masturbation, gegen den Gebrauch von Verhütungsmitteln und gegen Homosexualität halten Satan am Leben. Er ist das Schreckensgespenst, das die Sexualität in Schach halten und in Fesseln legen soll. Eine außergewöhnliche Entartung des Feindes! In seinen orientalischen Ursprüngen wagte das mythische Monstrum es, dem Schöpfer seine Vorrangstellung im Universum streitig zu machen, und jetzt ist es nur noch ein geiles altes Männchen.

Soll man also ohne den Teufel leben und ihn aus dem Bewußtsein ausschalten? Die Griechen und die Buddhisten liefern den Beweis, daß dies keine Utopie ist und daß man Gott lieben kann, ohne den Teufel zu fürchten, in der Würde, die Gott uns zuteil werden ließ. Der Krieg gegen den Teufel hat zu nichts als Blutvergießen geführt. Er hat unsere bestialischen Neigungen gesteigert. Er hat dazu geführt, daß man Jeanne d'Arc verbrannte, daß man die Philosophen verbrannte, daß man die »Hexen« verbrannte, daß man die Protestanten verbrannte, daß man die Indianer verbrannte, daß man die Juden verbrannte. Es läßt sich mühelos demonstrieren, daß der Kampf gegen die Bestie nichts ändert an den Gefahren dieses obszönen Phantasmas. Wie sollte man da nicht denken, daß Hitler, hätte er im alten Griechenland gelebt, nur ein Aufrührer unter vielen gewesen wäre?

Doch das war eine Zeit, von der Nietzsche sagt: »Der eine Gott war nicht die Leugnung oder Lästerung des anderen Gottes.«<sup>2</sup>

## Anmerkungen

### Die vieldeutigen Dämonen Ozeaniens

- 1 André Leroi-Gourhan *Les religions de la préhistoire*, Paris 1964 (dt.: Die Religionen der Vorgeschichte, Frankfurt a.M. 1981). Eine ähnliche Meinung äußert Henry de Lumley in seinem »Essai sur la religion de l'âge du bronze«, in: *Le Mont Bego - La vallée des Merveilles et le val de Fontanalba*. Ministère de la Culture et de la Communication, 1992. »Etwas über die Religion der Menschen der Bronzezeit zu erfahren, die von 1800 bis 1500 v.Chr. die südlichen Alpen bewohnten, ist ein besonders schwieriges Unterfangen, da wir nur über sehr wenige und sehr heterogene Beweisstücke verfügen...« Um die spezifischen Riten des Mont Bego rekonstruieren zu können, ist der Archäologe also bei seiner Untersuchung größtenteils gezwungen, einen weltweiten Vergleich der großen Mythen der Vorgeschichte anzustellen.
- 2 Pierre-Roland Giot, Direktor des Nationalen Forschungszentrums »Dolmens et menhirs«, in: *Science & Vie*, Vierteljahresschrift, Nr.178.  
3 Miranda Green, *The Sun-Gods of Ancient Europe*. London 1991.
- 4 Mircea Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, Bd.1-4, Frankfurt a.M. 1978 bis 1990.
- 5 Lucien Lévy-Bruhl, *La Mentalité primitive*, Paris 1922 (dt.: *Die geistige Welt der Primitiven*, Wien 1927).
- 6 Als *Science & Vie* 1991 eine kritische Analyse der Doktrin und der klinischen Resultate der Psychoanalyse veröffentlichte, gab es zahlreiche Leser, die gegen eine »archaische« Rückkehr zu »von der modernen Wissenschaft widerlegten wissenschaftlichen Haltungen« protestierten.
- 7 Ich möchte hier klarstellen, daß ich die Realität gewisser körperlicher Begleiterscheinungen der Mystik keineswegs bezweifle; ich empfehle zu diesem Thema die Lektüre von Herbert J. Thurston, *Physical phenomena of mysticism*, London 1952 (dt.: *Die körperlichen Begleiterscheinungen der Mystik*, Luzern 1956). Ich möchte darauf aufmerksam machen, welch ein Widerspruch zwischen der Art und Weise besteht, wie die Anthropologie zum einen die archaischen oder »prä-technologischen« Kulturen und zum anderen die technologischen Kulturen betrachtet. Außerdem möchte ich zu der zweifelhaften Annahme Stellung nehmen, die »primitive« Mentalität der Papuaner, der Maoris oder der Afrikaner sei angeboren und damit in gewisser Weise die unwiderrufliche Folge einer durch und durch »vorlogischen« Kultur. Da ich schon oft in Flugzeugen oder Helikoptern geflogen bin, die von »Primitiven« gesteuert wurden, habe ich mich davon überzeugen können, daß ihre Kenntnisse der Navigation und der Mechanik in nichts denen ihrer weißen Kollegen nachstanden.
- 8 Claude Lévi-Strauss, *Anthropologie structurale*, Paris 1952 (dt.: *Strukturelle Anthropologie*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1991 und 1992). Indessen ist Lévi-Strauss, das muß betont werden, der erste gewesen, der die Anthropologie von der Zwangsvorstellung befreit hat, zwischen der logischen und der vorlogischen

- Mentalität müsse eine Antinomie bestehen, insbesondere in *La Pensée sauvage*, Paris 1962 (dt.: *Das wilde Denken*, Frankfurt a.M. 1984).
- 9 Es stünde noch aus, in einem anderen Werk einmal zu untersuchen, ob die Religion, obwohl sie den Anschein erweckt, »vorlogisch« zu sein (ein Begriff, der mir, nebenbei bemerkt, ein Euphemismus zu sein scheint, hinter dem sich der Begriff »unlogisch« verbirgt), beim Menschen nicht vielleicht eine spezifisch logische Befriedigung darstellt. Das ist der Grund für die Vorbehalte, auf die ich hier hingewiesen habe.
  - 10 H. Breuil und R. Lantier, *Les hommes de lapierre ancienne*, Paris 1959.
  - 11 »Easter Island«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
  - 12 Alfred Métraux, *L'île de Pâgues*, Paris 1941 (dt.: *Die Osterinsel*, Frankfurt a.M. 1992).
  - 13 Paul Bahn und John Flenley, *Easter Island, Earth Island*, London und New York 1992. Die beiden Autoren weisen zudem darauf hin, daß der Niedergang der Osterinsel-Kultur durch den exzessiven Raubbau an den Ressourcen der Insel, insbesondere den Waldbeständen, verursacht wurde. Insofern wäre es angebracht, die romantischen Vorstellungen über die angeborene Weisheit von »Naturvölkern«, die angeblich allein die Schätze der Natur zu nutzen und zu bewahren wüßten, neu zu überdenken. Wie die Mayas, hatten die Osterinsulaner ihre Böden zerstört, weil sie die Regeln der Bodennutzung nicht kannten. Ich möchte hier nicht die ehrwürdige *Encyclopaedia Britannica* angreifen; der Artikel über die Osterinsel wurde von Thor Heyerdahl verfaßt, dessen Thesen seither angefochten wurden.
  - 14 Bronislaw Malinowski, *Argonauts of the Western Pacific*, New York 1922 (dt.: *Argonauten des westlichen Pazifik*, Frankfurt a.M. 1979).
  - 15 In seinem Buch *Trois Essais sur la vie sociale des primitifs* (Paris 1980) schreibt Malinowski jedoch: »Der Mythos, so wie er in einer Gemeinschaft von Wilden existiert, das heißt in seiner primitiven Form, ist nicht nur eine Geschichte, die man sich erzählt, sondern eine erlebte Realität.« Da dieser Satz Verwirrung stiften könnte, müßte man ihn meiner Ansicht nach vervollständigen: «... im Imaginären erlebte Realität.»
  - 16 Bronislaw Malinowski, *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien*, Frankfurt a.M. 1979.
  - 17 Vittorio Maconi, *Australie et Mélanésie*, Paris 1980.
  - 18 Die Insel Neuguinea ist heute aufgeteilt in den indonesischen Teil, der die Westhälfte oder den Westirian einnimmt, und den unabhängigen Staat Papua-Neuguinea.
  - 19 Géza Róheim, *The Panic of the Gods*, New York 1972 (dt.: *Die Panik der Götter. Die Quellen religiöser Glaubensformen in psychoanalytischer Sicht*, München 1975).
  - 20 Carl Strehlow, *Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien*, Frankfurt a.M. 1907-1908.
  - 21 Maurice Godelier, *La Production des grands hommes*, 1982, und H. Herdt, *Guardians of the Fluts. Idioms of Masculinity*, New York 1981.

- 22 Sir James Frazer, *Der Goldene Zweig. Eine Studie über Magie und Religion*, Köln 1968, S.796.
- 23 Frazer, *Der Goldene Zweig*, a.a.O.
- 24 Ibid.
- 25 Die meisten Informationen über die Yami stammen aus der hervorragenden Untersuchung von Deszo Benedek, der umfassendsten Studie über die Yami: *The Yami of Irala, The World and I*, einer Publikation von »The Washington Times Corporation«, Sept. 1987, sowie der Studie von Krista Weidner, *The Legends of Irala. Research* - Penn State University, Bd.6, Nr.3, Sept. 1985. Erwähnenswert ist ein besonderer Ritus der Yami: die Opferung einer Eidechse, die damit beauftragt wird, sich durch ihr ungerechtes Leiden an der schuldigen Person - einem Dieb oder einem bösen Geist - zu rächen.
- 26 Die meisten Informationen über die Naga stammen aus dem hervorragenden Buch von Julian Jacobs, Alan MacFarlane, Sarah Harrison und Anita Herle, *Les Naga*, Genf 1990. Bei der Frage, welcher Sprachgruppe die Naga angehören, ist man immer noch geteilter Meinung, denn laut *Encyclopaedia Britannica*, 1980, Artikel »Naga«, zählen ihre Sprachen zur tibeto-birmanischen Sprachgruppe.

## Indien

- 1 V.L. Serosevskii, *Yakuty*, Petrograd 1896; zitiert nach Joseph Campbell, *Primitive Mythology - The Masks of God*, New York 1959 (dt.: *Die Masken Gottes*, Basel 1991, S.301).
- 2 J.P. Mallory, *In Search of the Indo-Europeans - Language, archeology and myth*, London 1989; und Sir Mortimer Wheeler, *The Indus Civilization*, Cambridge 1968.
- 3 Campbell, *Die Masken Gottes*, a.a.O.
- 4 Zitiert nach: *Lieder des Rgveda*, Übers. Dr. Alfred Hillebrandt, Göttingen 1913.
- 5 *Lieder des Rgveda*, X, 90, a.a.O.
- 6 Mircea Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen. Von der Steinzeit bis zu den Mysterien von Eleusis*, Bd. I, Frankfurt a.M. 1978.
- 7 Siehe dazu die interessante Untersuchung von T. Greene über das Soma: *Natural Knowledge in Preclassical Antiquity*, Baltimore und London 1992.
- 8 Zitiert nach der engl. Übersetzung: *The Rig Veda*, London 1981.
- 9 Georges Dumezil, *Les Dieux souverains des Indo-Européens*, Paris 1977.
- 10 *Lieder des Rgveda*, a.a.O.
- 11 Man weiß übrigens, daß Martin Heidegger, der gegen Lebensende den größten Teil seiner Arbeit der Frage nach dem Sein und dem Dasein gewidmet hat, sich dem Studium der orientalischen Philosophien zuwandte.
- 12 Dieser Ausdruck entstammt einer Episode aus der ersten Hälfte der Lebensgeschichte Buddhas, »Die Bekehrung der lustigen Gesellen«, der Bhadravadin, die offenbar junge Männer von hoher Geburt waren.
- 13 Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, a.a.O.
- 14 Walter A. Faiservis, Jr., *The Origins of Oriental Civilization*, New York 1959.
- 15 »Indian Philosophy«, In: *Encyclopaedia Britannica*, 1962. Der Artikel von Sar-

- vepalli Radhakrishnan, dem damaligen Staatspräsidenten Indiens und Professor für Ethik und Östliche Religionen an der Universität Oxford, ist eine der kompetentesten Zusammenfassungen zu diesem Thema.
- 16 Ibid.
- 17 Nalini Balbir, »Le jnisme«, in: »Le grand atlas des religions«, *Encyclopaedia Universalis*, S.88 und 350f. Die Gemeinschaft der Jainas, die 0,48 % der Bevölkerung Indiens ausmacht (laut der Volkszählung von 1981 etwa 650 Millionen, d.h. die Jainas zählen weniger als 3,5 Millionen), hat sich seit dem 1.Jh. in zwei Hauptgruppen gespalten: die *Digambaras*, bei denen die strenggläubigen Mönche nackt herumlaufen, und die *Svetambaras*, deren Mönche sich in Weiß kleiden. Die letztgenannte Sekte hat sich selbst wiederum ab dem 7.Jh. in die Götzenanbeter und die Nicht-Götzenanbeter aufgespalten. Die Jainas achten auf die Gleichberechtigung der Geschlechter.
- 18 Gespräch mit Frédéric Morin. Die beiden anderen waren Platon und Kant.
- 19 Gautama ist der »Name des Klans, dem der historische Buddha, Shakyamuni, angehörte und mit dem er in den alten Texten benannt wird«. Andre Bareaud, *En suivant bouddha*, Paris 1985.
- 20 Ibid.
- 21 Étienne Lamotte, »La légende du Bouddha«, in: *Revue de l'histoire des religions*, 134, (1947-1948), S.37-71.
- 22 Diese Toleranz zwischen den Religionen scheint im heutigen Indien leider gefährdet, da der Hinduismus dazu neigt, dem Buddhismus seine Heiligtümer streitig zu machen und dabei zerstörerische Spannungen auszulösen. Die Ursache ist wieder einmal sozio-politischer Art: in den heiligen Stätten des Buddhismus werden die niederen Kasten und die Unberührbaren toleriert.
- 23 »Buddha and Buddhism«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
- 24 Erster Lehrsatz: Ein Ton ist etwas Vorübergehendes. Zweiter Lehrsatz: Er ist etwas Vorübergehendes, weil er von Ursachen hervorgerufen wurde. Dritter Lehrsatz und Beispiel: Ein Ton ist wie ein Krug. Vierter Satz und Anwendung: Krüge sind von Ursachen hervorgerufen und sind genauso vorübergehend wie Töne. Schlußfolgerung: Ein Ton ist etwas Vorübergehendes.
- 25 Campbell, *Die Masken Gottes*, a.a.O., und »Hinduism«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
- 26 »Eine Definition des Hinduismus ist nicht möglich«, konstatiert bescheiden und zu Recht die *Encyclopaedia Britannica* in dem gleichnamigen, von dem hinduistischen Soziologen Mysore Narasimhachar Srinivas verfaßten Artikel, in dem er, nicht ohne Humor, die Bemerkung macht, es sei sogar unmöglich, zu definieren, was denn nun eigentlich ein Hinduist sei! Tatsächlich sind die einen der Ansicht, ihre Disziplin definiere sich durch das Studium der Texte, während andere wiederum das Studium der Sitten betonen. Allgemeine Übereinkunft besteht in dem Punkt, daß der Hinduismus sich zumindest durch eine ethnische Zugehörigkeit zu Indien definiert.

## China und Japan

- 1 *Das Tibetische Totenbuch*, aus der engl. Fassung des Lama Kazi Dawa Samdup [Hrsg.] v. W.Y. Evans-Wentz, Zürich & Leipzig 1939, S.56 u. 88.
- 2 Ibid., »Der Pfad der guten Wünsche, der vor Furcht im Bardo schützt«, S.147f.
- 3 Mircea Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen - Von Gautama Buddha bis zu den Anfängen des Christentums*, Bd II, Frankfurt a.M. 1979.
- 4 J.G. Anderson, *Children of the Yellow Earth*; und Kwang-Chih Chang: *The Archaeology of Ancient China*, zitiert nach Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, a.a.O.
- 5 J.P. Mallory, *In Search of the Indo-Europeans - Language, Archaeology and Myth*, London 1989. In dieser breitangelegten und meines Wissens bis heute aktuellen Synthese legt Mallory alle Gründe und alle Arbeitsmaterialien dar, die zu der Annahme führten, daß die Indogermanen der sogenannten Andronovokultur sich in der Bronzezeit in Westsibirien niederließen. Er zeigt jedoch auch die Grenzen des derzeitigen Kenntnisstandes auf; man weiß nicht, welche Beziehungen die Indogermanen der Andronovo-Kultur mit den Iranern und den Indoiranern der anderen Religionen unterhielten. Die kulturellen Verflechtungen dieser »ersten« Sibirier mit der indogermanischen Religion wären somit reine Spekulation.
- 6 Seit Ende der achtziger Jahre ist man übereingekommen, daß der *homo sapiens sapiens* an voneinander unabhängigen afrikanischen, orientalischen und asiatischen Ursprungsstätten aufgetaucht ist, daß heißt, daß die Kontinente unabhängig voneinander besiedelt wurden. Demnach gibt es etwa in China lokale Bevölkerungsgruppen, die einen von den Indogermanen unabhängigen Ursprung haben. Es ist jedoch durchaus möglich, daß dieses Konzept irgendwann einmal wieder umgestoßen wird.
- 7 Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, a.a.O.
- 8 René Grousset, *Histoire de la Chine*, Paris 1942.
- 9 Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, a.a.O.
- 10 Mencius, zitiert nach Eliade, a.a.O.
- 11 »History of Taoism«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1980.
- 12 Zwei berühmte Pilzforscher, R. Gordon Wasson, Autor von *Mushrooms, Russia and History*, 2 Bde, New York 1957, und Rene Heim, Autor von *Champignons toxiques et hallucinogenes*, Paris 1963, neue Aufl. 1978, berichten über den rituellen Verzehr halluzinogener Pilze bei den Volksstämmen Sibiriens und Nordasiens, den Kamtschadalen, Samojeden, Jukagiren, Koriaken und anderen. Der Konsum dieser Pilze führte zu fieberwahnartigen Zuständen, die einer Trance gleichkamen und von erotischen Ausschweifungen begleitet waren.
- 13 »History of Taoism«, in: *Encyclopaedia Britannica*, a.a.O.
- 14 Chunag Tse, *Das wahre Buch vom Südlichen Blütenland*, Düsseldorf/Köln 1969, X, 3 (A.d.Ü.).
- 15 Ibid.
- 16 Selbst im 20. Jahrhundert, in dem moderne Kommunikationsmittel immerhin eine etwas strengere politische Kontrolle erlauben, war und ist noch heute das »Intensitätsniveau« des Maoismus und später des Kommunismus von Provinz zu

- Provinz verschieden, und je weiter man sich vom Machtzentrum, das heißt von Peking, fortbewegt, desto ausgedünnter wird es.
- 17 So kann durch den Gravitätskollaps eines Sterns nur dann ein schwarzes Loch entstehen, wenn die Masse dieses Sterns mindestens bei der fünffachen Sonnenmasse liegt.
- 18 C. Blunden und M. Elwin, *Atlas de la Chine*, Nathan 1986.
- 19 Dieser Hang, Philosophie und Politik zu vermengen, trat übrigens im 14. Jahrhundert wieder auf, in einer ganz und gar romantischen Periode, und zwar der Periode der Offenbarungen des Mao Shan.
- 20 *Gespräche des Meisters Kung*, München 1985, XIII; 5. Im Vorwort zur französischen Ausgabe (*Les Entretiens de Confucius*, Paris 1987) stellt Étiennele Konfuzius' politisches Gespür in Frage: »Konfuzius, das muß man zugeben, scheiterte in politischer Hinsicht, weil er die Schwierigkeiten einer im Untergang befindlichen Welt einzig und allein durch die Moral zu lösen suchte: uns überzeugen zu wollen, daß er im Jahre 496 nur das Amt des Premierministers auszuüben und einen unfähigen Vorgänger enthaupten zu lassen brauchte, damit die Metzger das Fleisch unverzüglich wieder zu gerechten Preisen verkauften, ist vergebliche Mühe. Wir lassen uns von diesem Märchen nicht hinter Licht führen.«
- 21 *Ibid.*, XII, 25.
- 22 Wu-chi Liu, *A Short History of Confucian Philosophy*, London 1955.
- 23 Er war der erste, der eine »Sozialversicherung« ins Leben rief, da er in seinem Königreich das wahre *dharmā* oder die ideale Regel einführen wollte — ein von Grund auf buddhistischer Gedanke. Man muß betonen, daß man Tieren wie Menschen eine kostenlose medizinische Behandlung angedeihen ließ.
- 24 »History of Buddhism«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1980.
- 25 Die Nestorianer waren Häretiker, deren Anführer, Nestorius, Bischof von Konstantinopel, sich weigerte, Maria die Bezeichnung *Teotokos*, die »Gottesgebärrin«, zuzusprechen, da sie nur ein Mensch war und Gott unmöglich von einem Menschen geboren worden sein konnte. Laut Nestorius war die einzige Bezeichnung, die Maria zukommen konnte, *Christotokos*, die »Christgebärrin«. Darüber hinaus war der Bischof der Ansicht, daß seine Gegner und Rivalen, die Anhänger der alexandrinischen Schule, Jesus als Mann zu einem »reinen Instrument des Logos« reduziert hatten (»Nestorius-Nestorianisme«, in: *Encyclopedie du christianisme ancien*, Bd. II, Paris 1990). Nestorius und seine Schüler wurden auf dem Konzil von Chalkedon im Jahre 451 - ohne Anhörung - von der Kirche ausgeschlossen. Was ihrem evangelischen Glaubenseifer keinen Abbruch tat, denn entgegen der Legende waren es weder der Apostel Thomas oder Bartholomäus noch Pantenus von Alexandrien, die Asien zum Evangelium bekehrten, sondern die Nestorianer. Ihre Glaubensmission erstreckte sich nämlich nicht nur bis nach Syrien, Armenien und Persien, sondern sogar bis nach Ceylon und Indien, wo man an der Malabarküste zur damaligen Zeit 400.000 nestorianische Syrer zählte, die später die »Thomaschristen« genannt wurden (und zwar nicht etwa, weil sie durch den Aposten dieses Namens zum Glauben bekehrt worden waren, sondern weil die Reihen der Gläubigen Ende des 13. Jahrhunderts durch

- die Flüchtlinge, die dem Bischof Thomas von Kana nach Indien gefolgt waren, stark zugenommen hatten). Sie gelangten sogar bis nach Peking.
- 26 Unter der Han-Dynastie glaubte man, Buddha sei die Reinkarnation des Laotse gewesen, und viele Kaiser verehrten gleichzeitig Buddha und Laotse, die sie Seite an Seite auf denselben Altar stellten.
- 27 Kenneth K.S. Ch'en, *Buddhism in China: A Historical Survey*, New York 1964; und »History of Buddhism«, in *Encyclopaedia Britannien*, 1980.
- 28 Ibid.
- 29 Jean Herbert, *Les Dieux nationaux du Japon*, Paris 1965. Dieser Gelehrte hat mit einer selten anzutreffenden Bescheidenheit die Meinungen der Shintoisten zu seinen eigenen Interpretationen veröffentlicht, obwohl er nicht von allen geschätzt wurde.
- 30 J.-M. Martin, *S.M.E.P., Le Shintoisme ancien*, Paris 1988.
- 31 Nachzulesen in dem bereits zitierten Werk von Herbert.
- 32 Diese Schrift aus dem Jahre 720 ist mit dem im Jahre 712 entstandenen *Kojiki* einer der wichtigsten heiligen Texte des Shintó. Es gibt sieben verschiedene Fassungen dieser Schrift.
- 33 Es gibt von dieser Lehrfabel weitere Fassungen, die in dem Werk von Martin, *Le Shintoisme ancien*, a.a.O., geschildert werden.
- 34 Martin, *Le Shintoisme ancien*, a.a.O.

## Zarathustra

- 1 Ich greife hier jene von den Historikern allgemein anerkannte These auf, die Marija Gimbutas 1963 dargelegt hat (Marija Gimbutas, »The Indo-Europeans: Archaeological Problems«, in: *American Anthropologist*, Bd. LXV). Bleibt noch das Rätsel der Verschmelzung von Indien und Europa zu lösen, die zwischen dem 3. und dem 2. Jahrtausend stattgefunden hat. Ausschließlich sprachwissenschaftlich ist der Hinweis zu bewerten, daß die indogermanischen Sprachen sich in mehrere Zweige aufgespalten haben, darunter die indoiranische Sprachgruppe, die den indoarischen Zweig hervorgebracht hat.
- 2 Der Annahme, die indogermanischen Völker, die im 3. Jahrtausend vor unserer Zeit den Iran besetzten, könnten die Nachfolger jener Volksstämme gewesen sein, die den Iran schon seit dem 7. Jahrtausend besiedelt hatten und zwischenzeitlich in andere Gebiete gezogen waren, steht nichts entgegen; es spricht aber auch nichts dafür. Die Wiedereroberung von Territorien durch die fernen Nachfahren der ersten Bewohner war nämlich bereits bei den Kelten ein gängiges Schema. Dennoch müßte eine solche Hypothese durch archäologische Funde bestätigt werden, diese lassen jedoch auf sich warten. In seinem Werk, das während der Jahre 1947-1949 entstand, *L'Iran, des origines à l'islam*, bemerkt Roman Ghirshman: »Die anthropologischen Untersuchungen, die an den Knochenfunden der ältesten Bewohner dieser Oasen vorgenommen wurden [der Iraner des 3. Jahrtausends, die vor den Indogermanen dort gelebt hatten], haben nicht den Beweis erbracht, daß es sich um eine sehr homogene Rasse handelte, und beim derzeitigen Kenntnisstand läßt sich nicht entscheiden, ob die beiden Varianten

- des dolichocephalen Menschen, die man dort gefunden hat, einander abgelöst haben oder ob sie nicht im Gegenteil nur Besonderheiten ein und derselben Gruppe darstellen, die man unter der Bezeichnung Mediterranide zusammenfaßt und die sich in prähistorischer Zeit über ganz Asien sowie vom Mittelmeerraum bis hin zum russischen Turkestan und dem Indus-Tal erstrecken.«
- 3 Mircea Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, Bd.II., Freiburg 1979.
- 4 Dorothy Cameron, *Symbols of Birth and Death in the Neolithic Era*, London 1981.
- 5 Die *Encyclopaedia Britannica* schließt diese Frage mit der Feststellung ab: »Man weiß nichts über die ethnische Herkunft der Bewohner des Königreichs Elam, das die Ebenen rund um die Hauptstadt Susa sowie eine Gebirgsgegend umfaßte, die sich weit nach Norden und Osten erstreckte: Sie waren mit Sicherheit weder sumerischen noch semitischen Ursprungs und lebten im ständigen Krieg mit den Sumerern, den Akkadiern, den Babyloniern und den Assyriern.
- 6 Georges Dumézil, *Les Dieux souverains des Indo-Européen*, Paris 1977.
- 7 Der im Sanskrit abgefaßte Veda stellt ein zu verschiedenen Zeiten entstandenes Corpus von Werken dar. Der älteste Teil des Veda ist der *Rigveda*, der etwa 1250 entstand.
- 8 Damaskios, der um 433 in Damaskus geboren und 333 gestorbene griechische Philosoph, letztes Oberhaupt der philosophischen Schule von Athen, legt in seinem Werk, *Dubitaciones et solutiones de primis principiis* die Äußerungen eines seiner Vorgänger dar, des Eudemos von Rhodos, der noch vor 300 v.Chr. gelebt hatte: »Bei den Magiern [medische Magier, die in der iranischen Religion eine große Rolle spielten, in der sie eine synkretistische Lehre begründeten] wird er von den einen die vereinte Einheit Zeit genannt, bei den anderen Raum, was aus der Unterscheidung zwischen einem Guten Gott und einem Bösen Dämon resultiert, das heißt aus der Unterscheidung zwischen Licht und Finsternis. Und nachdem eben diese Magier solcherart die unteilbare Natur geteilt haben, nehmen sie eine zweifache Klassifizierung der wichtigsten Elemente vor und geben Ormazdes [Ormazd oder Ahura Mazda] die Herrschaft über die einen, und Areimanios [Ahriman] die Herrschaft über die anderen.« *Encyclopaedia Britannica*, Artikel »Iranien Religions«. Hier zeichnet sich bereits klar und deutlich der Manichäismus ab, der die letzte Glaubensrichtung der iranischen Religion darstellt.
- 9 Für Dumézil ist diese Neuorganisation des Pantheons ein unmittelbares Produkt der Geschichte: »Die Götter der anderen Stufen [also Indra und die Zwillingsgötter Nasatya], die für voneinander abweichende Verhaltensweisen und Ideale standen, nämlich für die einer grausamen und stürmischen Militäraristokratie einerseits und die einer habgierigen und erverbundenen Bauernschaft andererseits, und die aus diesem Grunde eine Bedrohung der Reform darstellten, wurden verworfen, verdammt, an den Pranger gestellt.« Das hier dargestellte Schema erinnert übrigens sehr an das der Herausbildung des Königtums in Frankreich, das sich gegen die rebellischen örtlichen Lehensherrschaften sowie gegen die stets zu Aufständen bereiten Bauern durchsetzen mußte. Prägnanter hätte man kaum zum Ausdruck bringen können, daß der Himmel, jedenfalls in der Geschichte In-

- diens, letzten Endes nichts weiter als ein Abbild der Erde ist. Dumezil, *Les Dieux souverains des Indo-Européens*, a.a.O.
- 10 Platon, *Alkibiades*.
- 11 Plutarch, *Numa 4, Große Griechen und Römer*.
- 12 Plinius, *Naturalis historia*, VII, 15, **XXX**.
- 13 Wir kennen die Lehre Zarathustras durch das *Avesta*, die Reste eines Korpus von kosmogonischen, legislativen und lithurgischen Texten, das ursprünglich wesentlich mehr Texte umfaßte und zur Zeit Alexanders des Großen in Verlust geraten ist. Aus vorhandenen Resten stellten Priester im 3. bis 4. Jahrhundert einen Kanon von 21 Büchern zusammen. Das heutige Avesta zerfällt in fünf Teile: 1. den *Yasna*, ein Ritualbuch, das als ältestes Element die *Gathas* (Verspredigten) des Zarathustra enthält; 2. der *Vispered*, der Lobreden auf die zoroastrischen Glaubensführer enthält; 3. die *Yashts* mit Hymnen an Gottheiten; 4. der *Vendidad*, ein religiöses Gesetzbuch; 5. das *Khorda* (d.h. kurze) *Avesta*, ein Gebetbuch.
- 14 Im Kapitel »Zarathustra und die iranische Religion« seiner *Geschichte der religiösen Ideen* (a.a.O.) berichtet Eliade, daß einige Historiker tatsächlich der Ansicht sind, der Mazdaismus stelle nur einen Aspekt der iranischen Religion dar. Es habe folglich keine Reform und, wenn man es aus diesem Blickwinkel betrachtet, auch keinen Reformator gegeben. Obgleich eine erneute Überprüfung des Forschungsmaterials und der Quellentexte durchaus verdienstvoll sein könnte, wird diese radikal-kritische Haltung an dieser Stelle nicht vertreten, da die Beweise, daß zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte des Irans eine zoroastrische Reform stattgefunden hatte, viel zu zahlreich sind, um diese Tatsache ernsthaft bestreiten zu können.
- 15 »Zoroaster«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1962.
- 16 Bei dieser Gelegenheit muß angemerkt werden, daß der vom Vedismus abgeleitete Brahmanismus die interne Logik dieser Glaubensrichtung zu illustrieren scheint, da er zu der Einrichtung eines Kastenwesens sowie zur Schaffung einer von den Brahmanen beherrschten Gesellschaft geführt hatte und damit zu deren Bevorzugung. Umgekehrt kann man sich fragen, ob die uneingeschränkte Achtung, die Indien den Kühen entgegenbringt, nicht auf den Einfluß Zarathustras und des Zoroastrismus zurückzuführen ist.
- 17 Werke, die uns über die Geschichte des alten Iran informieren, sind im wesentlichen die *Historien* des Herodot, die *Persiká* des Ktesias von Knidos, wie sie uns in den Auszügen des Photios überliefert wurden, die *Anábasis* und die *Helleniká* des Xenophon und in gewissem Umfang die *Geschichte Babylons* von Berossos. Siehe: R. Henry, *Ctesias, la Perse, l'Inde et les Sommaires de Phtosius*, a.a.O. 1947.
- 18 Siehe: Eliade, »Zarathustra und die iranische Religion«, a.a.O., S.279ff.
- 19 Es ist nicht bekannt, woraus das *haoma* bestand; ein heiliges spermatisches Getränk, nach dessen Genuß die beschriebenen Orgien stattfanden. Die Untersuchungen von John Allegro (in: *Le Champignon sacré et la Croix*, Paris 1971) lassen darauf schließen, daß das *haoma*, das mit dem *soma* der Volksstämme Nordasiens identisch zu sein scheint, aus offensichtlich symbolischen Gründen mit dem Saft des Grünen Knollenblätterpilzes hergestellt wurde. Aber in den Unter-

- suchungen von V. Pavlovna und R. Gordon Wasson (*Mushrooms, Russia and History*, Cambridge, Mass., 1957) sowie den Untersuchungen von Roger Heim (*Les Champignons toxiques et hallucinogenes*, Boubée 1978) neigt man eher zu der Annahme, es habe sich dabei um den Fliegenpilz gehandelt. Wasson beschreibt in aller Ausführlichkeit die dämonische Bedeutung, die dem Fliegenpilz wegen der gewaltigen Visionen, die er hervorruft, beigemessen wird.
- 20 Interessanterweise finden wir dieses Thema in den *Zenturien* des konvertierten Juden Nostradamus wieder. Vielleicht hatte er durch die christlichen und jüdischen Übertragungen der Originaltexte davon Kenntnis erhalten.
- 21 Diese Ähnlichkeit ist offensichtlich schon so manchem gegen den Strich gegangen, in Gegendarstellungen wurde versucht, die »Konvergenzen« zwischen Mazdismus und Judentum einem nachchristlichen Einfluß auf den Mazdismus zuzuschreiben, der sogar erst in der sassanidischen Periode erfolgt sein soll (die im 2. Jahrhundert unserer Zeit beginnt und im 7. Jahrhundert endet). »Diese Versuche«, heißt es in der *Encyclopaedia Britannica*, »sind widerlegt worden.« Die Exegese erbringt den unwiderlegbaren Beweis, daß die Texte, die diese Ähnlichkeiten aufweisen, sehr wohl dem Christentum vorangingen. Nicht das Christentum hat den Mazdismus beeinflusst, sondern umgekehrt.
- 22 Dumézil, a.a.O.
- 23 M. Mole, *La légende de Zoroastre selon les textes Pahlévis*, Paris 1967.
- 24 Jean de Menasce, »Zoroastre«, in: *Encyclopaedia Universalis*. Wie Eliade behauptet auch Menasce, die von Zarathustra vorgenommene Umwälzung sei nicht so radikal gewesen, wie es den Anschein hat, und seine Reform sei nicht von Grund auf dualistisch gewesen. Das würde jedoch die Eigenart des Zoroastrismus nur unterstreichen. Denn dieser radikale Dualismus manifestiert sich erst bei Zarathustra, und er setzt sich am Ende durch. Das läßt sich tatsächlich sehr gut an den eigentümlichen und aufschlußreichen Wandlungen des Vedismus erkennen, wie Dumézil sie dargestellt hat, da in den Veden die ursprünglichen Götter in hierarchischer Reihenfolge die Dualität Varuna-Mithra, dann Indra, und schließlich die beiden Götter Nasatya sind. Bei der theologischen Neuordnung der Zoroastrismus werden Indra und die Nasatya auf den Rang von Dämonen zurückgestuft. Das vedische Pantheon ist vereinfacht und »radikalisiert« worden: ähnlich wie im sowjetischen Pantheon der alte »Gott« Trotzki nach der Machtergreifung Stalins zugunsten der einzigen göttlichen Triade Engels-Marx-Lenin zum Dämonen degradiert wurde, bleibt hier das Paar Mithra-Varuna das einzige Götterpaar im Himmel, und die anderen Götter werden zu Antagonisten.
- 25 W.B. Henning, *Zoroaster, Politician or Witch Doctor*, New York 1951. »Histoire de l'Iran«, XXX. In Wirklichkeit praktizierte Dareios nach dem Beispiel seines Vorgängers, Kyros, eine Mischform des Zoroastrismus, da er sich nicht, wie es Zarathustra vorschrieb, dem Kult der Dämonen widersetzte und sich darauf beschränkte, den Kult eines »Großen Gottes«, d.h. des Ahura Mazda, zu unterstützen. Nur in den eroberten Provinzen wie Babylon verbot Dareios die Verehrung anderer Götter als des Ahura Mazda.
- 26 »History of Iran«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1983.

27 Obwohl Anhänger Zarathustras, ist die Toleranz der iranischen Monarchen doch erstaunlich. Es war Kyrus höchstpersönlich, der den Hebräern während ihrer Babylonischen Gefangenschaft gestattete, nach Jerusalem zurückzukehren, um die Stadt wieder aufzubauen. Dareios gestattete den Wiederaufbau des Tempels von Jerusalem; und es war Artaxerxes I., der Esra und Nehemia als ihr Protektor die Gründung des Judentums erlaubte. Wie allgemein bekannt ist, war diese Toleranz einseitig. Doch die Juden waren nicht die einzigen, die aus dieser Toleranz Nutzen zogen, denn man weiß, daß Dareios durch ein Edikt dem Satrapen Gadas befahl, die Vorrechte des örtlichen Apollon-Tempels gewissenhaft zu respektieren. Auf alle Fälle wurden die griechischen Orakel im gesamten Reichsgebiet ausnahmslos respektiert. »Persia«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1962.

## Mesopotamien

- 1 Hier sollte angemerkt werden, daß die Erfindung der Schrift, wie wir sie kennen, in mehrere Etappen erfolgte, deren jüngste der erste Entwurf des Alphabets war, das wahrscheinlich gegen Mitte des 2. Jahrtausends vor unserer Zeit von den Phöniziern aufgezeichnet und von den Griechen, den wahren Schöpfern des Alphabets, vollendet wurde. V.E. Puech, »Origine de l'alphabet« - Documents en alphabet lineaire et cunéiforme du II. millénaire -, in: *Revue biblique*, Nr. 93, 1986, und Francoise Briquet-Chatinnet, »Naissance de l'alphabet«, in: *L'Histoire*, Nr. 156, Juni 1992.
- 2 *Das Gilgamesch Epos* (Assyrische Version), rhythmisch übertragen von Hartmut Schmökel. Stuttgart 1966. Es gibt zwei Versionen des Gilgamesch-Epos, die alte, die auch die babylonische genannt wird, und die ninivitische Fassung. Weitere Informationen zur Übereinstimmung, zur Anzahl und Bedeutung der Fragmente sind nachzulesen in dem Werk von Jean Bottéro: *L'Épopée de Gilgamesh*, Paris 1992.
- 3 Der erste sumerische Bericht über die Sintflut geht auf die Zeitspanne um das Jahr 2000 vor unserer Zeit zurück. Man hat auch Ablagerungen von Schlamm und Sand gefunden, die älteren Datums sind, doch sie stimmen stratographisch nicht überein, möglicherweise infolge von Erdbeben. In Ur scheint eine Tonschicht von einer Tiefe von 3,7 bis 2,7 m bis auf das 3.-4. Jahrtausend zurückzugehen, während eine ähnliche Schicht in Kisch nur 0,30 m tief ist und auf das Jahr 2800 vor unserer Zeit zurückgeht. In Eresh und Schuruppak geht die Schlammschicht auf dieselbe Periode zurück, ihre Tiefe variiert jedoch von 2,1 bis zu 21,3 m. Die Schlußfolgerung in der *Encyclopaedia Britannica* wird bis zum heutigen Tag als die allgemein gültige angesehen, in der es heißt, es habe nicht nur eine, sondern mehrere Sintfluten gegeben, wahrscheinlich als Folge von Klimawechseln. Eine dieser Sintfluten war vermutlich so gewaltig, daß sie die Phantasie stärker angeregt hat als andere.
- 4 Der Zeitpunkt des Eintreffens der ersten Semiter dort ist unbekannt. Der Stand der Unkenntnis ist von Georges Roux meisterhaft aufgezeigt worden in: *La Mésopotamie - Essai d'histoire politique, économique et culturelle*, Paris 1985.
- 5 Jean Bottéro, *Mésopotamie - L'écriture, la raison, les dieux*, Paris 1987. Die er-

- ste bekanntgewordene Schrift soll angeblich von einer Sprache stammen, die »isoliert von jeder bekannten Sprache oder Sprachfamilie sich vom Akkadischen in dem Maße unterscheidet wie das Tibetische vom Französischen«. Bottéro berichtet, daß die Meinungsverschiedenheiten im Institut für assyriologische Volkskunde schon so weit geführt haben, daß zwei ehrenwerte Akademiker auf dem Gang des Instituts mit Regenschirmen aufeinander eingedroschen haben. Die Gesamtheit der antiken Sprachen des Nahen und Mittleren Ostens sind ein noch recht unzugängliches Gebiet. Vgl. dazu den Bericht von Emmanuel Laroche, »Langues et civilisations de l'Asie mineure«, in: *Annuaire du College de France*, 74. Jahrgang, 1974, S.407-412.
- 6 Siehe: »Die Offenbarung des Johannes« (Apokalypse), 17;5, A.d.Ü.
- 7 Roux, *La Mésopotamie — Essai d'histoire politique, économique et culturelle*, a.a.O.
- 8 Manfred Lurker, *Lexikon der Götter und Dämonen*, Stuttgart 1984.
- 9 Bernard Teyssède, *Naissance du Diable*, Paris 1985. Teyssède treibt den vielsagenden Vergleich zwischen den alttestamentarischen Texten und denen der babylonischen Liturgie noch weiter.
- 10 Walter Beyerlin (Hrsg.), *Religionsgeschichtliches Textbuch zum Alten Testament*, Göttingen 1975, S.108ff.
- 11 E. Cassin, *La Splendeur divine - Introduction à l'étude de la mentalité babylonienne*, 1968.
- 12 (Übersetzt anhand der französischen und englischen Fassungen. Siehe: Rene Labat, *Le Poeme de la creation*, Paris 1935; und Benjamin R. Forster, *Before the nuses. An Anthology of akkadian Literature*, 1993, A.d.Ü.) Es handelt sich hierbei um die sogenannte Amarna-Fassung, die in Teil el-Anama, Ägypten, gefunden und bei der Eroberung des Landes durch Assurbanipal wahrscheinlich dort zurückgelassen wurde.
- 13 Lurker, a.a.O., sowie »Babylonian and Assyrian religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
- 14 (I, 37-39) Zitiert nach der Übersetzung von Garelli und Leibovici: *La naissance du mondeselon Akkad*, in: Eliade, a.a.O.
- 15 Angesichts dieser eklatanten Widerlegung der Freudschen Theorie des »Ödipus-Komplexes« ist es nützlich, darauf hinzuweisen, daß die Psychoanalyse bislang kaum aus den Beiträgen der Anthropologie und der Religionswissenschaften Nutzen gezogen hat. Und so ignorieren die Anhänger des berühmten »Komplexes« auch nur allzu bereitwillig, daß ihre Theorie durch Malinowski entkräftet worden ist.
- 16 Alexander Eliot, Mircea Eliade, Joseph Campbell, Detlef I. Lauf, *L'Univers fantastique des mythes*, Paris 1976.
- 17 »Babylonian and Assyrian Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, a.a.O.; und S. Langdon, *Babylonian Penitential Psalms*, Paris 1913; und ders. *Sumerian Liturgies and Psalms*, Philadelphia 1919.
- 18 »Babylonian and Assyrian Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1962.
- 19 Ibid.
- 20 Bottero, *Mésopotamie*, a.a.O.

21 »Babylonian and Assyrian Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, a.a.O.

22 Lurker, *Lexikon der Götter und Dämonen*, a.a.O.

## Die Kelten

- 1 »Celts«, in: *Encyclopaedia Britannica*. Es scheint mir angebracht, gleich klarzustellen, daß die Vorstellung aufgegeben worden ist, die eigentlichen Kelten wären in einer unbestimmten Zahl von »Wellen« eingefallen. Diese Annahme bestand seit Edward Lhwyd im 17. Jahrhundert. Wie Colin Renfrew in *Archaeology and Language: The Puzzle of Indo-European Origins* (Cambridge University Press. New York 1987) schreibt, kann der Begriff »Kelten« in acht verschiedenen Bedeutungen verstanden werden: so, wie die Römer ihn verstanden; so, wie ihn jene verstanden, die sich selbst als Kelten bezeichneten; als Bezeichnung einer linguistischen Gruppe; eines archäologischen Komplexes im mittleren Osteuropa; eines Kunststils; einer Geisteshaltung; als Bezeichnung für das mittelalterliche Irland und als Begriff für das keltische Erbe... Würde man an der Vorstellung von »Wellen« festhalten, so könnte man gar nicht genau sagen, von wem man eigentlich spricht. Renfrew weist auch darauf hin, daß man zu derselben Gruppe heute auch die Menschen aus jenen archäologischen Perioden weit vor der Zeit der Römer zählen müßte. Letzterer Ansicht bin ich hier gefolgt, indem ich, gemäß dem aktuellen Stand der Kenntnisse, die Urnenfelderkultur, die Protokelten und die Kelten im traditionellen Sinn als Kulturen gleicher Herkunft betrachtet habe.
- 2 Duncan Norton-Taylor, *The Celts*, New York 1974. So soll beispielsweise der Begriff Fir Bölg, mit dem jene Volksstämme bezeichnet werden, die das Gebiet des heutigen Belgien besetzt hatten, dem Begriff Belgae zugrunde liegen, und die Fir Bolg, die mit der zweiten Welle der keltischen Invasion einfielen, wären somit deren Vorfahren und »Ahnen«. Man bezeichnet die Protokelten im allgemeinen mit den Namen der Kulturen, die deren verschiedene Strömungen charakterisieren; die Völker der Streitaxtkultur, die Völker der Glockenformkultur (so genannt aufgrund der Glockenform ihrer Tonbecher), die Völker der Urnenfelderkultur (so genannt aufgrund ihrer Gewohnheit, die Asche ihrer Verstorbenen in Urnen zu füllen, um sie anschließend in Bestattungsfeldern aufzubewahren).
- 3 Frank Delaney, *Legends of the Celts*, London 1991.
- 4 Die Kunst der, nach dem gleichnamigen, am Ufer des Neuenburger Sees gelegenen Ortes bezeichneten, La-Tene-Zeit stellt den reinsten Ausdruck einer Ästhetik dar, die durch ihren Reichtum und ihre dekorativen Elemente, Voluten und verschlungene Arabesken von einer erstaunlichen Originalität war und an die Küste Asiens und des Orients erinnert.
- 5 John Sharkey, *Celtic Mysteries*, London 1985.
- 6 Nicht zu verwechseln mit der *Lieder-Edda*. Man nimmt an, daß die Edda-Dichtungen, die in der Königlichen Bibliothek von Kopenhagen aufbewahrt werden, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfaßt wurden. Der irische Bischof Brynjolf Sveinsson, in dessen Privatbesitz sie sich als letztes befanden, war der Ansicht, sie seien von Saemund Sigfusson, einem isländischen Gelehrten des 12. Jahrhunderts, verfaßt, doch der Stil legt ein späteres Datum nahe.

- 7 Sharkey, *Celtic Mysteries*, a.a.O.
- 8 Wie man unter anderem aus dem von Delaney zusammengetragenen Werk, *Legends of the Celts* ersehen kann, sind die keltischen Legenden oftmals nichts weiter als eine lange Abfolge von Heldentaten, worin die Helden sich gegenseitig *ad nauseam* enthaupten und die Bäume aufschlitzen.
- 9 Theodor Mommsen, *Römische Geschichte*, Buch VI, »Die gallischen Provinzen«, München 1976.
- 10 Norton-Taylor, *The Celts*, a.a.O.
- 11 Ibid.
- 12 Manfred Lurker, *Lexikon der Götter und Dämonen*, Stuttgart 1984.
- 13 Norton-Taylor, *The Celts*, a.a.O.
- 14 H.R. Ellis Davidson, *Gods and Myths of Northern Europe*, London 1964.
- 15 Sharkey, *Celtic Mysteries*, a.a.O.
- 16 Ibid.
- 17 Georges Dumézil, *Loki*, Darmstadt. 1959.
- 18 Lurker, *Lexikon*, a.a.O.
- 19 Ibid.
- 20 Lurker, *Lexikon*, a.a.O.
- 21 Ellis Davidson, *Gods and Myths of Northern Europe*, a.a.O.
- 22 *L'Univers fantastique des mythes*, ouvrage collectif, Paris 1976.
- 23 Um den Liebhabern philologischer Entsprechungen eine Freude zu machen, weisen ich darauf hin, daß der alte arabische Reitergott, der in den Inschriften von Palmyra und an anderen Orten entdeckt wurde, Aesir heißt: nun ist Loki, der Ase, der Vater des sagenhaften Sleipnir. Dieses Pferd, Vetter des Pegasus, verdient hier Erwähnung. Laut Lurker ist es zugleich Lokis Sohn und dessen Pferd, doch laut *L'Univers fantastique des mythes* ist Lokis Reittier der Wolf Fenrir, der leibliche Sohn des Loki; während Sleipnir das Reitpferd Odins ist, dem Herrn des germanischen Pantheon. Das ist nur ein Beispiel für die zahllosen Überlagerungen und Variationen der keltischen Mythen. Sleipnirs acht Beine deuten auf seine außergewöhnliche Schnelligkeit hin; sie sollen das Symbol für die Schamanenkraft seines Reiters Odin sein, eine Hypothese, die von Eliade stammt und die durch die beiden Raben gestützt wird, welche den König überallhin begleiten, um ihn darüber zu informieren, was in der Welt vor sich geht. Odin soll demnach fähig sein, sich blitzschnell von einem Ort zum anderen zu begeben.
- 24 Dumézil wundert sich darüber (oder gibt es zumindest vor), daß sich die Legenden der Kelten, der Germanen und der Osseten oder Skythen auf erstaunliche Weise ähneln, und möchte auf diese Weise dem Leser die Hypothese nahelegen, daß sich diese verschiedenen Zweige der indoarischen Strömung über Zeiten hinweg die alten, nur wenig abgewandelten Themen als gemeinsames Gut bewahrt haben.
- 25 Mircea Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen. Von Gautama Buddha bis zu den Anfängen des Christentums*, Bd.II, Freiburg 1979, S.149.
- 26 Das Mahabharata: »das große Epos der Bharata« oder auch »das große Epos vom Kampf der Nachkommen des Bharata« (das Wort *bharata* bedeutet im Sanskrit auch »Akteur«), ist eines der beiden großen Epen Indiens, deren zweites

- der Ramayana ist. Es besteht aus einer Sammlung von hunderttausend Doppelversen, die in achtzehn Bücher aufgeteilt und etwa achtmal so umfangreich sind wie die *Ilias* und die *Odyssee* zusammen; sie sollen von Visatya zusammengestellt worden sein, und es scheint sie ab dem 4. Jahrhundert gegeben zu haben. Angeblich gründet das Epos auf historischen Fakten, wahrscheinlich dem Krieg zwischen den Kauravas und den Pandavas. Es ist offenbar des öfteren unter dem Einfluß religiöser Sekten umgeschrieben worden, was zu einer wachsenden Mythifizierung der geschilderten Ereignisse geführt hatte, die mit dem Epos der regierenden Fürsten von Hastinapura, Dhritarashtra, Pandu und Vishna beginnen.
- 27 Mircea Eliade, a.a.O., S.150.
- 28 Jan de Vries hat den literarischen Quellen des Loki eine ausführliche Studie gewidmet und führt an, daß die Abwertung der Figur des Loki erst später erfolgte und Loki zu Beginn vor allem ein Dieb war: er stiehlt den Göttern die Äpfel der Jugend (die den von Herakles geraubten Goldäpfeln der Gärten der Hesperiden vergleichbar sind), er entwendet den Gürtel und die Handschuhe des Thor sowie die Halskette Freyjas. Laut Dumézil soll dieser Prototyp des Diebes bis in die ersten indogermanischen Mythologien zurückreichen, von denen ein Zweig den Mythos des hellenischen Diebesgottes Hermes hervorbrachte.
- 29 Delaney, *Legends of the Celts*, a.a.O.
- 30 Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, a.a.O.
- 31 Delaney, *Legends of the Celts*, a.a.O.
- 32 G. Sanajev, zitiert nach Dumézil, *Loki*, a.a.O., S.126.
- 33 Branwen, *The Daughter of Llyr*, in: Delaney, a.a.O.
- 34 Nasreddin Hodscha ist ein Held der türkischen Volksliteratur, dessen Schwanke die Mißstände seiner Zeit kritisieren. Karagöz ist die Hauptfigur des nach ihm benannten türkischen Figurenspiels, ein listiger Repräsentant des türkischen Volkscharakters (A.d.Ü.).
- 35 Die Griechen und die Römer nannten sie zunächst *druoidai*, *druoides*, *drysidæ*, *dryadae*. »Als Plinius der Ältere«, schreibt Norton-Taylor, »der im Gallien des 1. Jahrhunderts unserer Zeit die Stellung eines Prokurators innehatte, bemerkte, daß das griechische Wort für »Eiche« *drus* war, folgerte er daraus, ihr Name sei vielleicht von dem Namen dieses Baumes abgeleitet...« In zahlreichen europäischen Sprachen, fährt dieser Historiker fort, bedeutet der Terminus *dru* so viel wie »stark«, während »wid« und etliche Varianten dieses Wortes im allgemeinen »Wissen« bedeuten. Es bleibt also schwierig, anhand dieser Konvergenz, die zu der Behauptung führte, die Druiden seien zugleich Weise gewesen und hätten ihre Riten unter Eichen vollzogen, über die Etymologie des Wortes zu entscheiden.
- 36 Gaius Julius Cäsar, *Der Gallische Krieg*, VI, 13, Leipzig 1944.
- 37 Norton-Taylor, *The Celts*, a.a.O.; »Mescla Ulad«, in: *Mediaeval and Modern Irish Series*, XIII, Dublin 1941.
- 38 Eine Gleichsetzung, die dazu ermuntern könnte, auch die Gültigkeit der berühmten Triade Dumézils mit Vorbehalt zu betrachten.
- 39 Eliade, a.a.O. Norton-Taylor führt näher aus (*The Celts*, a.a.O.): »Nach den alten Gesetzestexten besaß der Freie im allgemeinen sieben Kühe und einen Stier, sie-

- ben Schweine, eine Muttersau, sieben Schafe, ein Pferd sowie eine Weidefläche, die groß genug war, um jährlich sieben Kühe aufzuziehen. (...) In Zusammenschluß mit drei anderen Landwirten besaß er einen Karren, eine Pflugschar, einen Ochsen, einen Rinderstachel und ein Joch; er teilte sich mit ihnen einen Ofen, eine Mühle und eine Scheune.«
- 40 Norton-Taylor, *The Celts*, a.a.O. Diese Aufteilung der Rollen entspricht wieder einmal nur sehr ungenau der Triade Priester-Krieger-Ackerbauer, die Dumézil auf alle alten Gesellschaften Überträgt. Als Hinweis auf die Darstellung von Renfrew in *Archaeology and Language*, in der er die Schwierigkeiten darlegt, dieses Schema auf alle indogermanischen Gesellschaften anzuwenden.
- 41 Übersetzung und Einführung von Jean Renaud, Vorwort von Régis Boyer zu: *La Sage des Féroïens*, Paris 1983.
- 42 Der Siegeszug des Individualismus, der im 19. Jahrhundert mit der Romantik begann, war eine Folge der Wiederentdeckung der keltischen Kultur und ihrer Mythen, die durch den Kult, den der Klassizismus mit der griechisch-römischen Kultur trieb, lange im Verborgenen geblieben war.
- 43 H.R. Ellis Davidson, *Gods and Myths of Northern Europe*, a.a.O.
- 44 *Grand Atlas historique*, Paris 1968.
- 45 Der Genauigkeit halber ist zu bemerken, daß die Christianisierung Englands gebietsweise bereits im 7. Jahrhundert stattgefunden hatte und daß es drei Kirchen gab, die Bretonische in Gallien, die Irisch-schottische und die Angelsächsische, die einzige von den dreien, die mit der römischen Kirche in enger Beziehung stand, und zwar dank dem aus Tarsos stammenden ersten Erzbischof von Canterbury, Theodor von Canterbury, der von Papst Gregor dem Großen entsandt worden war.
- 46 Régis Boyer, *Yggdrasil, la religion des anciens Scandinaves*, Paris 1992.

## Griechenland

- 1 »Civilisation homérique«, in: *Encyclopaedia Britannica*
- 2 Diese These wurde von Colin Renfrew in: *Archaeology & Language: The Puzzle of Indo-European Origins*, New York 1985, bis ins Extrem getrieben; auf der Basis linguistischer Daten stellte er die Behauptung auf, die aus Anatolien stammenden Indogermanen hätten Griechenland ab Mitte des 7. Jahrtausends vor unserer Zeit besetzt. Diese These wird von J.P. Mallory in: *Search of the Indo-Europeans-Language, Archaeology and Myth*, London und New York 1989, mit Vorbehalten versehen; Mallory stimmt zwar der Hypothese zu, es habe seit der von Renfrew angegebenen Epoche eine anatolische Besetzung Griechenlands gegeben, gelangt jedoch aufgrund anderer Arbeiten zu der Annahme, daß die anatolische Besetzung Griechenlands, ausgehend vom Balkan, auch in die andere Richtung stattgefunden hatte. Siehe auch »Cretex«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
- 3 Herodot, 1;146.
- 4 Georges Roux, *La Mésopotamie, essai d'histoirepolitique, économique et culturelle*, Paris 1985.
- 5 Euripides, *Herakles*, 1230 und 1240, Zürich 1968.

- 6 Homer, *Ilias*, I, 202-203, in der Übertragung von Heinrich Voß, München 1987.
- 7 Euripides, *Die Flehenden*, 403-405, Zürich 1968.
- 8 Dion Crisostomos, *Sämtliche Reden*, X, 29, Zürich 1967.
- 9 Leonce Paquet, *Les cyniques grecs*, Livre de Bocht, 1992.
- 10 Euripides, *Die Flehenden*, 219-221.
- 11 Andre Bernand, *Sorciers Grecs*, Paris 1991.
- 12 Ibid.
- 13 Platon, *Die Gesetze*, 908, Zürich 1974.
- 14 Platon, *Phaidon*, 81 b.
- 15 Der amerikanische Historiker Irving Stone hat aufgezeigt, daß Sokrates an zwei Staatsstreichen beteiligt war, mit denen die Tyrannenherrschaft eingeführt werden sollte, und daß der berechtigte Verdacht seiner Mitbürger, er habe sich an einem dritten Komplott beteiligt, den Philosophen am Ende vors Gericht bringen sollte. Was für eine Tyrannenherrschaft war es, von der Sokrates träumte? Das läßt sich höchstens aus der halben Tyrannenherrschaft der Vierhundert folgern, die durch einen Staatsstreich durchgesetzt wurde, an dem — und das ist aufschlußreich — sein Schüler und Favorit Alkibiades beteiligt war. Es wäre wahrscheinlich eine Tyrannenherrschaft gewesen, bei der die Macht in Händen eines kooptierten Konsistoriums gelegen hätte. Irving Stone, *The Trial of Sokrates*, Boston/Toronto 1988. Vor allem für Platon ist der ideale Stadtstaat, wie er ihn in *Der Staat* beschreibt, tatsächlich einem totalitären Regime unterworfen, wie es sich die Utopisten bis hin zu Bentham immer erträumt hatten. So liegt es auf der Hand, daß für den Schüler wie für den Meister jeder Rückgriff auf irrationelle, persönliche Mächte, die unmöglich dem allgemeinen Gesetz unterworfen werden können, wie sie beispielsweise durch die Zauberei ins Spiel gebracht werden, ein Greuel ist. Sokrates und Platon lehnen sich also nicht gegen den Aberglauben auf, sondern gegen die individuelle Religionsausübung.
- 16 Platon, *Die Gesetze*, 909 a-b, Zürich 1974.
- 17 Platon, *Eutyphron*, 3 b-c.
- 18 Jacqueline de Romilly, *Pourquoi la Grèce?*, Paris 1992.
- 19 Bernand, a.a.O.
- 20 Alexandre Kojève, *Essai d'une histoire raisonnée de la Philosophie païenne; »La Philosophie hellénistique et les neoplatoniciens«*, Bd. III, Paris 1973.
- 21 »Die Stoiker bestritten in Wirklichkeit (hierin folgten sie Aristoteles), daß es im (kosmischen) Himmel oder im Urfeuer (als es den Kosmos noch nicht gab) irgendeine Interaktion im eigentlichen Sinne oder eine irreversible Opposition (zwischen »Gegensätzen«) gegeben habe...«, in: *Essais d'une histoire raisonnée de la Philosophie païenne*, III, a.a.O.
- 22 James George Frazer, *Der goldene Zweig*, Köln 1968, S.841.
- 23 Mircea Eliade, *Geschichte der religiösen Ideen*, Bd. I, »Von der Steinzeit bis zu den Mysterien von Eleusis«, Freiburg 1978, S.339
- 24 »Polytheism«, in: *Encyclopaedia Britannica*
- 25 Eliade, a.a.O.

## Rom

- 1 Dieses Phänomen spiegelt sich bereits auf den ersten Seiten der bemerkenswerten *Études sur la religion romaine* von Pierre Boyance, Ecole française de Rome, 1972. Gelehrte gehen mit Kollegen, die anderer Meinung sind als sie selbst oder ihren eigenen Arbeiten nicht genug Ehrerbietung entgegenbringen, oftmals nicht gerade glimpflich um.
- 2 »Nero ist keineswegs eine so einfach Persönlichkeit, wie die traditionelle Geschichtsschreibung es gerne hätte, denn sie spinnt die abgedroschensten Klischees weiter, die je durch Roman und Bildschirm Verbreitung gefunden haben. Man hat Nero als ein von den Höllenschlünden ausgespucktes Monster dargestellt, dabei wurde er vom kleinen Volk sehr verehrt. Man hat ihn als hysterischen Histrionen hingestellt, als einen gekrönten Komödianten, ohne etwas von den Absichten zu begreifen, die sich hinter seinem Flamenco-Verhalten verbargen, oder auch nur in irgendeiner Form die Tatsache in Rechnung zu stellen, daß seine Verwaltung in den Augen des Senats oft von weiser Voraussicht und sicherem Urteil geprägt war.« Lucien Jerphagnon, *Vivre et philosopher sous les Césars*, Toulouse 1980.
- 3 H. Wagenwoort, *Roman Dynamism — Studies in Ancient Roman Thought, Language and Custom*, Oxford 1947.
- 4 Es würde hier zu weit führen, die kulturellen und ethnologischen Unterschiede zwischen der Erdbestattung und der Einäscherung zu erläutern. Um den Leser nicht zu frustrieren, wollen wir anführen — und zwar stets in dem Bewußtsein, das Problem nur annäherungsweise zu streifen —, daß Völker, bei denen die Bestattung praktiziert wurde, auf ein »Nachwachsen« des Leichnams hofften, während Völker, die ihre Toten einäscherten, den Schrecken des Leichnams bannen und ihn durch das Feuer reinigen wollten.
- 5 T. Cornell und J. Matthews, *Atlas du monde romain*, Amsterdam 1986.
- 6 »Das systematische Zurateziehen von Etymologien sowie die Analyse von Mythen, die auf der naturalistischen Hypothese gründen [...] hatte nur zu enttäuschenden Ergebnissen geführt«, schreibt P. Boyance unter Anführung der Vorgänger und Rivalen Georges Dumezils. Doch Dumezils Bemühungen, gewissermaßen um jeden Preis die buchstäblichen Beweise für den indogermanischen Ursprung dieser Religionen zu finden, waren kaum stichhaltiger: »Die ersten Untersuchungen, die Georges Dumezil in *Festin d'immortalité* (1924) oder in *Problème des centaures* (1927) anstellte, werden heute von ihm selbst nicht mehr für gültig erachtet«, schreibt P. Boyance. Trotz all der Ehrerbietung, die man einem Gelehrten von Dumezils Format schuldig ist, müssen manche seiner Thesen zur römischen Mythologie, wie er sie in »Jupiter et son entourage«, in: *Les Dieux souverains des Indo-Européens*, Paris 1977, dargelegt hat, noch etwas differenzierter werden. So ist es reine Willkür, wenn er zwei Gestalten der römischen Mythologie, nämlich Romulus und Numa, in den Rahmen der indogermanischen Gottheiten Varuna und Mitra stellt. Der Strukturalismus hat des öfteren selbst die hervorragendsten Historiker dazu verleitet, prosaische Faktoren wie Zeit und Ort außer acht zu lassen. Die Indogermanen gelangten nicht innerhalb weniger Jahre nach Italien, und Italien ist weder mit dem Iran noch mit Indien

- vergleichbar. Die Götter wandeln sich mit den Zeiten und Orten, wie ja auch Satan vom Buch Hiob bis zum Buch Henoch seine Rolle ändert. Bei Romulus scheint ursprünglich eine wesentlich realere Gestalt als Varuna Pate gestanden zu haben; wir verfügen über Fakten, die keineswegs den Schluß zulassen, Numa sei eine Erfindung gewesen - so legendär dieser zweite König Roms auch sein mag. Heute steht fest, daß Dumézil, bei all dem Scharfsinn, den er dabei an den Tag legt, nicht die Absicht hatte, die Indogermanen zu der homogenen Einheit zu machen, die manche fälschlicherweise in ihnen zu sehen glaubten; es handelte sich dabei lediglich um eine Arbeitshypothese, die es ihm erlaubt hatte, fruchtbare Umgruppierungen vorzunehmen.
- 7 An dieser Stelle muß ich noch einmal auf Dumézils Hypothese zurückkommen, nach der die Triade von Jupiter, Mars und Quirinus der indogermanischen Triade von Priester-Magier, Krieger und Erzeuger entsprechen soll. Denn zunächst einmal kam diese Triade in dieser Form in der römischen Religion nicht zu Ehren, und zwar zu keiner Zeit. Darüber hinaus war Quirinus offenbar nur deshalb mit Jupiter und Mars, diesen lateinischen Göttern, verbündet, weil er Sabiner war; die Römer pflegten nämlich mit diesem Volk enge Beziehungen. Überdies war er in ganz besonderem Maße ein sabinischer Gott, und zwar der Lokalgott der auf dem Quirinal wohnenden Sabiner (Manfred Licker, *Lexikon der Götter und Dämonen*, Stuttgart). Boyance führt an, seine Rolle sei zweideutig und sogar recht wirr gewesen: er war kein beschützender Gott, sondern ein Kriegsgott, aber eher ein Beschützer als ein Angreifer, und sein »farbloser« Charakter habe überdies dazu geführt, daß er verschwand und fälschlich mit Romulus gleichgesetzt wurde. Und schließlich scheinen die drei Gottheiten, die man im heiligsten Tempel Roms findet, Jupiter, seine Gemahlin Juno und seine Tochter Minerva, keineswegs der indogermanischen Triade zu entsprechen.
  - 8 Bis zum 2. Jahrhundert vor unserer Zeit gab es bei den Römern keine Geschichtsschreibung. Nach der griechischen Legende sollen Romulus und Remus ferne Nachfahren der albanischen Dynastie gewesen sein, die von Äneas gegründet wurde, als er um das 12. Jahrhundert vor unserer Zeit nach Latium flüchtete und dort die Stadt Lavinium gründete. Das Adjektiv albanisch ist darauf zurückzuführen, daß Äneas' Sohn Ascanius die Stadt Alba Longa gründete. Diese Version wird zum Teil von der Archäologie bestätigt, da die frühesten Spuren der ursprünglichen Bewohner tatsächlich in Lavinium und auf den Albaner Bergen entdeckt wurden. Cornell und Matthews, *Atlas du monderomain*, a.a.O.
  - 9 Im 1. Jahrhundert behauptete jedoch der in Rom lebende Grieche Dionysios von Halikarnassos, die Etrusker seien autochthone Italiker gewesen. Diese Hypothese findet im allgemeinen keine Bestätigung, denn es gibt zu viele Gründe, die für Herodots These sprechen. Beispielsweise die frappierenden Übereinstimmungen zwischen den in Fels gehauenen etruskischen Gräbern in der Nähe des Lago Vico und den lydischen und lykienischen Gräbern der Türkei.
  - 10 Zumindest ist das die Hypothese, die Colin Renfrew anführt, ohne sie zu widerlegen, siehe: *Archaeology & Language — The Puzzle of Indo-European Origins*, New York 1987.
  - 11 »Etruscans« und »Rome«, in: *Encyclopaedia Britannien*.

- 12 In diesem Zusammenhang empfehle ich die Lektüre des Artikels »Le Culte de Ceres à Rome«, in: *Etudes sur la religion romaine* von Boyance, a.a.O. Es wurde festgestellt, daß es allein schon zu der Frage, was Ceres — offensichtlich eine Variante der Großen Göttin - mit den übrigen griechischen oder lateinischen Göttinnen gemein haben könnte, ebenso viele Deutungen wie Autoren gibt.
- 13 Dumézil, *Les Dieux souverains des Indo-Europeens*, a.a.O.
- 14 Theodor Mommsen, *Römische Geschichte*, Bd. I, Kap. XII, Berlin 1988, S.159 u. 163.
- 15 Ibid.
- 16 Dieser Hauptaspekt der römischen Religion wird immerhin gleich zu Anfang der Darstellung der römischen Religion in dem Beitrag: »Rome et l'Empire romain« der *Encyclopaedia Universalis* erwähnt.
- 17 Seneca, *Briefe an Lucilius*.
- 18 Theodor Mommsen, *Römische Geschichte*, a.a.O., S.172.
- 19 Cicero, nach der Ermordung Cäsars von seinen Mitverschwörern Marcus Antonius und Brutus geächtet, wurde am 7. Dezember des Jahres 43 vor unserer Zeit in Formia ermordet, da seine Feinde ihm die Verfassung der *Philippicae* nicht vergeben hatten. Kopf und Hände wurden ihm abgehackt, nach Rom geschickt und dort an der Rostra-Säule ausgestellt.
- 20 Boyance nennt in diesem Zusammenhang Warde Fowler, Cyril Bailey, Friedrich Pfister und H. Wagenwoort und schreibt: »Sie haben gezeigt, wie lückenhaft dieser Blickwinkel war, mit dem im 19. Jahrhundert Wissenschaftler wie Mommsen gearbeitet haben.« Ich möchte noch Arnold Toynbee nennen, der die Weltgeschichte als eine lange Phase der Vorbereitung auf die Entfaltung des Christentums betrachtet hat.
- 21 »Jupiter et son entourage«, in: *Les Dieux souverains des Indo-Europeens*. a.a.O.
- 22 Jérôme Carcopino, *La Vie quotidienne à Rome à l'apogée de L'Empire*, Paris 1939.
- 23 Tacitus, *Annalen*, I.Buch, Kap. 73, München 1991, S.76.
- 24 Georges Minois, *Histoire des enfers*, Artheme Fayard, Paris 1991.
- 25 Titus Lukretius Carus, *De natura rerum*, III, 35.
- 26 Minois, *Histoire des enfers*, a.a.O.
- 27 Mommsen, *Römische Geschichte*, a.a.O.
- 28 Pierre Boyance, »Les Romains, peuple de la fides«, in: *Etudes sur la religion romaine*, a.a.O. Obwohl Boyance unter anderem auch eine weltliche Erklärung des Pietätsbegriffes anführt, behauptet er paradoxerweise, es handle sich dabei gerade nicht um einen »sozusagen weltlichen«, sondern um einen religiösen Begriff; das ist ganz bestimmt richtig, aber dann im römischen Sinne des Wortes.
- 29 Ibid. Auch hier kommt Boyance zu dem Schluß, *fides* sei nicht weltlicher, sondern religiöser Natur. Auch das ist richtig, wenn man das Wort im römischen Sinne begreift.
- 30 Pierre Boyance, »Le mana dans la religion romaine«, in: *Etudes sur la religion romaine*, a.a.O.

## Ägypten

- 1 »Das Sonnenlied des Königs Echnaton«, in: Hermann Kees, *Ägypten. Religionsgeschichtliches Lesebuch*, 2.Aufl., Heft 10, Tübingen 1928, S.6-8.
- 2 Claude Traunecker, *Les Dieux de l'Égypte*, Paris 1992.
- 3 A. Erman, H. Ranke, *Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum*, Tübingen 1932, S.297.
- 4 Ibid., S.296.
- 5 Ibid., S.295.
- 6 *Encyclopaedia Britannica*, »Egypt«, 5.
- 7 So bezeichnet ihn die *Encyclopaedia Britannica* (in dem Artikel »Ikhnaton«). Die Bezeichnung ist nicht übertrieben, denn es ist bekannt, daß Echnaton den Palast seines Vaters, der Amon diente, zerstören ließ, um alle Spuren dieses Götterkultes auszulöschen, und daß er die Priesterschaft des Gottes Amon unbarmherzig verfolgen ließ. Das ist auch die Ansicht von Erman und Ranke: »Die Wut, mit der Echnaton die alten Götter, vor allem in Theben, verfolgt hat, sucht ihresgleichen in der Geschichte des Fanatismus. Den Namen und das Bild des Amon tilgte man aus, wo immer man ihn fand, und bis in das Innere der Privatgräber drangen Echnatons Leute, um die Rache an dem verhaßten Gott zu vollziehen.« A. Erman und H. Ranke, a.a.O., S.298.
- 8 A. Erman und H. Ranke, a.a.O.
- 9 Claude Traunecker, *Les Dieux de l'Égypte*, a.a.O.
- 10 Ibid.
- 11 Darauf wies Sir E.A. Wallis Budge bereits im Jahre 1899 hin, und zwar in: *Egyptian Religion, Egyptian Ideas of the Future Life*, Neuauflage, London 1987.
- 12 Siegfried Morenz, *Ägyptische Religion*, Stuttgart 1960.
- 13 Claude Traunecker, *Les Dieux de l'Égypte*. Auf den Seiten 14f. von Trauneckers Abhandlung findet sich eine knappe, aber präzise Darstellung der verschiedenen Schulen, die sich bezüglich der Frage des angeblichen Monotheismus der Ägypter gegenüberstanden; einerseits ein Teil der französischen Schule, darunter Drioton, Sainte-Fare Garnot, Vandier, Desroches-Noblecourt und Daumas, die der These vom Monotheismus der ägyptischen Elite anhängen, andererseits Sethe, Kees, Frankfort, Sauneron, Yoyotte und Hornung, die der in diesem Kapitel dargelegten These anhängen, der Monotheismus überlagere einen »phänomenologischen Polytheismus«.
- 14 Pascal Vernus und Jean Yoyotte, *Les Pharaons*, Paris 1988.
- 15 Mir scheint, daß man bei Echnaton auch noch andere ausgeprägte Eigentümlichkeiten in Betracht ziehen muß, abgesehen von der Chromosomenanomalie, die in seinem monströsen Körperbau stark zum Ausdruck kommt, mit seinen weiblichen Hüften, seinem vorgewölbten Bauch, seinen übertrieben langen Gliedmaßen und seinen extrem straffen Gesichtszügen, eine Anomalie, die in der modernen Medizin dem Kinefelter-Syndrom entsprechen würde. Von dieser Besonderheit zeugt unter anderem eine Stele im Museum von Berlin, von der man aufgrund ihres erotischen Charakters lange Zeit angenommen hat, sie stelle den Pharao mit seiner Gemahlin Nefertiti (Nofretete) dar; tatsächlich sieht man darauf Echnaton an einem Tisch sitzen, wie er einen Arm auf die Schulter einer Per-

son legt, der er verliebt das Kinn streichelt; nun handelt es sich hierbei um einen jungen Mann, Semenchkare, den Echnaton als Mitregenten eingesetzt hatte und der ihm übrigens kurze Zeit auf den Thron nachfolgte, bevor Tutanchamun an seine Stelle trat (höchstwahrscheinlich infolge von Intrigen der Priesterschaft). Wie Vernus und Yoyotte darlegen, weiß man bis heute nicht, wer Semenchkare gewesen ist, dessen Existenz nur durch sehr wenige archäologische Funde bezeugt ist, so daß die Frage nach seiner Identität zu den verstiegensten Hypothesen führte (man nahm sogar an, es handle sich bei ihm um eine Frau, was mehr als fraglich ist, denn er ist sehr wohl Mitregent und Pharao gewesen). Die Umstände seiner Bestattung haben nur dazu beigetragen, die Affäre zu verdunkeln, denn seine Mumie — eine männliche Mumie — wurde in dem Grabmal gefunden, das eigentlich für Echnaton bestimmt war. Die Schädeluntersuchungen von Dr. D.E. Derry, Professor für Anatomie an der Universität von Kairo, erbrachten den Hinweis, daß es sich um einen Bruder oder Halbbruder Tutanchamuns handeln könnte, doch da man - wie Vernus und Yoyotte ebenfalls hervorheben - nicht weiß, wessen Sohn Tutanchamun war, kann man genausowenig sagen, wessen Sohn Semenchkare gewesen sein könnte oder in welcher verwandtschaftlichen Beziehung er zu dem Pharao stand. Auf alle Fälle scheint er ein Prinz aus dem Königshaus gewesen zu sein, und sein Vorname, Ankh-kheperu-Re, das bedeutet geliebt von Nefer-kheperu-Re, das heißt von Echnaton, bekräftigt die Deutung der Stele von Berlin. Diese beiden Einzelheiten führen unweigerlich zu der Annahme, daß Echnaton einen jungen Liebhaber zum Mitregenten ernannte und ihn als solchen verherrlichte. Es ist hier gewiß nicht meine Absicht, meine Entrüstung zum Ausdruck zu bringen, und das um so weniger, als es im alten Ägypten keine sexuellen Verbote gab, ich möchte hier nur eine weitere Besonderheit Echnatons hervorheben (die mit einem gewissen Exhibitionismus einherging), denn es ist im alten Ägypten kein weiteres Beispiel einer homosexuellen Liaison im Königshause bekannt. Vielleicht hatten auch andere Pharaos Liebhaber, doch keiner hat ihn zum Mitregenten ernannt.

- 16 Freuds Theorie stützte sich auf die Tatsache, daß der Name Moses oder Mose aus dem Ägyptischen stammt, was richtig ist, den man findet ihn als Suffix in zahlreichen Namen wie Ahmose oder Ahmosis, Thutmose oder Thutmosis, und er bedeutet Kind, wie es das *Lexikon der Ägyptologie* bestätigt (7 Bde., Wiesbaden 1972-1991). Dennoch wird man bemerken, daß er als solches unvollständig ist und daß ihm wahrscheinlich ein anderer Name voangestellt war, etwa der Name eines ägyptischen Gottes wie Amun oder Ptah, denn bei der Bildung solcher Namen setzte man zunächst den Namen der himmlischen Macht ein, die dem Kind das Leben gegeben hatte. Der wesentliche Punkt ist, daß weder Freud noch irgendeiner von denen, die später seine These wieder aufgriffen, eine Schlußfolgerung aus der Tatsache ziehen, daß der Pharao der Unterdrückung und des Exodus Amenophis IV. war. Alle Forschungsarbeiten, in denen versucht wurde, diese beiden Ereignisse historisch zu situieren, gehen davon aus, daß der Pharao der Unterdrückung und des Exodus Ramses II. war (laut Vernus und Yoyotte wäre folglich sein Sohn Merenptah von dem ganzen Schauspiel ausgeschlossen gewesen). Damit werden nun die Ereignisse um mindestens 57 Jahre verschoben,

da Echnaton im Jahre 1336 starb und Ramses II. im Jahre 1279 an die Macht gelangte, die er nach dieser These 90 Jahre lang innegehabt haben mußte. Man kann nicht davon ausgehen, daß die Jahre der Unterdrückung und des Exodus in die ersten Regierungsjahre von Ramses II. fallen. Die »ramessidische« Hypothese gründet auf der Tatsache, daß Pithom, eine Vorratsstadt, für die die Kinder Israels in Fronarbeit Ziegel herstellen mußten, von Ramses gegründet wurde (Vernus und Yoyotte, a.a.O.). Sie lag übrigens auf dem Weg zum Roten Meer. Nun war aber der »Monotheismus« Echnatons in der Epoche des Ramses bereits völlig in Vergessenheit geraten, von allen Inschriften beseitigt und aus allen Registern gelöscht. Und so konnte Moses daran nicht die geringste Erinnerung bewahrt haben, es sei denn, er wäre unter Echnaton geboren worden und hätte damit zum Zeitpunkt des Exodus bereits ein kanonisches Alter erreicht, das es ihm wohl kaum gestattet hätte, die bekannten Heldentaten und den Auszug ins Gelobte Land zu vollbringen. Tatsächlich war der Kult des Gottes Atun von der Priesterschaft des Amon nach Echnatons Tod bis auf die allerletzten Spuren beseitigt worden.

17 »Horus«, in: *Encyclopaedia Britannica*

18 »Egyptian Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1973. In diesem Artikel wird behauptet, der erste Zusammenschluß von Ethik und Religion habe sich allmählich in der ersten Zwischenperiode herausgebildet. Interessanterweise war diese Periode, die sich etwa von 2160 bis 2040 erstreckt, von einem Paradox bestimmt: Das Leben war in dieser Zeit erträglicher geworden, da die Provinzen nach dem Tod des letzten Pharaos des Alten Reiches, Papi II., größere Autonomie erlangt hatten. Die Texte aus dieser Epoche legen einen stärkeren Akzent auf soziale Gerechtigkeit und individuelle Tugenden. Aber diese Verbesserung vermochte nichts gegen die Verwirrung, die durch den Niedergang der Tyrannenherrschaft der Pharaonen verursacht worden war, und die Texte sowie die Kunst aus dieser Epoche vermitteln uns von dem Land und der Geistesverfassung des einzelnen ein recht düsteres Bild. Erstmals in der Geschichte des alten Ägypten betrachtet das Individuum sein Schicksal mit einem melancholischen Blick, als ließe die Aussicht auf irdisches Glück seine Endlichkeit nur um so deutlicher zutage treten. Eine ebenso interessante Tatsache ist, daß der Verstorbene ab der ersten Zwischenperiode keinen direkten Zugang zum Königreich der Götter mehr hat und daß er sich nun verteidigen muß, um sein Zutrittsrecht zu beweisen.

19 Traunecker, a.a.O.

20 Serge Sauneron und Jean Yoyotte, *La Naissance du monde selon l'Égypte ancienne*, Paris 1958; J.P. Allen, *Genesis in Egypt*, New Haven 1988.

21 *Das Totenbuch der Ägypter*, übersetzt von Erik Hornung, München 1979. (Das ist laut Hornung eine der Lesarten von Spruch 17: »Ich bin Min bei seinem Auszug, ich habe die Doppelfeder auf meinen Kopf gesetzt.« A.d.Ü.)

22 *Das Totenbuch der Ägypter*, a.a.O., Spruch 175, Zeile 36f.

23 Traunecker, a.a.O.

24 Plutarch, *Über Isis und Osiris*, Prag 1940. 5.13.

25 Alexandre Moret, *Le Rituel du culte divin journalierenÉgypte*, Genf 1988.

- 26 Sir E.A. Wallis Budge, *Egyptian Religion: Egyptian Ideas of the Future Life*, a.a.O.  
 27 Ibid.  
 28 *Das Totenbuch der Ägypter*, Zürich 1979.

## Afrika

- 1 Gert Chensi, *Les Derniers Africains*, Paris 1978.
- 2 C.F. Key, *The Real Abyssinia*, London und Philadelphia 1935. Die Dauer und Bedeutung der semitischen und vor allem der jüdischen Präsenz in Ostafrika und, allgemeiner gesagt, an den beiden Küsten des Roten Meeres werden meistens verkannt. Sie führten zu der neuartigen und wissenschaftlich belegten Hypothese, die ich hier nebenbei anführe, daß ein beträchtlicher Teil der Bibel nicht in Palästina, sondern in Arabien, südlich von Mekka, geschrieben wurde. Siehe: Kamal Salibi, Historiker und Archäologe der alten amerikanischen Universität von Beirut: *La Bibleest neeen Arabie*, Paris 1985.
- 3 Es mag erstaunen, daß wir von einem Seehandel zwischen Mittelmeer und Rotem Meer sprechen. In der Tat wird meist vergessen, daß es bereits lange vor dem heutigen Suezkanal Wasserwege gegeben hatte, über die man auf Schiffen mit geringem Tiefgang, wie denen der damaligen Epoche, vom Mittelmeer zum Roten Meer und umgekehrt gelangen konnte. Die ersten dieser Kanäle, die etwa 2000 Jahre vor unserer Zeit ausgehoben wurden, bestanden aus zwei Abschnitten; der erste verband den Nilarm des Pelusium über das Relais des Wadi Tumulat und die Bitterseen, der zweite erstreckte sich bis zum Roten Meer. Diese Kanäle versandeten oft und wurden zur Zeit der Pharaos den kommerziellen und politischen Bedürfnissen entsprechend wieder ausgehoben. Um 510 vor unserer Zeit ließ Dareius der Große die Kanäle erneuern und erweitern, und sie blieben bis zur ptolemäischen und römischen Epoche in Benutzung. Schließlich versandeten sie, als die Seidenstraße für den Handel mit Asien das Monopol erhielt (»Canals« und »Suez Canal«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1962).
- 4 Chensi, *Les Derniers Africains*, a.a.O.
- 5 Ibid.
- 6 Marcel Griaule, *Schwarze Genesis*, Frankfurt a.M. 1970, S.28.
- 7 Dennoch ist zu befürchten, daß diese Religiosität, zumindest im Bereich der eigentlichen afrikanischen und damit traditionellen Religionen, zusehends in Verfall gerät, bevor sie in den oft irrwitzigen Dekulturationen und Akkulturationen verschwinden wird, wie es in manchen religiösen Bauwerken anschaulich zum Ausdruck kommt, die nach westlichen Vorbildern und unter großem Kostenaufwand errichtet wurden. Die wachsende Verstädterung Afrikas und die Schaffung eines Fernsehnetzes tragen auch nicht sonderlich zum Erhalt der Religionen bei, die im wesentlichen auf den ländlichen traditionellen Strukturen gründen. Allerdings sind zahlreiche Afrikanisten der Ansicht, daß die neuen Religionen, Christentum und Islam, die Macht der traditionellen Religionen nicht entscheidend beeinträchtigt und die lokalen Mythologien nur bereichert hätten. In der Tat sieht man heute nicht selten, wie christliche und muslimische Symbole sich in

- Afrika als zusätzliche Schutzmächte zu den örtlichen Fetischen hinzugesellen. Diese Form des »Synkretismus durch Anhäufung« ist überdies nicht selten: es gab diese Form bereits im alten Japan, als der Shintoismus den Buddhismus aufnahm. Manche muselmanischen Tscherkessenstämme feierten bis Anfang dieses Jahrhunderts das Osterfest. Der Autor konnte in Oberägypten und auch in seinem eigenen Haus beobachten, wie gläubige Muselmanen »Mari Guirguis«, den heiligen Georg, anriefen, oder »Mari Antoun«, den heiligen Antonius, und zwar unter bestimmten Umständen wie etwa Krankheit oder Schwangerschaft, wenn man darum bitten wollte, daß einem ein Sohn geboren werde.
- 8 Die Erforschung des Animismus (ein Begriff, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts von dem deutschen Physiker und Chemiker Georg Ernst Stahl gebildet wurde, um eine Theorie der universellen Seele zu bezeichnen), hat seit etwa einem Jahrhundert eine recht üppige Literatur hervorgebracht, angefangen bei *Primitive Culture* von Sir Edward Burnett Tylor, erschienen im Jahre 1871. Bereits für Tylor ging der Animismus aus einer niederen Kultur hervor, die fasziniert vor dem Unterschied zwischen dem Lebendigen und dem Unbelebten steht, aber unfähig ist, sich eine oberste Macht vorzustellen; laut Tylor war der Animismus als Religion beschränkt auf den Geisterglauben und stellte eine primitive Phase in der Geschichte der Religionen dar, eine Vorstufe zum Polytheismus, der am Ende in den Monotheismus mündet; in dieser Interpretation wird man die hegelsche Illusion von der Zielgerichtetheit der Geschichte erkennen. Für Andrew Lang, Verfasser des im Jahre 1898 erschienenen Buches *The Making of Religion*, rührte der Animismus im Gegenteil von einem Heroenkult, der sich wie in der hellenischen Religion in Mythen niederschlug. Die moderne Anthropologie hat die eingrenzenden Interpretationen des Animismus völlig über den Haufen geworfen und versteht heute unter diesem Begriff eine »kosmobiologische Religion«, die in erstaunlicher Weise von den Strömungen der modernen Ökologie wieder aufgegriffen wurde.
- 9 Bolaji Idowu, *Ohudumare; God in Yoruba Belief*, London 1962.
- 10 Die Yoruba sind eine große Ethnie im Südosten Nigerias und im Westen des ehemaligen Dahomey (Volksrepublik Benin). Die unbestreitbar ägyptischen Elemente in ihren Riten, Traditionen und Masken lassen darauf schließen, daß sie einst aus Ägypten kamen.
- 11 Wole Soyinka, *Myth Literature and the African World*, New York 1976.
- 12 Rene Bureau, »Les Religions: specificites, rivalites, analogies - L'Afrique noire«, in: *Atlas Universalis des religions; Encyclopaedia Universalis*, Paris 1988.
- 13 A. Ba Hampate und Germaine Dieterlen, *Koumen, texte initiatique des pasteurs peuls*, Den Haag 1961.
- 14 I. Sow, *Les Structures anthropologiques de la folie en Afrique noire*, Paris 1978.
- 15 Es handelt sich hier um die von Roger Caillois deutlich vertretene Ansicht aus »Le pur et l'impur«, in: *Histoire generale des religions*, Bd.I, Paris 1948: »In den sogenannten primitiven Gesellschaften sind die meisten Verbote in erster Linie Vermischungsverbote, bei denen davon ausgegangen wird, daß der unmittelbare oder mittelbare Kontakt, die gleichzeitige Präsenz in ein und demselben geschlossenen Bereich, Vermischungen darstellen.«

- 16 Jean Cazneuve, *Sociologie du rite*, Paris 1971.
- 17 Cazneuve, zitiert nach P.W. Perryman, a.a.O. Die Verteufelung neuer Dinge in unseren westlichen Gesellschaften ist der beste Beweis dafür, daß sie sich nicht anders verhalten als die »primitiven« Gesellschaften, die sie für niedriger erachten. In Frankreich prangerten einige Prediger zu wiederholten Malen den Rock and Roll als eine List des Satans an. Desgleichen kann man sagen, daß der Rassismus nur Ausdruck eines »primitiven« Denkens ist und daß die angeblichen Arier in ihrer selbsternannten Stellung als Hüter über die rassische Reinheit gegenüber den »niedereren Rassen« dasselbe Verhalten an den Tag legen wie die Ba-Ila gegenüber den Bananen.
- 18 »Primitive Religion«, in: *Encyclopaedia Britannien*, 1980.
- 19 Colin M. Turnbull, *The Mountain People*, New York 1972.
- 20 Joseph Campbell, *Die Masken Gottes. Mythologie der Urvölker*, Basel 1991, S.141f.
- 21 Die beschleunigte Zerstörung der afrikanischen Religionen wird nicht nur durch die Islamisierung und Christianisierung des schwarzen Kontinents hervorgerufen, sondern auch und vor allem durch die Einführung politischer Systeme, die behaupten, die Ordnung der Welt müsse umgestürzt werden. Der Marxismus in Angola, Mozambique, Zimbabwe, Äthiopien, und die parlamentarischen oder pseudo-parlamentarischen Systeme andernorts führen Ende dieses Jahrhunderts zu einer nicht wieder rückgängig zu machenden Auslöschung afrikanischer Kulturen.
- 22 In seiner Darstellung der Epidemiologie mentaler Störungen macht I. Sow die Beobachtung, daß ausgeprägte Psychosen in Afrika sehr häufig, Neurosen hingegen sehr selten anzutreffen sind. Und er bemerkt, daß Anfälle von Wahnsinn für das traditionelle Umfeld kein fremdes, unverständliches Phänomen darstellen; sie gehören zum Leben und können daher immer erklärt werden. »Die heilsamen Auswirkungen dieser Einstellung, die weder zu Ablehnung noch Entfremdung führen, sind offensichtlich. In der Regel werden Menschen, die vom Wahn befallen werden, schnell geheilt, bevor die Krankheit in ein chronisches Stadium übergehen könnte«, schreibt Sow in Berufung auf die Studie von H. Collomb, *Boufflees delirantes en psychiatrie africaine*. Man vergleiche diese Haltung mit jener der westlichen, angeblich gegen das »vorlogische Denken« immunen Gesellschaften, in denen der Kranke mit Psychopharmaka und Elektroschocks behandelt wird, die zu geistigen Deformationen führen. Noch aufschlußreicher ist die Tatsache, daß die Häufigkeit des Auftretens großer Psychosen in Afrika, gemessen an der Krankheitsrate des Okzidents, vergleichsweise gering ist, wie wir an der Selbstmordrate sehen können: In Dakar kamen im Jahre 1962 auf 100.000 Einwohner 0,78 Selbstmörder, und in Nigeria lag die Selbstmordrate im Jahre 1961 ebenfalls bei nur 1,0, während zu jener Zeit die Durchschnittsrate in Europa und den Vereinigten Staaten bei 17 von 100.000 lag. I. Sow, *Les Structures anthropologiques de la folie en Afrique noire*, a.a.O.
- 23 H. Collomb, zitiert von Sow in: *Structures anthropologiques de la folie en Afrique noire*, a.a.O.
- 24 Dr. Knock ist der Protagonist der französischen Komödie *Knock oder der Sie-*

- geszug der Medizin von Jules Romain. Mit suggestiven Methoden gelingt es dem Landarzt Dr. Knock in kürzester Zeit, sämtliche Bewohner eines Bergdorfes in Patienten zu verwandeln, nach der Devise: »Gesunde Menschen sind Kranke, die nicht wissen, daß sie krank sind.« A.d.Ü.
- 25 Griaule, *Schwarze Genesis*, a.a.O., S.31.
- 26 Cazneuve, *Sociologie du rite*, a.a.O.
- 27 Türnbull, *The Mountain People*, a.a.O.
- 28 John a A. Banres, »African Modells in the Guinea Highlands«, in: *Man*, LXII, 2, 5-9.
- 29 Angelo et Alfredo Castiglioni: *Adams Schwarze Kinder*, Zürich 1977.
- 30 Griaule, *Schwarze Genesis*, a.a.O., S.173.
- 31 Die Realisierung der Homosexualität in den sogenannten primitiven Gesellschaften ist erst sehr spät - vorwiegend ab den siebziger Jahren - und sehr fragmentarisch untersucht worden, nach meiner Kenntnis vor allem in Melanesien, was wahrscheinlich an dem Widerwillen der Ethnologen des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts liegt, diesen grundsätzlich als skandalös angesehenen Aspekt der Homosexualität zu behandeln. So schreibt Malinowski im Jahre 1930, nachdem er versichert hatte, die Trobriander würden die Homosexualität als etwas Widerwärtiges ansehen, das nur für Idioten taugt, immerhin, wenn auch mit offenkundiger Verlegenheit, sie werde »nach den allgemeinen Gepflogenheiten als etwas Erlaubtes betrachtet« und sei »aus eben diesem Grunde recht weit verbreitet«. (*Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien*, Frankfurt a.M. 1979).
- 32 Ibid. Nebenbei möchte ich mich, da wir uns hier gerade mit dem Begriff des Yo befassen, Soyinka anschließen, der auf die Absurdität gewisser herablassender und beleidigender Aussagen von Europäern bezüglich der alten Religionen verweist, wie sie etwa bei C.G. Jung auftauchen: »Der primitive Geisteszustand ist nun vom zivilisierten hauptsächlich dadurch unterschieden, daß das Bewußtsein in punkto Ausdehnung und Intensität viel weniger entwickelt ist. Namentlich sind Funktionen wie das Denken, der Wille usw. noch nicht differenziert. [...] [Der Primitive] ist auch keiner bewußten Willensanstrengung fähig. [...] Bei dem chronischen Dämmerzustand seines Bewußtseins ist es öfters fast unmöglich herauszufinden, ob er etwas bloß geträumt oder in Wirklichkeit erlebt hat.« C.G. Jung und Kerenyi, *Einführung in das Wesen der Mythologie*, Zürich 1951, S.10f. Da würde man Jung doch gerne fragen, ob sich dieses Denken und dieser Wille von dem im Deutschland des III. Reiches sonderlich unterscheidet.
- 33 Grigorieff, *Mythologies du monde entier*, Marabout 1986.
- 34 Alexander Eliot, Mircea Eliade, Joseph Campbell, Detlef I. Lauf und Emil Bühner, *L'Univers fantastiques des Mythes*, Paris 1976.
- 35 Emmanuel Terray, »Organisations, regles et pouvoirs: l'Afrique noire«, in: *Atlas Universalis des religions*, a.a.O.

## Die Indianer Nordamerikas

- 1 Übernatürliche Schutzmacht, eine Emanation des universellen magischen Geistes, die im Traum erscheint. Menschen, die denselben Manitu haben, streiten

- sich nie und führen niemals Krieg gegeneinander, und hatten ein Mann und eine Frau denselben Manitu, konnten sie einander nicht heiraten.
- 2 H.R. Rieder, »Manona et son petit frere, mythe des Indiens Renards ou Mekwahig du Wisconsin«, in: *Le Folklore des Peaux-Rouges*, Paris 1976.
  - 3 Zitiert aus: *Native American Testimony*, eine Sammlung von Dokumenten mit dem Untertitel: *A Chronicle of Indian-White Relations from Prophecy to the Present*, veröffentlicht unter der Leitung von Peter Nabokov, New York 1992.
  - 4 Rene Thevenin und Paul Coze, *Moeurs et histoire des Indiens d'Amerique du Nord*, Paris 1928.
  - 5 Zunächst einmal ist der Skalp gar keine indianische Erfindung, und außerdem hatten die Indianer das Skalpieren erst nach der Ankunft der Weißen praktiziert.
  - 6 Man zählt 58 linguistische Familien, die sich in fünf Gruppen aufspalten.
  - 7 Als bei einem franco-brasilianischen Forschungsprojekt von einer Gruppe von Archäologen an dem De la Piedra Furada genannten Ort Stätten entdeckt wurden, die vor 33.000 Jahren bevölkert gewesen waren, stürzte diese Entdeckung alle klassischen Thesen um, in denen behauptet wurde, das Land sei erst nach der letzten Eiszeit, d.h. vor 12.000 Jahren bevölkert worden. Die Radio-Karbon-Datierungen erbrachten den Beweis, daß die Anfeindungen gewisser amerikanischer Archäologenkreise unberechtigt waren. Dennoch müßten jetzt erst noch weitere, ebenso alte Kulturstätten gefunden werden, um die Wegstrecken und die verschiedenen Etappen, denen die »Einwanderer« gefolgt sind, genauer rekonstruieren zu können.
  - 8 »North American Indian«, in: *Encyclopaedia Britannica*.
  - 9 Rieder, *Le Folklore des Peaux-Rouges*, a.a.O.
  - 10 Zitiert nach Lucien Levy-Bruhl, *Die Geistige Welt der Primitiven*, München 1927, S.5.
  - 11 James George Frazer, *Der goldene Zweig. Eine Studie über Magie und Religion*, Köln 1968, S.162.
  - 12 Claude Levi-Strauss, »Trois dieux hopis«, in: *Paroles donnees*, Paris 1984.
  - 13 Manfred Lurker, *Lexikon der Götter und Dämonen*, Stuttgart 1984. Vielleicht ein Gott der Sauk und Fox oder der Shawnee.
  - 14 Ibid.
  - 15 Ibid.
  - 16 Ibid.
  - 17 Thevenin und Coze, *Moeurs et histoire des Indiens d'Amerique du Nord*, a.a.O.
  - 18 Frank Waters, *Das Buch der Hopi. Nach den Berichten der Stammesältesten aufgezeichnet von Kacha Hönow (Weißer Bär)*, München 1990.
  - 19 Marcel Mauss, *Sociologie und Anthropologie*, München 1974, S.145f. Hier müssen wir nebenbei darauf hinweisen, daß *orenda* aus strikt linguistischer Sicht, wie Mauss betont, im eigentlichen Sinne »Gebet und Gesänge« bedeutet. Was den Begriff sonderbarerweise in die Nähe der lateinischen *oratio* rückt, obwohl die Indianerspreachen nicht zur indogermanischen Sprachfamilie zählen. In der Einführung zur zweiten Auflage, aus der ich hier zitiere, schreibt Claude Levi-Strauss: »Wir glauben, daß die Begriffe vom Typus *mana* [...] eben diesen *flatternden Signifikanten* repräsentieren, der die Last alles endlichen Denkens

(aber auch die Bedingung aller Kunst, aller Poesie, aller mythischen und ästhetischen Erfindung) ist [... ] So erklären sich die mit diesem Begriff verbundenen, anscheinend unlösbaren Antinomien, die die Ethnographen in Staunen versetzt hatten und die Mauss ins rechte Licht rückte: Kraft und Tätigkeit; Qualität und Zustand; Substantiv, Adjektiv und Verb in einem; abstrakt und konkret; allgegenwärtig und lokalisiert. Tatsächlich ist das *mana* all dies zugleich [... ].« Diese Zusammenfassung, die laut Levy-Strauss »dem Denken von Mauss völlig gerecht wird«, müssen noch zwei Bemerkungen allgemeinerer Art hinzugefügt werden: Erstens ist es offensichtlich unmöglich, einen Begriff wie den des *mana*, den die Indianer selbst als etwas definieren, was nur in der mystischen Erfahrung erfaßt werden kann, auf die üblichen Kategorien westlichen Wissenschaftsdenkens, und insbesondere den Positivismus von Mauss, zu reduzieren. Levi-Strauss selbst führt den Ausspruch von Mauss an: »Es gilt vor allem, den größtmöglichen Katalog von Kategorien anzulegen.« Zweitens ist das *mana* ein religiöser Begriff, und die herrschende Religion des Abendlands, das Christentum, enthält ähnlich geartete Antinomien, da sie postuliert, der Schöpfer, sein Sohn und der Heilige Geist seien Teile einer einzigen Einheit, was in erster Linie bedeutet, den Schöpfer mit seiner Schöpfung in eins zu setzen. Nun hat aber noch kein Mensch das Christentum als eine Form magischen Denkens bezeichnet. Außerdem ist auch die zeitgenössische Wissenschaft nicht frei von Widersprüchen, und auch die Quantenmechanik ist, trotz ihrer äußerst penibel ausdifferenzierten Sprache, nicht frei von »logischen« Widersprüchen, wie wir etwa an der Behauptung sehen können, eine Katze (die berühmte Katze von Schrödinger) könne zugleich tot und lebendig sein, und ein mikrophysikalisches Teilchen wise zugleich ein kreisendes Wellen- und ein lokalisiertes Teilchenbild auf.

20 Ibid.

21 Frazer, *Der goldene Zweig*, a.a.O. »Viele von den Minetaree-Indianern glauben, daß die Knochen der Bisons, die sie erschlagen und ihres Fleisches beraubt haben, neu belebt und fett und zum Schlachten im folgenden Juni wieder geeignet sein werden.« S.769.

22 Dieser Mythos, den Joseph Campbell in *Mythologie der Urvölker. Die Masken Gottes*, Bd. I., Basel 1991, S.245 ff., wiederaufgenommen hat, wurde in den Jahren 1820 von Henry Rowe Schoolcraft aufgezeichnet, einem Beamten der amerikanischen Regierung.

23 James Lovelock, *Unsere Erde wird überleben. GALA - Eine optimistische Ökologie*, München 1982.

24 Mauss, *Sociologie und Anthropologie*, a.a.O., S.148.

25 Ibid.

26 Waters, *Das Buch der Hopi*, a.a.O., S.262.

27 Rieder, *Le Folklore des Peaux-Rouges*, a.a.O., Campbell, *Die Masken Gottes*, a.a.O., S.262 ff.

28 Campbell, *Die Masken Gottes. Mythologie der Urvölker*, Bd. I, a.a.O., S.309f.

29 Ibid., S.311.

30 Die Engländer besiedelten die Kolonien Amerikas von Anfang an in der gleichen Weise wie die Kolonien Australiens: mit »Halunken beiderlei Geschlechts, die

wegen Verstößen gegen die Sitte oder Landstreicherei verurteilt worden waren... Diese Bande von Gesetzlosen, die sich hier ebensowenig Zwang antaten wie dort, beginnt nun ihre Raubzüge«. Thevenin und Coze: *Moeurs et histoire des Indiens d'Amérique du Nord*, a.a.O., über die Besiedelung Amerikas im 17. Jahrhundert.  
31 Ibid.

### Das Rätsel um Quetzalcoatl

- 1 Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Österreich, wurde auf Betreiben Napoleons III. 1864 zum Kaiser von Mexiko gekrönt. Mexikos Präsident Juárez Garcia bekämpfte das neue Regime. Trotz Anraten der USA verließ Maximilian das Land nicht. Am 14. Mai 1867 mußte er sich ergeben und wurde von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt. A.d.Ü.
- 2 C.A. Burland, *Les Peuples du Soleil*, Paris 1978. Lange vor den Entdeckungen von Guidon und Delibrias in Brasilien hatte man bereits in Mittelamerika, in Valsequillo und Puebla, 20.000 Jahre alte Spuren menschlicher Besiedelung entdeckt.
- 3 R. Heine-Geldern, »A Roman Find from Pre-Columbian Mexico«, in: *Anthropology Journal of Canada*, 5, 20-22. Übersetzt aus dem *Anzeiger der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, 1961, S.98, 117-119.
- 4 Burland, *Les Peuples du Soleil*, a.a.O. Die Hypothese gründet auf der Stilentwicklung der Töpfereien von Tlatilco, unweit von Mexiko, welche die Kennzeichen des charakteristischen Olmekenstils aufweisen.
- 5 David C. Grove, *The Olmec Legacy*, in der Zeitschrift: *Research and Exploration*, 1992; R.A. Joyce, R. Edging, K. Lorenz und S.D. Gillespie, *Olmec Bloodletting: an Iconographic Study*, Sixth Palenque Round Table, Oklahoma City 1986.
- 6 J.B. Porter, *Olmec colossal heads as recarved thrones*, *Anthropology and Aesthetics*, 1989, S.17-18, 23-29.
- 7 Burland, *Les Peuples du Soleil*, a.a.O.
- 8 Ibid.
- 9 Jacques Soustelle, *Les Mayas*, Paris 1982.
- 10 Ibid.
- 11 Ibid. Unsere Kenntnisse des Maya-Pantheons stammen im wesentlichen aus dem Codex von Dresden. Der Codex Persianus von Paris behandelt zwar die Theologie und wäre damit eine aufschlußreiche Informationsquelle, ist jedoch nicht vollständig genug, um Schlußfolgerungen zuzulassen.
- 12 »Mayan Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1980.
- 13 Es ist möglich, daß einige Woodoo-Mythen, die bekanntlich afrikanischen Ursprungs sind, sich mit Mythen karibischen Ursprungs vermischt haben, die zur Zeit der spanischen Eroberung noch vorhanden waren, zeitgleich zusammen mit der Ausrottung der karibischen Bevölkerung, wie es die »Relation de l'histoire ancienne des Indes« von Ramon Pane bezeugt, das Werk eines hieronymitischen Mönches, der im Jahre 1493 an der zweiten Seereise Kolumbus' nach Indien teilnahm.

- 14 Die Itza führten auch die phallischen Kulte und die erotischen Riten ein, die wahrscheinlich von Fruchtbarkeitskulten aus Mittelamerika stammten (»Mayan Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, a.a.O.).
- 15 Soustelle, *Les Mayas*, a.a.O.
- 16 »Mayan Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, a.a.O.
- 17 Hier muß auf die außergewöhnliche Ähnlichkeit zwischen dem Quetzalcoatl-mythos und dem Heraklesmythos hingewiesen werden. Wie dieser Held ist auch Quetzalcoatl in die Unterwelt hinabgestiegen, in Begleitung seines jüngeren Bruders Xolotl; wie dieser steigt er freiwillig auf einen Scheiterhaufen, steigt ebenfalls zum Himmel auf und gibt einem Himmelskörper seinen Namen, der Venus im Falle des Quetzalcoatl, der Heraklesgruppe im Falle des Herakles. Man beachte auch, daß laut einer der Etymologien der Name Herakles bedeutet: »derjenige, der einen großen Penis hat«, was bei Quetzalcoatl ebenso zutrifft. Und noch eine bemerkenswerte Tatsache: er wird mit einem Bart dargestellt, was in der totekischen und aztekischen Kunst absolut ungewöhnlich, wenn nicht sogar einzigartig ist. Es ist bekannt, daß im Mittelmeerraum so manch andere Eigenschaften und Abenteuer des Herakles, vor allem seine außergewöhnliche Kraft und sein Gang in die Unterwelt, in manchen christlichen Zentren Jesus zugesprochen wurden.
- 18 Burland, *LesPeuples du Soieil*, a.a.O.
- 19 Nebenbei müssen wir mit jener Legende aufräumen, die von ebenso schlecht informierten wie böswilligen Geistern in Umlauf gebracht wurde, in der Hoffnung, damit die Grausamkeiten der spanischen Eroberung zu rechtfertigen, und die besagt, die Azteken hätten regelmäßig - und warum nicht gleich jeden Sonntag? - Abertausende von Menschen massakriert. Nun gab es aber nur ein einziges Massaker dieser Größenordnung, und das fand im Jahre 1479 oder 1480 statt, nämlich das Massaker des aztekischen Königs Ahuizotl an den mixtekischen Gefangenen, ein Massaker, das übrigens die gesamte Bevölkerung Mexikos empörte und einen energischen Vorwurf von Nezahualpilli nach sich zog, dem Herrscher von Tezcoco (Burland, *Les Peuples du Soieil*, S.87).
- 20 Vielleicht ist er auch der Gott mancher Maya-Zentren wie Palenque, in denen man neben anderen agrarischen Gottheiten auch einen Maisgott anbetete, der in Form eines beblätterten Kreuzes dargestellt wird, abgeleitet von einer Stilisierung der Maispflanze. Dennoch darf man, bis wir Näheres darüber wissen, daraus nicht schließen, der »vegetarische« Charakter Quetzalcoatls sei von allen altamerikanischen Zentren, die diesen Gott kultisch verehrten, respektiert worden, und um so weniger darf man daraus schließen, bei der Anbetung agrarischer Götter seien Menschenopfer untersagt gewesen. Jensen merkt an, daß »Blutriten für Ackerbaukulturen kennzeichnend sind«.
- 21 »Aztec Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1980. Es muß hervorgehoben werden, daß die Ureinwohner Neu-Spaniens, trotz der Bemühungen der katholischen Missionare, Tezcatlipoca mit dem christlichen Teufel in eins zu setzen, sich dieser »Vertauschung« widersetzen. Dieser Punkt ist ausführlich erläutert worden in der Studie von Serge Gruzinski, Antoinette Molinie-Fioravzuti, Carmen

Salazar und Jean-Michel Sallmann: *Visions indiennes, visions baroques*, Paris 1992.

- 22 Victor von Hagen, *The Desert Kingdoms of Peru*, London 1964. In dieser bemerkenswerten Studie stellt von Hagen die Anhänger der griechischen Götter, die zu diesen freundschaftliche Beziehungen unterhielten, den Anbetern der »vertikalen«, d.h. unerreichbaren Götter gegenüber, die der dem Proletariat eigentümlichen Neigung, sich zu erniedrigen, nachgegeben hatten.
- 23 »Inca Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1980.
- 24 Bei den Inka bestand das einzige Aufzeichnungssystem für Daten und Ereignisse aus Knoten, die in bestimmten Abständen an Kordeln angebracht wurden; man nennt es das System der *quipu*, das nach der spanischen Eroberung, nach dem Verschwinden der in dieser Symbolsprache Kundigen, den *quipu-camayos*, nicht mehr entschlüsselt werden konnte.
- 25 V. von Hagen, *The Desert Kingdoms of Peru*, a.a.O.
- 26 »Das Sonnentor«, schreiben Roberte Magni und Enrico Guidoni in: *Inca*, Paris 1977, »das berühmteste Monument der Anden, besteht aus einem einzigen Anesitblock, der wie ein massives Tor wirkt (Höhe 2,73 m, Breite, 3,84 m, Tiefe 50 cm). Das Tor befindet sich im Innern der *kalasasaya* von Tiahuanaco und hatte wahrscheinlich eine kulturelle Funktion. Der obere Teil der Fassade, der dem Architrav entspricht, ist fast vollständig von einem tief in viereckige Pfeiler gehauenen Flachrelief bedeckt.« Es gibt bis heute noch keine endgültige Deutung dieses Flachreliefs, auf dem man, wie auf anderen anthropomorphen Darstellungen in Tiahuanaco, den merkwürdigen Gott-der-weint erkennen kann.
- 27 V. von Hagen, *The Desert Kingdoms of Peru*, a.a.O.
- 28 Diego, Trujillo, zitiert nach V. von Hagen, *The Desert Kingdoms of Peru*, a.a.O.
- 29 Felipe Guzman Poma de Ayala, *Nueva crónica y buen gobierno*, herausgegeben von Arthur Poznansky, New York 1944.
- 30 Garcilaso de la Vega, genannt »Der Inka«, *Los comentarios reales de los Incas*, herausgegeben von Alain Gheerbrant, 1961.
- 31 Ibid.
- 32 Zitiert nach der frz. Übersetzung von Pedro Cieza de Leon, *The Incas*, herausgegeben von Victor W. von Hagen, Oklahoma City 1959.
- 33 Zum besseren Verständnis wollen wir zusammenfassend vorausschicken, daß in Peru folgende Kulturen aufeinanderfolgten:
- Chavin de Huantar.** 1200 bis 400 vor unserer Zeit (Relikte in der Küstenregion von Paracas von 700 vor unserer Zeit bis zum 1. Jahrhundert unserer Zeit).
- Nazca.** 1. bis 4. Jahrhundert unserer Zeit in Süd-Peru.
- Mochica.** 3. Jahrhundert vor unserer Zeit oder 1. bis 10. Jahrhundert unserer Zeit in den Küstenregionen und den Tälern nördlich und südlich von Trujillo.
- Chimú.** 11. bis 15. Jahrhundert (1461) in denselben Regionen.
- Tiahuanaco.** 11. Jahrhundert bis Anfang 14. Jahrhundert auf den Hochebenen.
- Inka.** Ab 1200, zunächst ausgehend vom Süden und Norden, bis zur spanischen Eroberung.
- Quellen: »Inca Religion«, in: *Encyclopaedia Britannica*, a.a.O.
- 34 Cieza de Leon, *The Incas*, a.a.O.

- 35 Nach Wendeil C. Bennett, einem der größten Experten peruanischer Kunst, in *Ancient Arts of the Andes*, New York 1954, war »die bedeutendste Antriebskraft für die Ausbreitung der Tiahuanacokultur, daß sie eine organisierte Religion besaß«.
- 36 Nachdem sie bis Spanien gekommen waren, wurden sie wahrscheinlich von der Strömung der Kanarischen Inseln und anschließend vom Nordostpassat, die beide von Ost nach West verlaufen, zur Südäquatorialströmung getrieben, die sie dann tatsächlich Richtung Mittelamerika gebracht haben könnte. Die Rückkehr war dann möglicherweise, wie im Fall des Mönches Brendan, mit dem Golfstrom möglich.
- 37 V. von Hagen, *The Desert Kingdoms of Peru*, a.a.O. (VI. »The Conquests, presumed road of the Tiahuanaco Invasion of the Peruvian valleys«); siehe auch Roberto Magni und Enrico Guidoni, *Inca*, a.a.O.
- 38 B.C. Hedrick, »Quetzalcoatl, European or Indigene?«, in: *Man across the Sea*, Texas Press, Austin & London 1971.

## Israel

- 1 Gaalyah Cornfeld, *Archaeology of the Bible: Book by Book*, New York, Hagerston, San Francisco, London 1976.
- 2 Ibid.
- 3 Genesis, 3;14: *Die Bibel*, zitiert nach der *Jerusalem Bibel*, Freiburg 1965.
- 4 »The serpent was more crafty than any wild creature that the Lord God have made«, Genesis, 3;1: *The New English Bible*, Oxford University Press 1970.
- 5 Genesis, 6;6, a.a.O.
- 6 Genesis, 6;7.
- 7 Genesis, 7;12 und 13.
- 8 Es gibt bis auf den heutigen Tag keine kohärente Theorie über den Ursprung der Hebräer. Wenn man der zweifachen Liste von Gefangenen glaubt, die von Amenophis II. aus der 18. Dynastie anlässlich des 2. Feldzugs in Kanaan (1143 vor unserer Zeit) erstellt wurde, sowie der Hypothese, die Hebräer seien die Apiru aus den verschiedenen alten Texten, so nahmen diese innerhalb der Klassifikation der Völker dieses Landes keine bestimmte Stellung ein; die Shosu auf der Liste sind Nomaden, die Huru oder Huriten sind Eingeborene, die Nuhasse stammen ursprünglich aus Nordsyrien, doch die Hebräer lassen sich nicht bestimmen. Nach Gaalyah Cornfeld (*The Archaeology of the Bible: Book by Book*, a.a.O.) bildeten sie damals wahrscheinlich keine bestimmte ethnische Gruppe und hatten keine gleiche geographische Herkunft. Und doch bekräftigt die Tatsache, daß sich unter den Fremden, die für die Arbeiten an den Baustellen der großen Arbeiten von Ramses II. eingesetzt wurden, die Apiru erwähnt werden, die Hypothese, daß die Apiru mit Sicherheit mit den *ibrim*, den Hebräern der Genesis, gleichgesetzt werden können.
- 9 Nach der Graf-Wellhausen-Theorie ist die Genesis von Verfassern aus der Zeit nach dem Exil zusammengestellt worden, ausgehend von Quellen, die aus der Zeit nach dem Exil stammen sowie von nichtreligiösen Überlieferungen aus der

- Zeit vor dem Exil. Was die Schöpfung und die Sintflut anbelangt, so sind diese Erzählungen mehr als ein Jahrtausend älter als das Alte Testament.
- 10 Neben den Textübereinstimmungen besteht noch eine genaue chronologische Übereinstimmung im Ablauf des Schöpfungsgeschehens.
  - 11 W.G. Lambert und A.R. Millard, *Atrahasis: The Babylonian Story of the Flood*, London 1970; E. Sollberger, *The Babylonian Legend of the Flood*, 3-Auflage, London 1971.
  - 12 *Das Gilgamesch Epos*, übertragen von Hartmut Schmökel, Stuttgart 1966, S.32.
  - 13 *Das Gilgamesch Epos*, übersetzt von Albert Schott, Stuttgart 1986.
  - 14 Vom Autor zitiert aus *The New English Bible*, Genesis 4;7.
  - 15 Hjob, 1,6-9.
  - 16 I Könige, 22; 19-22.
  - 17 Besciani, *Der Kampf um den Panzer des Inaros*, zitiert von Bernard Teyssedre, in: *Naissance du Diable*, Paris 1985.
  - 18 Jesaja, 19; 14-15.
  - 19 Richter, 9;22 und 23.
  - 20 I Chronik, 21; 1.
  - 21 »Das Buch der Jubiläen«, 50;5, in: Erich Weidinger (Hg.), *Die Apokryphen. Verborgene Bücher der Bibel*, Aschaffenburg 1990.
  - 22 J. Trachtenberg, *The Devil and the Jews*, Philadelphia 1943; Paul Johnson, *A History of the Jews*, Harper & Row, New York 1988.
  - 23 Robert Martin-Achard, »Le Statut des morts en Israel«, in: *Le Monde de la Bible*, Nr.78.
  - 24 Hjob, 30; 23.
  - 25 Das Buch Henoch, das als verloren galt, bis 1770 der englische Reisende James Bruce bei seiner Ankunft in Gondar, in Äthiopien, bei seiner Suche nach den Quellen des Nils auf eine äthiopische Fassung des Buches stieß, wurde im Jahre 1838 von Erzbischof Lawrence in einer englischen Fassung veröffentlicht. Abbe Migne nahm es in seine *Encyclopedie theologique* auf. Den Autoren zufolge läßt sich seine Niederschrift zwischen dem 3. und 2. Jahrhundert vor unserer Zeit situieren, manche Fragmente könnten auch auf das Jahr 40 vor unserer Zeit zurückgehen. Es scheint zunächst auf Aramäisch verfaßt worden zu sein. [Zitiert nach »Das äthiopische Buch Henoch«, in: *Die Apokryphen. Verborgene Bücher der Bibel*, a.a.O. S.304 passim.] Nach dem *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, Paris 1991, ist das Buch Henoch, so sehr es auch als apokryph eingeschätzt werden mag, von folgendem historischen Interesse: »Den jüdischen Traditionen zufolge, die vor allem im Buch Henoch dargelegt werden [...], ist man lange Zeit der Ansicht gewesen, daß der Fall der Engel auf eine Sünde des Fleisches zurückzuführen war, aus der die Riesen und die Dämonen hervorgegangen sind.«
  - 26 *La Bible, Berits intertestamentaires*, kommentiert von Andre Caquot, Gollimard, coll. La Pleiade, Paris 1987.
  - 27 Der Beweis dafür wird von den Hasmonäern oder Makkabäern geliefert, den fünf Söhnen des Priesters Mattatias, die sich in den Stadtvierteln von Jerusalem und auf dem Land niederließen, mit Gewalt jüdische Kinder beschnitten, falls

das noch nicht, wie es der Ritus vorschreibt, acht Tage nach ihrer Geburt geschehen war.

- 28 Flavius Josephus, *Jüdische Altertümer*, XII, Kap.6, Köln 1959, S.161.
- 29 Es hat sich eigentlich nichts geändert, seit im Jahre 1959 Pater de Vaux, einer der besten Spezialisten der Handschriften der Essener vom Toten Meer, erklärte, die Archäologie gestatte es nicht, klar festzulegen, welcher der Hasmonäer der »ruchlose Priester« gewesen sei, der für die Tötung des Lehrers der Gerechtigkeit verantwortlich war: Jonatan (152-143), Simon (143-134), Johanaan Hyrkanos (134-104) oder Alexander IV. Janäus (103-76) oder sogar Johanaan Hyrkanos II. (76-40) (in: *Archaeology and the Dead Sea Scrolls*, New York 1973). Wir wissen, daß der vorletzte Hasmonäer, der Hohepriester Johanaan Hyrkanos II., die Essener verfolgte; so hatte er etwa die Beschlagnahme ihrer Güter angeordnet (Anmerkung 6 zum »Habakukkommentar«, in: *La Bible, écrits intertestamentaires*, a.a.O.), und er scheint der Definition des »gottlosen Priesters«, des Feindes der Essener zu entsprechen. Der ganze »Habakukkommentar« scheint eben jenen Priester für die offenbar grausame Tötung des Lehrers der Gerechtigkeit verantwortlich zu machen. Dennoch muß man in Erinnerung behalten: a) daß den Essenern zufolge der Lehrer der Gerechtigkeit wenn nicht der Gründer, so zumindest der Ordnungshüter der essenischen Gemeinde von Qumran ist, und daß diese der Herrschaft von Johanaan Hyrkanos II. fast ein Jahrhundert voranging; b) daß die Essener sich ab Mitte des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeit als Gemeinschaft zusammenschlossen, wovon, diesmal mit Sicherheit, die Archäologie von Qumran Zeugnis ablegt, das heißt, daß sie sich, wie Pater de Vaux aufzeigt, wahrscheinlich zwischen 152, dem Datum der Thronbesteigung des Priesters Johanaan, und 143, dem Datum der Thronbesteigung seines Neffen Simon, in Qumran niedergelassen hatten; c) daß sie sich nicht ohne ein Oberhaupt dort niederlassen konnten, woraus folgt, daß der Lehrer der Gerechtigkeit ein Zeitgenosse des Simon oder Johanaan sein mußte. Bei der bekannten Feindseligkeit von Johanaan Hyrkanos II. könnte es sich somit um nichts weiter als eine Art Familientradition der Hasmonäer handeln, die die Eremiten, von denen sie mit Beschimpfungen überhäuft wurden, mit gleicher Rachsucht verfolgten.
- 30 Die eigentliche Herausbildung der Sekte ist tatsächlich mit der Herkunft der Dynastie der Makkabäer verknüpft, das heißt, sie begann Anfang des 2. Jahrhunderts vor unserer Zeit. Denn mit der Einsetzung Jonatans, des heldenhaften Sohnes von Judas Makkabäus, in das Amt des Hohepriesters, übergang man die rechtmäßige Nachfolge des Geschlechts der Zadok. Der letzte Vertreter dieses legitimen Geschlechts, Onias IV., ging unter der Herrschaft des Simon Makkabäus nach Ägypten ins Exil, wo er den Tempel von Leotopolis erbauen ließ. Die in Judäa verbliebenen Parteigänger der Zadokiten, die man die »Legitimisten« nennen kann, empörten sich über diese Verletzung des Deuteronomiums, und um ihrer Entrüstung Ausdruck zu verleihen, gingen sie in die Wüste ins Exil. Das war der Ursprung der Gemeinde von Qumran. Dennoch muß hervorgehoben werden, daß es die Essener bereits vor ihrem Exil in der Wüste gab.
- 31 Belial, der andere Name Satans, verweist ganz offensichtlich auf den babylonischen Gott, für den in jener späten Epoche der Niederschrift der Schriftrollen si-

- cherlich keine Verwendung mehr gefunden werden kann. Das läßt sich jedoch durch den archaisierenden Stil der Verfasser erklären, die sich bemühen, ihren Umdeutungen des Alten Testaments einen altertümlichen Ton zu verleihen, um sie authentischer erscheinen zu lassen.
- 32 In der Regel unterscheidet man zwischen den Handschriften vom Toten Meer, die in den Höhlen bei Qumran gefunden wurden und spezifisch essenisch sind, und den intertestamentarischen Schriften oder Apokryphen, heute meist Pseudepigraphen genannt, die nicht zur kanonischen Bibel gehören.
  - 33 Weitere Einzelheiten lese man nach in der hervorragenden Darstellung Bernard Teyssedre in Kap.7 »Qumran: La tenebre à triple visage« in seinem Werk *Naissance du Diable*, a.a.O.
  - 34 Vgl. »Die Rolle der Bestimmung für den Kreis«, in: Andre Dupont-Sommer, *Die essenischen Schriften vom Toten Meer*, Tübingen 1961, S.193, A.d.Ü.
  - 35 »Das Martyrium des Jesaja«, in: Erich Weidinger, *Die Apokryphen*, a.a.O., S.520.
  - 36 »Das äthiopische Buch Henoch«, 15, in: *Die Apokryphen*, a.a.O., S.318.
  - 37 »Das Buch der Jubiläen«, 10, in: *Die Apokryphen*, a.a.O., S.161.
  - 38 Andre Dupont-Sommer, *Die essenischen Schriften vom Toten Meer*, a.a.O., S.148.
  - 39 »Das Testament Levis«, in: *Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments*, Tübingen 1900, Bd. II, S.466.
  - 40 »Testament Rubens«, in: Weidinger, *Die Apokryphen*, a.a.O., S.103.
  - 41 »Das Testament Simeons«, in: *Die Apokryphen*, a.a.O., S.105.
  - 42 Auf diesen seltsamen und wenig bekannten Punkt hatte John Allegro in: *The Dead Sea Scrolls: a Reappraisal* verwiesen.
  - 43 »Das Leben Adams und Evas«, in: *Die Apokryphen*, a.a.O., S.30.
  - 44 Roman Ghirshman, *L'Iran, des origines à l'islam*, Paris 1951.
  - 45 Paul Johnson, *A History of the Jews*, a.a.O., S.85.
  - 46 Ciarisse Herrenschildt, »Le mazdeisme«, in: *Le Grand Atlas des religions, Encyclopaedia Universalis*, 1988. Die Autorin fügt hinzu, daß dieser Text noch nicht vollständig erforscht ist.
  - 47 Romain Grishman, *L'Iran, des origines à l'islam*, a.a.O., S.199.
  - 48 *Ibid.*, S.244. Etwa zwanzig Jahrhunderte später, in einem offensichtlich ganz anderen Kontext, blieb die Staatspolitik Israels dem Iran gegenüber treu.
  - 49 Die erste historische Beschreibung dieser Wesen wird von den *Avesta* geliefert, und zwar sind dies die wohlwollenden Geister (die »Auspiziengeister«) oder *amesha spenta* — siehe Kap.6 —, die Ahura Mazda umkreisen und in eine Hierarchie unterteilt sind, die mit Varianten und anderen Namen vom Buch Henoch 1,20 wieder aufgenommen wird.
  - 50 Maurice Meuleau und Luce Pietri: »Le monde et son histoire«, Bd. I, in: *Le Monde antique et les debuts du Moyen Age*, Paris, S.140.
  - 51 Diesem Versuch erliegt Bernard Teyssedre in: *Naissance du Diable*, a.a.O., der auf brillante Weise eine Begründung entwickelt, warum die Schriften von Qumran als ein Abbild der mazdeistischen Theologie anzusehen sind.

- 52 Die Essener kehrten indes kurze Zeit später wieder nach Qumran zurück. Siehe R. de Vaux, *Archaeology and the Dead Sea Scrolls*, a.a.O.
- 53 2 Könige, 10;21.
- 54 »Kriegsrolle«, in: *Die Texte aus Qumran*, übersetzt von Eduard Lohse, München 1964, S.211.
- 55 Die berühmte Gestalt der Judith hingegen muß hiervon ausgenommen werden, denn es gibt sie nur in den alttestamentarischen Apokryphen, dem *Buch Judith*, einem patriotischen Werk, das mitten in die Zeit des Nebukadnezar fällt. *Das Buch Judith* könnte die letzte Verherrlichung des weiblichen jüdischen Heldentums gewesen sein, wie er sich in verschiedenen Büchern des Alten Testaments abzeichnet.

### **Der Teufel im Urchristentum**

- 1 Rudolf Bultmann, *Die Geschichte der synoptischen Tradition*, Göttingen 1967, S.272f.
- 2 Dennoch wird man sich immer wieder die Frage stellen, warum Johannes die Teufelsaustreibungen an keiner Stelle erwähnt, von denen Matthäus, Lukas und Markus so gerne berichten.
- 3 Mt., 7;22.
- 4 Mt., 8;16. Lk., 4;40-41.
- 5 Lk., 4;31-37.
- 6 Mk., 9;14-27.
- 7 Mk., 7;1-13. Seit Ende des 13. Jahrhunderts hielt man die unruhigen Geisteskranken für »Besessene« und sperrte sie unter unwürdigsten Bedingungen ein.
- 8 Lk., 5;12-13.
- 9 Lk., 5;20. Mk., 2;4-5.
- 10 Anders als die übrigen Evangelisten spricht Johannes nicht von den Teufelsaustreibungen und läßt auch die Versuchung in der Wüste unerwähnt.
- 11 Mt., 12;43-45. Bultmann, der hervorhebt, daß diese Sätze sich in Form und Inhalt von den übrigen Worten Jesu unterscheiden, schreibt über diese Passage, »sie entbehrt ganz christliche Züge« und nimmt an, daß sie der jüdischen Tradition entstammt.
- 12 Mk., 7;24-30.
- 13 Lk., 8;26-33. Mk., 5;1-13. Es handelt sich hierbei um jene Art von Ammenmärchen, die teilweise dazu beigetragen haben, daß die apokryphen Evangelien so sehr in Mißkredit gerieten, aber als »Worte des Evangeliums« in den kanonischen Evangelien akzeptiert wurden. »Daß die Dämonen in die Schweine fahren, entspricht einem Thema aus der Volksliteratur«, bemerkt Bultmann zu dem Bericht des Markus. »Der Böse soll in Wesen fahren, in denen er sich für gewöhnlich aufhält. Die Schweine gelten als dämonische Tiere. Daher auch der fränkische Ausspruch: >Geh zu den Schweinen, befreie mich von meinen Schmerzen.< Denn daß hier ein volkstümlicher Schwank auf Jesus übertragen wird, kann nicht zweifelhaft sein«, schreibt Bultmann über den Bericht des Lukas (*Geschichte der synoptischen Tradition*, a.a.O.). Bauerfeind, ein von Bultmann zi-

- tierter Exeget, stellt fest, daß für den christlichen Erzähler dieses Apologs der Dämon die Rolle des Messiasfeindes spielt und daß die Geschichte in diesem Sinne Jesu Messiasrolle betont. Haenchen, ein weiterer Exeget, hält es für einen »Widersinn«, daß Jesus erst den Namen des Dämonen in Erfahrung bringen mußte, um ihn austreiben zu können. Dennoch hat dieser naive und geistreiche Apolog zu einer reichhaltigen positiven Exegese geführt, ohne daß er je angezweifelt worden wäre. »Für Jesus«, so schreibt Albert Schweitzer, »war die Heilung von Besessenen Teil des Mysterium des Königreichs Gottes.« (*Le Secret historique de la vie de Jesus*, Paris 1961.)
- 14 Lk., 22;31. Das ist die einzige Erwähnung des Satans, die man in den synoptischen Evangelien finden kann. Johannes spricht nur vom »Fürsten dieser Welt«, einer spezifisch gnostischen Vorstellung: »Ich werde nicht mehr mit euch reden. Denn der Fürst dieser Welt kommt.« (14;30.)
- 15 Nach der Begegnung in Galiläa bei Matthäus, in Betanien bei Lukas und dem Frühmahl am See von Tiberias bei Johannes (bei Markus ist die Episode der Auferstehung offenkundig später angefügt) verschwindet Jesus in der Tat, aber auf Erden, aus den Berichten der Evangelien, ohne daß man wüßte, wohin er gegangen wäre.
- 16 Apostelgeschichte, 5;3-12. In der Erzählung des Lukas, dem Autor der Apostelgeschichte, wird Ananias' Frau, die bei der »Unterschlagung« des eigenen Geldes die Komplizin ihres Mann war, drei Stunden später von Petrus zurechtgewiesen und fällt tot \*u seinen Füßen.
- 17 Auf der Liste der Hohepriester, die vom Jahre 37 bis ins Jahr 70 gewirkt hatten, ist weder dieser noch ein ähnlicher Name vertreten (siehe Joachim Jeremias, *Jerusalem zur Zeit Jesu. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung zur neutestamentlichen Zeitgeschichte*, Göttingen 1962). Der Hohepriester Skeuas und seine sieben Exorzistensöhne, eine ganz unwahrscheinliche Geschichte, sind ein Beispiel unter anderen für die frei erfundenen Geschichten des Lukas.
- 18 Apostelgeschichte, 19;13-17.
- 19 1. Korintherbrief, 5;5.
- 20 2. Korintherbrief, 2;11.
- 21 *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, Paris 1990.
- 22 Ibid.
- 23 Ibid.
- 24 Ibid.
- 25 Ibid.
- 26 »Lactance«, in: *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, Bd. II, a.a.O.
- 27 Barnabasbrief, 18;l. In: *Schriften des Urchristentums*, Darmstadt 1984. Diese Texte, die in ihrer vollständigen Fassung im Jahre 1859 zusammen mit dem Codex Sinaiticus gefunden wurden, hatten in der Urkirche einen großen Erfolg; Origenes und Klemens von Alexandria sprachen ihnen kanonische Autorität zu; doch er stammt ganz gewiß nicht von Barnabas, dem Saulusbegleiter, da er erst nach dem Wiederaufbau des Tempels durch Hadrian geschrieben worden zu sein scheint.

- 28 Bonifas, *Histoire des dogmes de l'Eglise chrettenne*. Fischbacher, 1886.
- 29 *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, a.a.O.
- 30 Barnabasbrief, a.a.O., 20;1.
- 31 Bonifas, *Histoire des dogmes de l'Eglise chretienne*, a.a.O.
- 32 Die Geschichte von Konstantins Thronbesteigung erforderte selbstverständlich mehr als nur eine Fußnote, denn deren komplexe Peripetien sind Teil der ebenso komplexen Umwälzungen, die bei der Teilung des Reiches stattfanden. Als leiblicher Sohn von Konstantius I. und einer Herbergsbesitzerin teilte sich Konstantin ab 308 den Titel »Sohn des Augustus«, das heißt fürstlicher Prinz, mit Maximian Daia, während Licinius den Titel des Kaisers über die weströmischen Provinzen innehatte. Nach dem Tod von Maximian Daia erhob Konstantin Anspruch auf den Titel Augustus, den er schließlich durchsetzen konnte, als seine Armeen über Maxentius siegten, der den Kaisertitel trug, jedoch seit dem Kongreß von Carnuntum im Jahre 308 stillschweigend abgesetzt worden war. Erst im Jahre 323, nachdem er seinen Rivalen, den Mitkaiser Licinius, besiegt hatte, verfügte Konstantin über die beiden Throne in Rom und Byzanz.
- 33 Simon, *La Civilisation de l'AntiquM et le christianisme*, Paris 1972.
- 34 Clemens von Alexandria, *Mahnrede an die Heiden*, München 1934, S.138.
- 35 Maurice Sartre, *L'Orient romain*, Paris 1991.
- 36 »Gnose-gnosticisme«, *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, Bd. I, a.a.O.
- 37 Es gibt zahlreiche hervorragende Werke über die Gnosis, die jüngsten sind die Werke von H. Leisegang, *Die Gnosis*, Leipzig 1930, von R.M. Grant, *La Gnose et les origines chretiennes*, 1964, und von H.Ch. Puech, *En quete de la gnose*, 2 Bde, Paris 1978. Die Gnosis galt den Kirchenvätern zunächst als eine Verunreinigung des christlichen Denkens durch den Hellenismus. Grant beispielsweise sieht darin einen Ausdruck der jüdischen Angst, die durch die Katastrophen von 70 und 135 hervorgerufen wurde (den beiden Zerstörungen Jerusalems). Diese Deutung ist sicherlich begründet, doch scheint die jüdische Angst eher die Bereitwilligkeit gesteigert zu haben, die gnostischen Lehren anzunehmen, als daß sie sie selbst hervorgebracht hätte, denn die gnostischen Lehren war ganz offensichtlich bereits weitaus früher entstanden. Leisegang hingegen vertieft die Analyse, indem er die ägyptischen, griechischen und kleinasiatischen Quellen hervorhebt. Er spricht sogar von möglichen asiatischen Quellen. Erstaunlich ist die Schilderung des Irenäus, der im 2. Jahrhundert immerhin einer jener Autoren war, die das gnostische Gedankengut entschieden ablehnten. Für ihn ist es nämlich die Gnosis, das unmittelbare und intuitive Erkennen Gottes, also gewissermaßen die Erleuchtung, die »den Menschen von sich selbst, aus seinem Gefängnis des mit den Sinnen erfäßbaren [befreit], um ihn zu seiner wahren Bestimmung zu führen«. Nun sind das aber genau die Ziele des Buddhismus, und mir will scheinen, daß man bis heute den Einfluß der buddhistischen Lehrsätze, die im 4. Jahrhundert vor unserer Zeit mit Alexanders Rückkehr nach Griechenland ins Land kamen, vernachlässigt oder zumindest unterschätzt hat. Ebenso müssen wir festhalten, daß Hippolytos zu den wenigen Autoren des Urchristentums gehört, die den Einfluß Indiens erwähnen.

38 Jn., 14;30-31.

39 Römerbrief, 8;3.

40 1. Korintherbrief, 15;50.

41 »Arius, arianisme«, in: *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, a.a.O.

42 Im 3. Jahrhundert stellte eine vom Monarchianismus abgeleitete Strömung die Organisation des Kosmos ebenso in Frage: der Sabellianismus oder Modalismus. So genannt nach einem Priester wahrscheinlich lybischen Ursprungs, Sabellius, bestritt der sogenannte modalistische Monarchianismus die Theorie des Origenes, nach der es drei Hypostasen gab, die des Sohnes, des Vaters und des Heiligen Geistes, alle drei göttlicher Natur. Demzufolge, so argumentierten die Sabellianer, wäre es das göttliche Wesen Jesu Christus gewesen, das die Leiden erdulden und die Schmach der Kreuzigung auf sich nehmen mußte; das sei jedoch nicht annehmbar. Es durfte also nur eine einzige Hypostase geben, diejenige Gottes, die sich bald im Sohn, bald im Heiligen Geist manifestierte. Vater und Sohn waren folglich verschiedene Erscheinungswesen ein und desselben Wesens. Siehe: *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, a.a.O., und Simon, *L'Antiquite et le christianisme ancien*, a.a.O.

43 Entgegen manchen Behauptungen ist dieses Wort keineswegs von dem mutmaßlichen Häretiker Ebion abgeleitet, denn es stammt von dem hebräischen Wort, das »geistig arm«, also idiotisch, bedeutet. Epiphanes von Salamis schreibt die Entstehung der ebionitischen Häresie dem Einfluß der sogenannten elkesaitischen Bewegung zu, die in der parthischen Region entstand; diese Erklärung ist heute umstritten, denn die elkesaitische Bewegung ist nichts anderes als eine spezifisch essenische christliche Bewegung, die gewiß nicht aus dem parthischen Königreich stammte, sondern aus Babylon, das der parthischen Herrschaft Untertan war. Diese Bewegung wurde im Jahre 220 bekannt, als Alkibiades von Apameia das Manifest der Elkesaiten, das Buch Elchasai, nach Rom brachte. Auch Origenes erwähnt zwanzig Jahre später die Elkesaiten, als er davon berichtet, daß einer ihrer Anführer gerade in Caesarea angekommen sei.

44 Die Theologie des Simon Magus ist uns aus zwei Hauptquellen bekannt, Irenäus (»Avdersus haereses«, I, 16,1) und Hippolytos, *Des heiligen Hippolytus von Rom Widerlegung aller Häresien*, ein deutliches simonisches Werk, wahrscheinlich in ihrem vollen Umfang zitiert. Die Beschreibung des Simonismus, wie wir sie von Irenäus kennen, scheint aus zweiter Hand zu stammen und läßt auf frühere Quellen schließen.

45 *Encyclopaedia Britannica*, 1960, und »Mandeisme, mandeen«, in: *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, a.a.O.

### Die Nacht des Abendlandes

1 Anspielung auf den berühmten sartreschen Ausspruch: »L'existence precede l'essence«, wonach der zur Freiheit verurteilte Mensch sich definieren und in unüberwindbarer Subjektivität den Sinn seiner Existenz selbst geben muß. A.d.Ü.

- 2 »Arius-Arianisme«, in: *Dictionnaire encyclopedique du christianisme ancien*, a.a.O.
- 3 »Priscillian-Priscillianismus«, *ibid.* Obwohl das Werk dem Priscillian einen »erstaunlichen Wert« zuerkennt, wird merkwürdigerweise nicht erwähnt, daß er zum Bischof von Avila ernannt wurde.
- 4 Die Geschichte des Magnus Maximus ist bezeichnend für die Erschütterungen des späten Kaiserreiches. Er war ein spanischer Soldat, der Kaiser Theodosius I. auf verschiedenen Feldzügen begleitet hatte und der sich, als er nach Britannien einberufen wurde, wo seine Truppen sich langweilten, von diesen zum Kaiser Britanniens ausrufen ließ. Daraufhin eroberte er Gallien, wo er Gratian stürzte, den ehemaligen Kaiser des Ostreiches, der von Theodosius aufgrund seiner Entgleisungen und Betrügereien auf den Rang eines Provinzgouverneurs zurückgestuft worden war. Theodosius war gezwungen, ihm den kaiserlichen Titel Augustus zu verleihen und ihm den Titel Einziger Kaiser Galliens, Spaniens und Britanniens zuzuerkennen. In manchen Werken katholischer Eiferer wird er als der alleinige Verantwortliche an Priscillians Hinrichtung dargestellt und noch dazu als »Hochstapler« bezeichnet. Doch die Wahrheit sieht ganz anders aus; zunächst einmal war Maximus völlig rechtmäßig Kaiser und als solcher von Kirchenräten, den Bischöfen, umgeben, denn Maximus hätte das Konzil von Bordeaux nicht ohne Unterstützung der Bischöfe einberufen können; und schließlich wurde das Konzil ja auch erst auf Betreiben der Bischöfe Itacius von Ossonoba und Hydatus von Emerita einberufen, den niederträchtigen Vorreitern von Bischof Cauchon. Folglich trägt die Kirche die volle Verantwortung für Priscillians Märtyrertod.
- 5 Der angebliche Enkratismus Priscillians ist eine Mär, die von verschiedenen Konzilen aufrechterhalten wurde, und sie hätte bis zur Gegenwart überlebt, wenn nicht G. Schepps im Jahre 1889 elf Schriften des Priscillian entdeckt hätte, die belegen, daß Priscillians Theologie völlig orthodox war. Demnach ist Priscillian ein Opfer der Phantasmen der Kirche gewesen. Vgl. E.C. Babut, *Priscillien et le priscillianisme*, Paris 1909.
- 6 »Priscillian«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1962.
- 7 Laut A. Bailly, *Hachette Dictionnaire grec-francais* (diese Fußnote ist ganz besonders gewissen Sakristeihanseln zudedacht, die in ihrer böswilligen Ignoranz anderen ein X für ein U vormachen wollen).
- 8 Vgl. Kapitel 15.
- 9 Carl Joseph von Hefele, *Conciliengeschichte*, Freiburg im Breisgau, Bd.III, S.17, 1877; Bd.IV, S.795, 1875.
- 10 *Ibid.*, Bd. V, S.878, 1886.
- 11 »Etymologies«, VIII, 2, Oxford 1911.
- 12 Augustinus, *Der Gottesstaat*, XV, 23, Zürich 1955.
- 13 Roland Villeneuve, *Dictionnaire du diable*, Paris 1989.
- 14 *Ibid.*
- 15 Nachdem Pierre de Sermoise all die erstaunlichen Extreme in der Rechtsprechung aufgelistet hat (*Jeanne d'Arc et la mandragore*, Paris 1982), hält er es für wahrscheinlich, daß Jeanne schließlich vor dem Scheiterhaufen gerettet wurde

- und daß man an ihrer Statt eine andere, eine »echte Hexe« verbrannte. Die Beweisführung ist plausibel, aber es steht nach wie vor fest, daß schon die bloße Anklage der Hexerei ausreichte, um die Jungfrau auf den Scheiterhaufen zu bringen, selbst wenn sie gar nichts getan hatte.
- 16 Alvaro Prelayo, *Deplanctu ecclesia*; zitiert von Ludwig Freiherr von Pastor, *Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance*, 10 Bde, Freiburg im Breisgau 1920.
- 17 Francisco Petrarca, *Lettres sans titre*, Paris 1885; zitiert aus E.R. Chambertin, *The BadPopes*, New York 1969.
- 18 Zitiert von Pierre Carnac, *Propheties et prophetes de tous les temps*, Paris 1991.
- 19 Ibid.
- 20 Spätestens ab dem 4. Jahrhundert bildete die Inquisition zunehmend festere Strukturen aus, wie es die Hinrichtung Priscillians bezeugt, die bei zahlreichen Klerikern auf Mißbilligung stieß. »Ab Ende des 10. bis Anfang des 12. Jahrhunderts wurden in Frankreich, in Italien, im Reich und in England zahlreiche Häretiker durch den Scheiterhaufen oder den Strang hingerichtet.«
- 21 Ibid.
- 22 Borislav Primov, *Les Bougres - Histoire du pope Bogomile et de ses adeptes*, Paris 1975.
- 23 Ibid.
- 24 Nicht zu verwechseln mit Cosmas, dem Mönch, der etwa fünf Jahrhunderte früher lebte.
- 25 Zitiert von Primov.
- 26 Bericht von Anne Komnenios, *ibid.*
- 27 Primov, *Les Bougres*, a.a.O. Manche »Bischöfe« wurden in ihrem Amt durch das *consolamentum* des »Papstes« Niketas bestätigt, andere wurden neu eingesetzt. Die Hervorhebungen stammen von mir, nicht aus Ironie, sondern um eine Verwechslung mit dem Papst und den Bischöfen der Römischen Kirche auszuschließen.
- 28 Indes war die katharische Bewegung selbst von einer Spaltung bedroht, da ein latenter Konflikt schwärte zwischen der bogomilischen Strömung, angeführt von »Papst« Niketas, und der »häretischen« paulikanischen Strömung, die einen noch viel strengeren Dualismus lehrte und von einem anderen »Papst« angeführt wurde, Petrak oder Petar, dessen Bewegung, die sich in der Lombardei niedergelassen hatte, einen gewissen Garatus zum »Bischof« oder »Gegen-Bischof« hatte. Die »orthodoxe« Bewegung gab sich am Ende sogar einen »Gegenpapst« namens Barthelemy. Primov, *Les Bougres*, a.a.O. Man kann sich denken, daß sich der Katharismus selbst ohne die Reaktion in Rom in zwei, wenn nicht gar drei Strömungen gespalten hätte.
- 29 Jeffrey Richards, *Sex, Dissidence and Damnation - Minority Groups in the Middle Ages*, London und New York 1991.
- 30 Ibid.
- 31 Ibid.
- 32 Ibid.

- 33 Es gibt kein Teufelsdogma, sondern nur einzelne Punkte, die den Konzilsbeschlüssen entnommen sind und allesamt Widerlegungen von Lehrmeinungen darstellen, die ketzerisch sind oder zur Ketzerei führen könnten. Dazu gehörten die Lehren des Origenes und der Origenisten, die Theorie der Metempsychose oder Wiedergeburt, sowie die Lehre von der Erlösung des Teufels und der bösen Geister im Königreich Gottes. Ebenso verurteilt wurden die manichäischen und priscillianistischen Lehrmeinungen, in denen die Ansicht vertreten wurde, der Teufel sei so, wie er ist, erschaffen worden, d.h. böse, ein Gedanke, welcher der Behauptung gleichkommt, Gott habe das Böse erschaffen. Das 4. Laterankonzil verurteilte auch die Wiederauferstehung manichäischer Lehrsätze in ihrer albigensischen Version. Das erste Vatikanum, das im Jahre 1869 einberufen wurde, zwang den Christen weder eine bestimmte Vorstellung von der Spiritualität des Teufels und der Dämonen auf, noch wurde dort der Zeitpunkt seines Sündenfalls bestimmt. Nach den abscheulichen Exzessen der vorgegangenen Jahrhunderte scheint die zeitgenössische Kirche wieder zur Lehre des Athanasius zurückgekehrt zu sein, für den einzig und allein die Beziehung des Menschen zu Gott zählt und nicht seine Beziehung zum Teufel.
- 34 Der Teufelswahn war in der Tat eine Angelegenheit jener Länder, die der Römischen Kirche unterstanden. Die Ostkirchen, die ohne Dogmen waren und nur Prinzipien verfochten, nahmen gegenüber dem Teufel von Anfang an eine wesentlich reserviertere Haltung ein. So griff man den Gedanken des Didymus aus Alexandrien (»der Blinde«) wieder auf, der im 4. Jahrhunderts geschrieben hatte: »Nicht das Begehren ist böse, sondern ein bestimmtes Begehren« (Fragmenta in proverbia, XI; 7). Trotz der Tatsache, daß für die Orthodoxie die Wüsten die eigentlichen Aufenthaltsorte der Dämonen sind, wie Lukas (11;24 und 7;23) schreibt, genossen die Eremiten weitaus größeres Ansehen als die Priester, die in Gemeinschaften lebten. Die Eremiten, »Athleten der Askese«, waren den Teufeln und Dämonen mit ihrem »unerträglichen Gestank« viel stärker ausgesetzt. Der östliche Monarchismus ist nicht so stark wie der westliche von der kontemplativen Mystik geprägt, denn die »östliche Mystik ist antivisionär und erklärt jede imaginative Kontemplation [ . . . ] zu einer Falle des Teufels«, da das Geistige durch die Illusion, »die Gottheit in Gestalten und Formen zu umschreiben«, verfälscht wird (Paul Evdokimov, *L'Orthodoxie*, Neuchâtel 1955).
- 35 Grillot de Givry, *Witchcraft, Magie & Alchemy*, New York 1971.
- 36 Ibid.
- 37 Jakob Sprenger, Heinrich Institoris, *Der Hexenhammer*, München 1987.
- 38 Defoe, *Histoire du Diable*, a.a.O., Bd. II.
- 39 Grillot de Givry, *Witchcraft, Magie & Alchemy*, a.a.O.
- 40 Villeneuve, *Dictionnaire du Diable*, a.a.O.

## Der Islam

- 1 Die Assassinen [arab. Al Haschaschun] waren ein Geheimbund der schiitischen Ismailiten, der von Hassan-i Sabbah auf der Bergfestung Alamut um 1090 gegründet wurde. Von den Mitgliedern wurde bedingungsloser Gehorsam verlangt.

- Zum Lohn durften sie die Paradiesfreuden mittels einer Sonderzulage Haschisch vorwegnehmend erfahren. Die Assassinen breiteten sich über den Iran, Syrien und Palästina aus. Sie suchten ihre Ziele durch Mordanschläge durchzusetzen, wobei sich Hassan-i Sabbah seiner ergebenen Bande von Meuchelmördern bediente, daher frz. assassin = Mörder. A.d.Ü.
- 2 H.W.F. Saggs, *Civilisation before Greece and Rome*, New Haven und London 1989.
  - 3 Erst im 20. Jahrhundert haben Historiker wie Wahb ibn Munnabih, El-Hassan ibn Ahmed und Hamdani begonnen, die alte Geschichte Südarabiens zu studieren, wie Neu Asher Silbermann bemerkt in seiner Studie: *Between Post and Present - Archaeology, Ideology and Nationalism in the Modern middle-East*, New York 1989. Nationalistische Eitelkeiten sollten die Forschungen bis in die achtziger Jahre behindern. So wurde die Ausgrabungskampagne, die in den Jahre 1951/52 von der American Foundation for the Study of Man in Marib, im »Heiligtum von Balkis«, der berühmten Königin von Saba, durchgeführt wurde, abrupt durch die Revolution im Nordjemen unterbrochen, und zwar aufgrund eingestandener politischer (das neue Regime war marxistisch) und uneingestandener religiöser Gründe. Außerdem galt es als taktlos, daran zu erinnern, daß die Völker der Halbinsel vor Mohammed weder allesamt »arabisch« - ein recht ungenauer Begriff - noch allesamt Monotheisten gewesen waren. Und doch ist man überrascht, wenn man feststellt, daß manchen Autoren die alte Geschichte des Orients völlig unbekannt ist, obwohl sie doch immerhin über die Geschichte der Religionen schreiben.
  - 4 Der Name ist griechischen Ursprungs. Das minäische Königreich ist auch unter den Namen Ma'in oder Ma'an bekannt.
  - 5 »Semitic Languages«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1960.
  - 6 I Könige, 11;5.
  - 7 2 Könige, 23;13.
  - 8 Manfred Lurker, *Lexikon der Götter und Dämonen*, Stuttgart 1984.
  - 9 »Sabaeans«, in: *Encyclopaedia Britannica*, 1960.
  - 10 In der deutschen Koranversion wird nur von den »Sabäern« gesprochen, dabei handelt es sich um die Sabier, eine Täufersekte, wie aus der Anmerkung deutlich hervorgeht: »Mohammed hält sie für die Johanneschristen.« Der Autor bezieht sich auf die Koranversion von Andre Chouraqui, Paris 1990, da sie zusammen mit der Version von Regis Blachere dem Originaltext am nächsten kommt. Aus eben diesem Grunde wurde für die deutschen Zitate die anerkannte deutsche Übersetzung von Ludwig Ullmann in der überarbeiteten und kommentierten Fassung von L.W. Winter herangezogen. A.d.Ü.
  - 11 Die Verwirrung rührt daher, daß das frz. Wort »sabeen« gleich dreierlei bezeichnet: erstens ist es die von Saba abgeleitete Bezeichnung für ein Volk Arabiens, das im Jemen lebte, zweitens die Bezeichnung für eine im Koran erwähnte Sekte (wahrscheinlich christliche Sternanbeter) und drittens die Bezeichnung für eine gnostische Sekte, deren Religion wahrscheinlich der erstgenannten Sekte ähnlich war. Letztere, die Anhänger einer synkretistischen Taufreligion im Ostjordan-

- land und in Syrien im 2. bis 7. Jahrhundert, werden in den Quellen als Sabier, Sobier oder Sampsäer bezeichnet (von aram. zeba' = waschen) A.d.D.
- 12 Die Bezeichnung Johannischristen ist irreführend, denn die Mandäer sind ja gerade antichristlich; und zwar in ganz besonderem Maße seit dem Konzil von Nizäa, da sie nicht an *Eshu msiha* glauben, Jesus, den Messias, den sie für einen Pseudo-Messias halten und den »Byzantiner« nennen. Der wahre Jesus heißt für sie Anusch und ist, wie der andere, »zur Zeit des Pilatus« geboren worden. Es ist zu vermuten, daß das muslimische Motiv vom Doppelgänger Jesu, der anstelle des wahren Jesus gekreuzigt worden sein soll, dieser mandäischen Idee nicht fremd ist. Als Gnostiker, die treu ihrem Meister, Johannes dem Täufer, folgen, zu dessen Ehren sie häufig rituelle Waschungen vornehmen, unter fließendem und nicht mit stehendem Wasser, wie es Johannes der Täufer im Jordan tat, haben die Mandäer gewisse Gemeinsamkeiten mit den Essenern. Dabei handelte es sich im allgemeinen um wenig gebildete Leute, denn sie scheinen beispielsweise zwischen den Juden und den Christen nicht klar unterschieden zu haben.
- 13 I Makkabäer, 5;26. Das ist auch die Stadt, über die bei Jeremias (48;26) in seinen Schmähreden auf Moab das Gericht gekommen ist.
- 14 Laut der entsprechenden Anmerkung von Chouraqui.
- 15 Kommentar von Chouraqui zu Vers 10;38: »Er (Mohammed) hat ihn verfaßt (erdichtet)?«
- 16 Maxime Rodinson, *Mohammed*, Frankfurt a.M. 1975,8.113.
- 17 Koran, 16;100 (dt. Ausg. von Lazarus Goldschmidt, 1916, S.639: »Besitzer, Inhaber, Benennung des über die Hölle gesetzten Engels«).
- 18 Koran, 43;77.
- 19 Koran, 6;121. Laut Chouraqui sollen diese Teufel die Anhänger Zarathustras gewesen sein, die in Mekka tätig waren.
- 20 Koran, 7;31.
- 21 Vor allem in den Suren 45,46 und 62.
- 22 Koran, 20;118.
- 23 Koran, 37;159.
- 24 Siehe 56. Sure, 18f. A.d.Ü.
- 25 Koran, 6;40.
- 26 Koran, 39;72.
- 27 Rodinson, *Mohammed*, a.a.O.
- 28 Gustav E. von Grunbaum, *Studien zum Kulturbild und Selbstverständnis des Islam*, Stuttgart 1969, S.III.
- 29 Anmerkungen von Chouraqui, 19;52 und 20;79. Koran 7;128. Die Anerkennung des Moses wird durch den Vers 132 bestätigt, der die Götzenanbeter als Feinde Moses bezeichnet.
- 30 Koran, 20;19 / 2;61 / 7;13-108 / 26;33-46 / 27;29 und 32.
- 31 Koran, 3;36.
- 32 Koran, 3;41.
- 33 Koran, 3;46-48.
- 34 Als er die Göttinnen des vorislamischen Arabiens scharf kritisieren wollte, nämlich Allat, Al-Uzza und Manat, die in Form von Statuen dargestellt wurden, die

erste als Frau, die zweite als Baum und die dritte als Stein (wahrscheinlich ein Meteorit), stimmte er unter dem Einfluß Satans ein Loblied auf sie an. Nachdem er also folgendermaßen begonnen hatte:

*Was denkt ihr denn wohl von Allat und Al-Uzza und von Manat, der anderen dritten Göttin?*

schrieb er unter der teuflischen Einflüsterung:

*Es sind die Erhabenen Vögel,*

*Und ihre Fürsprache ist gewiß erwünscht.*

Tabarri berichtet, daß die Koreischiten, als sie diesen Vers hörten, alle von großer Freude erfüllt wurden und sich niederwarfen, Muslime wie Nichtmuslime. Doch später tat der Erzengel dem Mohammed kund, daß er vom Teufel getäuscht worden sei. Mohammed korrigierte diese beiden letzten Verse und ersetzte sie durch die folgenden:

*Habt ihr nur die Söhne und Allah nur die Töchter?*

*Wahrlich, das wäre eine ungerechte Verteilung[...]*

(53;21-22).

Dieser Irrtum hat - in ausgefallenen und respektlosen Extrapolationen - den *satanischen Versen*, von denen hier nicht die Rede sein soll, als Thema gedient.

35 General Gourgaud, *Journal II*.

36 N. Siouffi, *Études sur la religion des Soubbas ou Sabéens, leurs dogmes, leurs moeurs*, Paris 1880. Siouffi war französischer Konsul in Bagdad, und ein großer Teil der Kenntnisse, die wir über die Mandäer besitzen, stammt von ihm.

37 Gustav E. von Grunebaum, *Studien zum Kulturbild und Selbstverständnis des Islams*, a.a.O., S.110.

38 Al-Gahiz, *Kitab al-Ahbar*, in: Franz Rosenthal, *Das Fortleben der Antike im Islam*, Zürich 1965, S.67. Abu Osman Ibn Banr el-Gahiz, genannt El-Gahiz (Dschahiz), ist der erste arabische Essayist und einer der berühmtesten Autoren der klassischen arabischen Literatur. Er war ein Mutazilit, das heißt als Mitglied der Sektengruppe der Charidschiten gründete er seine eigene Sekte.

## Nachwort

1 *Katechismus der Katholischen Kirche*, Artikel 2109, München 1993.

2 Vgl. Friedrich Nietzsche, »Die Fröhliche Wissenschaft«, in: *Gesammelte Werke*, Bd. XII, München 1922.